

DIE WELTWOCHEN



Scheinheilige Supermacht

Skrupellos tun die USA alles, um ihre Widersacher zu schwächen.
Und verkaufen das als Politik der Werte. *Michael Lüders*

Neutralität: Kippt Chiesa?

SVP-Präsident provoziert China mit geplantem Taiwan-Trip. *Marcel Odermatt*

Der Bio-Papst, der auf Gentech hofft

Grosses Gespräch mit Landwirtschaftspionier Urs Niggli.
Beat Gygi

«Ich bin ein altmodischer
Freiheitskämpfer»
Viktor Orbans Plädoyer
für die Werte
des Westens

4 194407 006902 32

SAAGEHAFTS USEM GLARNERLAND



ADLER BRÄU

Unter dem Label «Saagehafts usem Glarnerland» präsentiert Adler Bräu ganz aussergewöhnliche Perlen der Braukunst.

Als Namensgeber für die handlichen 29-cl-Flaschen dienen Glarner Sagen, die genau wie Adler Bräu

in Schwanden, seit jeher tief im Kanton Glarus verwurzelt sind.

Erfahren Sie mehr über unsere Sagenbiere und die Glarner Sagenwelt auf www.brauereiadler.ch.



Viktor Orbáns grosse Rede in Dallas

Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán hat an der wichtigsten Veranstaltung der amerikanischen Konservativen in Dallas, grosse Ehre, kürzlich eine Rede halten dürfen. Sie war hervorragend. Selbstbewusst und humorvoll plädierte er für die Werte des Westens: Christentum, Freiheit, traditionelle Familie, tiefe Steuern. Er beschwor die Republikaner, den Krieg in der Ukraine nicht durch Waffenlieferungen und Sanktionen, sondern durch Verhandlungen mit Russland zu beenden.

«Ich bin ein altmodischer Freiheitskämpfer», begann Orbán seine Ausführungen und bedankte sich mehrfach bei den Gastgebern, «den bedeutendsten Konservativen der USA». Orbán sieht den Westen «im Krieg mit sich selbst». Die Linke habe einen «Kulturkampf» gegen die «christlichen Wurzeln unserer Zivilisation» entfesselt, und um diesen Kulturkampf zu gewinnen, müssten die Konservativen an genau diesen christlichen Fundamenten festhalten.

«Wir müssen unseren jüdisch-christlichen Lehren vertrauen», rief Orbán den Republikanern zu, «denn diese Lehren helfen uns, zu entscheiden, welche unserer Handlungen gut und welche böse sind.» Wer an Gott glaube, könne kein Rassist sein, er könne auch nicht einfach tun, was er wolle. Es gebe Grenzen, und es sei kein Zufall, dass die grössten Verbrechen der Menschheit von Nazis und Kommunisten verübt worden seien, die das Christentum gehasst hätten.

Seinen grössten Gegenspieler, George Soros, nannte Orbán den «reichsten und einen der weltweit talentiertesten Ungarn» mit einer «Armee» von «Geld, NGOs, Universitäten, Forschungseinrichtungen und der halben Brüsseler Bürokratie» zur eigenen Verfügung: «Er glaubt, die Werte, die uns teuer sind, führten zu den Schrecken des 20. Jahrhunderts. Aber es ist genau umgekehrt. Unsere Werte bewahren uns davor, die Fehler der Geschichte zu wiederholen.»

Orbán riet den Konservativen, mit aller Entschlossenheit den Kampf gegen die linken Revolutionäre und ihre liberalen Verbündeten aufzunehmen. Die Politik als Feld der Auseinandersetzung genüge nicht. «Dies ist ein

Kulturkrieg. Wir müssen unsere Kirchen wiederbeleben, unsere Familien, unsere Universitäten und unsere gesellschaftlichen Institutionen.» Ungarn sei eine alte, stolze, aber nur David-kleine Nation. Sie stehe allein gegen den globalistischen «Woke-Goliath» der «Freiheitsfeinde».

Orbán verteidigte seine Asylpolitik der kontrollierten Landesgrenzen, Ungarns «Nulltoleranz-Politik gegen Rassismus und Antisemitismus». Versuchen, den Kindern an den Schulen Gender-Theorien aufzunötigen, er

«Wir brauchen nicht mehr Geschlechter, sondern mehr Polizisten, weniger Dragqueens, mehr Chuck Norris.»

teilte er eine Absage: «Kurzum: Die Mutter ist eine Frau, der Vater ist ein Mann, und lasst unsere Kinder in Ruhe!» Statt Ideologien gelte der Rechtsstaat: «Wir brauchen nicht mehr Geschlechter, sondern mehr Polizisten, weniger Dragqueens, mehr Chuck Norris.»

Die Rechte dürfe den Kampf gegen die «liberale Linke» nicht mit linksliberalen Mitteln führen, sondern müsse den eigenen Regeln folgen. «Unsere Gegner benutzen die liberalen, freiheitlichen Institutionen, die liberalen Ideen und die liberale Sprache, um ihre hegemonialen marxistischen Pläne zu verbergen.» Die «Progressiven» wollten, «wie die Nazis und die Kommunisten», die westlichen Werte beerdigen, um eine neue, «postwestliche Welt» zu errichten.

«Wer stoppt sie, wenn nicht wir?»

Zum Krieg in der Ukraine fügte Orbán hinzu, dass er nicht an eine militärische Lösung oder an Sanktionen glaube. «In meinen Augen verlängert und eskaliert die Strategie der globalistischen Führer den Krieg. Sie vermindert die Chancen auf einen Frieden.» Ohne amerikanisch-russische Gespräche werde es «nie Frieden» geben in der Ukraine. «Immer mehr Menschen werden sterben und leiden, und unsere Wirtschaften kommen an den Rand des Untergangs.»

Auf dem «Weg des geringsten Widerstandes» werde man den Sieg nicht finden. «Wir müssen die Institutionen in Washington und Brüssel zurückgewinnen. Wir brauchen einander als Freunde und Verbündete.» Die US-Wahlen und die EU-Parlamentswahlen in zwei Jahren sieht Orbán als die «beiden Fronten in der Schlacht um die westliche Zivilisation». Es werde schwer, doch Orbán erinnerte an Papst Johannes Paul II.: «Es gibt keinen Feind, den Christus nicht schon besiegt hätte.»

Bezeichnenderweise konnten die meisten europäischen Medien nichts mit Orbáns Rede anfangen. Die *Frankfurter Allgemeine* sprach abfällig von «Kriegsrhetorik». Andere deutsche Zeitungen kanzelten Ungarns Premier als «Leitfigur im Kampf gegen den Liberalismus» ab. Auch die NZZ hält nicht viel vom «EU-Aussen-seiter» Orbán, der von «Gleichgesinnten wie ein Held» gefeiert werde. Die aus unserer Sicht bedeutende Rede des Premierministers dokumentieren wir in dieser Ausgabe. R. K.

«Ich bin ein altmodischer Freiheitskämpfer»: Lesen Sie Viktor Orbáns Rede auf Seite 46



Marco Chiesa, Leslie Grace, Charles Moore über Boris Johnson, Bio-Papst Urs Niggli, Bier-Spezial

Marco Chiesa ist als Präsident der SVP erfolgreich unterwegs. Die Volkspartei verbucht wichtige Erfolge, etwa beim CO₂- oder beim Mediengesetz. Die Stimmung ist entsprechend gut. Dem sympathischen Tessiner gelingt es, die unterschiedlichen Flügel auf eine gemeinsame Linie einzuschwören. Doch jetzt sorgt ausgerechnet der ausgleichende Chiesa für Unruhe in der grössten Schweizer Partei. Während die SVP die Neutralitätspolitik des Bundesrats auf allen Kanälen kritisiert und Partei-übertäter Christoph Blocher eine Initiative zum Thema lanciert, plant Chiesa in «naher Zukunft» eine Reise nach Taiwan. Die Chinesen würden eine solche Visite eines wichtigen Parlamentariers zweifelsohne als Affront betrachten. Die Frage stellt sich: Wie ernst ist es dem SVP-Präsidenten mit der strikten Neutralität? Kippt Chiesa? **Seite 20**

In Hollywood geschah Seltsames: Warner Bros. liess den jüngsten Superheldinnenfilm «Batgirl» kurz vor der Veröffentlichung im Giftschrank verschwinden – das 90 Millionen Dollar teure Werk wurde gecancelt. War es den Verantwortlichen politisch zu korrekt? War es einfach schlecht? Oder lag es an der Hauptdarstellerin Leslie Grace? Sarah Pines nimmt das glücklose «Batgirl» unter die Lupe. **Seite 23**

Charles Moore ist in Grossbritannien eine Institution. Margaret Thatcher persönlich hat ihn als ihren Biografen auserkoren. Umso ge-



90-Millionen-Dollar-Werk gecancelt:
«Batgirl» Leslie Grace.

spannter wartet die Öffentlichkeit auf seine Analysen, wenn es nun um die Wahl des neuen britischen Premierministers geht. Als er Urs Gehrig in London zum Gespräch empfing, war der Stuhl, den ihm Moore zuwies, noch warm. Kurz zuvor hatte der konservative Star-kolumnist den Spitzenkandidaten Rishi Sunak interviewt, der sich mit Liz Truss um die Parteispitze und den Premierposten duelliert. Exklusiv für die *Weltwoche* beschreibt Moore Stärken und Schwächen der Rivalen. Er verrät das Erfolgsrezept der Tories, die sich als die diverseste Partei Europas präsentieren. Und er beschreibt, wie Boris Johnson durch ein Komplott gestürzt wurde. Das letzte Kapitel des blonden Polit-Derwischs sei noch nicht geschrieben, ist Moore überzeugt: «Gut vorstellbar, dass er zurückkommt.» **Seite 24**

Landwirtschaft und Nahrungsmittel sind im Brennpunkt des Interesses, der Ukraine-Krieg verschärft Hungerprobleme in der Welt. Wir fragen Urs Niggli, einen der profiliertesten Agrarwissenschaftler Europas, wie er die Chancen für eine Verbesserung der Lage sieht, wie die Ernährung der Menschheit künftig gesichert werden kann. Niggli, der seine Karriere in der Erforschung des Biolandbaus gemacht und sich einen Ruf als Bio-Papst erworben hat, ist für die kürzere Frist wenig optimistisch. Die konventionelle Landwirtschaft trage zu wenig Sorge zu den Produktionsgrundlagen, die Bio-Landwirtschaft dagegen sei zu wenig produktiv. Aber mittelfristig sieht er jetzt einen Ausweg: Bio kombiniert mit Gen- und Hightech, das führe in ein neues Zeitalter. **Seite 28**

An heissen Sommertagen erfreut wohl kaum etwas das Gemüt so sehr wie ein kühles Bier. Nach zwei pandemiebedingt durchgezogenen Sommern fliesst der vergorene Gerstensaft dieses Jahr reichlich. Feiern, Bierfestivals und ein umfangreiches Universum an Spezialitäten laden dazu ein, das perlige Getränk zu ergünden. Es gibt wenige Genussmittel, bei denen sich in den letzten Jahren so viel getan hat. Der Anziehungskraft des Biers kann sich auch die *Weltwoche* nicht entziehen: Wir widmen dem Bier einen grossen Themenschwerpunkt. **Seite 57–72**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



VIP-Kulturreise «Brunettis Venedig»

Unterwegs mit Commissario Brunetti

Sind Sie bereit für Entdeckungen voller Spannung, Kultur und Kulinarik? Auf unserer 5-tägigen Leserreise erkunden wir Venedig mit den Augen von Commissario Brunetti, dem legendären Roman-Inspektor von Bestseller-Autorin Donna Leon. Erleben Sie die Lagunenstadt mit kriminalistischem Spürsinn!

Mit Commissario Guido Brunetti hat Donna Leon einen intelligenten, kultivierten Genussmenschen erschaffen. Die Schauplätze beschreibt die Krimiautorin so detailliert, dass sie mit Hilfe eines Stadtplanes erkundet werden können. Die Restaurants, die sie erwähnt, sind allesamt Geheimtipps.

Unsere Fährte führt uns durch die verwinkelten Gassen und Kanäle der historischen Sestieri abseits der Touristenströme. Wir geniessen die venezianische Küche und erhalten emotionale Einblicke. Nach erfolgreichen Ermittlungen lassen wir den Tag gemütlich bei einem Aperitif und dem anschliessenden gemeinsamen Abendessen ausklingen. Für Gesprächsstoff und allerlei Spekulationen ist gesorgt.

Der Fischmarkt, Brunettis Wohnhaus im Viertel San Polo und der Besuch des ältesten Gettos von Europa in Cannaregio sind weitere Höhepunkte der unvergesslichen Spurensuche. In der Gondelwerkstatt Squero di San

Trovaso erhalten wir Einblick in den traditionellen Gondelbau. Wir logieren im 4-Sterne-Hotel «Palace Bonvecchiati» inmitten des historischen Zentrums.

Beim fakultativen Ausflug am dritten Reisetag setzen wir per Schiff nach Torcello und Burano über. Die malerischen Inseln in der Lagune von Venedig sind bekannt für ihre buntbemalten Fischerhäuser sowie das edle Spitzenstickerei-Handwerk.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Kulturreise «Brunettis Venedig»

Reisetermin:

3. bis 7. November 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich-Venedig-Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 4 Übernachtungen mit Frühstück
- 2 Abendessen im Restaurant
- 1 Abendessen in einer Trattoria
- 3-Tages-Dauerfahrkarte für Linienboote und Busse auf dem Lido di Venezia
- Orientierungsspaziergang durch Venedig
- Ausflug «Sestieri und Venedigs Gondeln»
- Ausflug «Brunettis Kulinarik in San Polo und Getto in Cannaregio»
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Torcello und Burano» inkl. Eintritt, Aperitif und Mittagessen: Fr. 100.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1780.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 2080.–

Einzelzimmerzuschlag: Fr. 570.–

Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

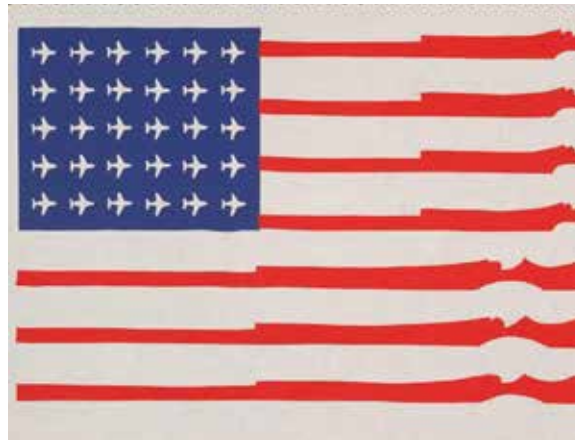
Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Ikone der Globalisierung: Bob Marley. S. 36



Die scheinheilige Supermacht: Amerika. S. 12



Gentech gegen Hunger: Urs Niggli. S. 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Amerikas politisierte Justiz
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Marco Chiesa
- 10 Tagebuch Stefan Meierhans
- 11 Bern Bundeshaus
Gefährlichste Denkfabrik der Schweiz
- 12 Scheinheilige Supermacht
Skrupellos schwächen sie ihre Gegner
- 14 Taiwans Aufstieg zum Ärgernis
Zankapfel und Pulverfass
- 15 «Panda-Töterin»
Nancy Pelosi's Spiel mit dem Feuer
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 Sanija Ameti Sie will nicht danken
- 18 Mörgeli Der ewige Schwarze Peter
- 18 Schweizer bezahlen am meisten
SRF schwimmt im Geld. Wie lange noch?
- 19 Peter Bodenmann
Sandburgen statt Stauseen und AKW?
- 20 Kippt jetzt auch die SVP?
Parteichef Marco Chiesa auf Abwegen
- 21 Wandern: Art Furrers Überlebenstipps
- 22 Deutschlands Fachkräfte hauen ab
Junge und Ehrgeizige suchen das Weite
- 23 Fledermaus im Giftschränk
Das gecancelte Batgirl Leslie Grace
- 24 «Es gab eine Art Komplott»
Charles Moore über Boris Johnson
- 27 Kriegsverbrechen für das Gute
Unbequeme Wahrheiten im Ukraine-Krieg

- 28 Urs Niggli
Der Bio-Papst, der auf Hightech hofft
- 30 Sie tanzte nackt, raste dem Tod davon
Rennfahrerin Hellé Nice
- 31 Kurt W. Zimmermann
Ermittlungen gegen Enthüllungen
- 32 Ukraines polnische Gespenster
Wurzeln des Nationalbewusstseins
- 35 Anabel Schunke
Bekloppter wird es nicht mehr
- 36 Rebellischer Kommerz Wie Reggae zur globalisierten Gute-Laune-Musik wurde
- 38 Milliarden-Erbe greift Disney an
David Ellisons Hollywood-Imperium
- 39 Herodot
- 40 Der Journalismus schafft sich ab
Medien zwischen Wahrheit und Lüge
- 42 Inside Washington
- 43 Kulturelle Aneignung ist ein Segen
Fremdes bringt das Leben zum Blühen
- 44 Intellektuelle Selbstvergottung
Wie Karl Popper Platon widerlegte
- 45 Lob des Warmduschens
Tut es, solange es noch klappt
- 46 Viktor Orbán Die grosse Rede des ungarischen Staatschefs in Dallas
- 50 Zürichs Krieg gegen das Auto
Gewerbe verliert Kunden, Zeit und Geld
- 51 Tamara Wernli
So erfolgreich manipulieren Frauen
- 52 Tom Kummer
Berliner, die Urs Fischer lieben
- 54 Leserbrief
- 55 Nachrufe
Olivia Newton-John, Hans Bangerter
- 56 Beat Gygi
Plötzlich ist man in einer Scheinwelt

FOKUS: BIER

- 57 Guldene Glück
Kulturgeschichte des Hopfengetränks

LITERATUR UND KUNST

- 73 Ikone der Woche
- 74 Thomas Hürlimann Neuer Roman
des grossen Schweizer Schriftstellers
- 76 Bücher der Woche
- 79 Die Sprache
- 80 Banksy Rätsel um den Street-Art-Künstler
- 82 Fernsehen Erholsamer Privatsender
- 82 Serien «Black Bird»
- 83 Klassik Jakub Józef Orłowski
- 84 Ausstellung «Goethe am Gotthard»
- 85 Pop Valentino Vivace
- 85 Jazz Hal Galper Trio

LEBEN HEUTE

- 86 Wunderbare Welt
- 86 Unten durch
- 87 Frauen
- 88 Thiel Philantropie
- 88 Häuser Eilean Donan Castle
- 89 Was macht eigentlich?
Marie-Theres Nadig
- 90 Essen / Wein
- 91 Auto / Objekt der Woche
- 92 Bei den Leuten 75. Locarno Film Festival
- 94 Zeitzeichen
- 94 Fragen Sie Dania
- 95 Auf ein Glace mit ... Ronja Büsser
- 96 Menschen von morgen Claudia Jaun
- 98 Das indiskrete Interview Michel Birri

unter nehmen und geben



20% Spezialrabatt für Weltwoche-Lesende
mit Rabatt-Code FCF2022-Weltwoche:
CHF 310 statt CHF 390 inkl. Verpflegung
Jetzt auf www.forum.2022.ch anmelden



 FORUM
CHRISTLICHER
FÜHRUNGSKRÄFTE

6. Forum christlicher Führungskräfte
Freitag, 2. September 2022, 9–21 Uhr
Kongresszentrum Parkarena Winterthur

Referierende mit Qualitäten im **Geben** und **Unternehmen**



- Regina E. Aebi-Müller, Professorin für Privatrecht • Christina Aus der Au, Theologieprofessorin und designierte Thurgauer Kirchenratspräsidentin • Karin Bertschi, CEO Recycling-Paradies • Rebekka Bieri-Witzig, Direktorin Ferienzentren Casa Moscia und Campo Rasa • Elisabeth Schirmer, Verwaltungsrätin Ronda • Regula Sulser, Leiterin Gourmet Domizil • Tania Woodhatch, CEO Würzmeister • Daniel Bachmann, Inhaber internezzo AG • Adrian Ciardo, CEO BrockiGrischun • Beat Fasnacht, Multiunternehmer • Daniel Gysi, Rechtsanwalt • Benjamin Regez, CEO isolutions AG • Vince Lehmann, CEO Unico Data AG • Ladina Spiess, Moderatorin • Martin Villiger, Pianist

Amerikas politisierte Justiz

Das FBI holt zum Hammerschlag gegen Ex-Präsident Trump aus. Die Clintons und Bidens hingegen scheinen unantastbar.

Urs Gehriger

Was sich in den frühen Morgenstunden letzten Montag in Mar-a-Lago zutrug, ist beispiellos in der Geschichte der USA. Nie zuvor haben Geheimdienste das Privathaus eines ehemaligen Präsidenten durchsucht. Angeblich ging es bei der Razzia in Trumps Anwesen um Akten aus dessen Präsidentenzeit, die er in sein Domizil nach Florida gebracht haben soll. Laut Standardprotokoll waren FBI-Direktor Christopher Wray und Justizminister Merrick Garland über die Razzia informiert. Doch weder FBI noch Justizministerium haben sich offiziell zu den Vorgängen geäussert.

Die Geheimniskrämerei wirft Fragen auf. Und schürt den Verdacht, dass es sich bei der Hausdurchsuchung um den Teil einer grösseren Aktion handelt: der Verbannung eines unliebsamen Zeitgenossen aus der US-Politik. Die Republikaner stellten die Razzia denn auch sofort als Versuch von Präsident Biden dar, seinem potenziellen Gegner im Jahr 2024 zu schaden.

Hunter Bidens dubiose Geschäfte

Es wäre nicht das erste Mal, dass man Trump mit den Mitteln der Justiz zu diskreditieren versuchte. Die Geheimdienste hatten sich mit Donald Trump beschäftigt, noch bevor dieser überhaupt das Amt des Präsidenten angetreten hatte. Ihm wurden Absprachen mit Russland während des Wahlkampfs 2016 vorgeworfen. Zweieinhalb Jahre liess Sonderermittler Robert Mueller keinen Stein auf dem anderen. Resultat: nichts.

Als Brandbeschleunigerin der – falschen – Anschuldigung agierte Hillary Clinton. Sie hatte die wildesten Vorwürfe gegen ihren Rivalen zusammentragen lassen. Die «Untersuchungen» wurden von der Demokratischen Partei und Hillary Clintons Wahlkampfbüro mitfinanziert. Und von Clinton höchstpersönlich abgesegnet, wie ihr Kampagnenchef Robby Mook vor Gericht bestätigte.

Für Clintons Hetzkampagne gegen Trump hat sich das FBI nie interessiert. Und obwohl sie als Aussenministerin einen privaten Server für ihre Amtsgeschäfte nutzte, vertrau-

liches Material falsch handhabte und Beweise vernichtete, wurde sie nie einer Razzia unterzogen.

Der potenziell brisanteste Stoff für die Justiz liegt derweil nicht im fernen Mar-a-Lago, sondern mitten im Weissen Haus, bei Joe Biden. Als Vizepräsident hatte er seinem Sohn Hunter jahrelang Tür und Tor für dessen dubiose Geschäfte geöffnet, namentlich in Russland, in der Ukraine und in China. Dokumente auf der Festplatte von Hunter Bidens Laptop legen nahe:

Mit ihrer Intervention haben die Geheimdienstler die Wahlen beeinflusst – zugunsten von Biden.

Biden hat nicht nur als Mittler für die Geschäfte seines Sohnes Hunter und seines Bruder James fungiert. Der heutige US-Präsident könnte auch selbst finanziell davon profitiert haben. Das zeigen Recherchen der *Weltwoche*, die über eine Kopie der Hunter-Biden-Festplatte verfügt.

Ein ganzes Jahr bevor erste Medien über den «Laptop from Hell» berichteten, hatte das FBI Hunter Bidens Computer sichergestellt. Aber offenbar hat die US-Justiz null Interesse daran, der Sache auf den Grund zu gehen. US-Präsident Biden und sein Familienunternehmen

scheinen unantastbar. Mehr noch: Sie scheinen die schützende Hand der Nachrichtendienstler zu geniessen.

Kaum hatte die *New York Post* als Erste über den Biden-Laptop-Skandal berichtet, meldeten sich umgehend mehr als fünfzig ehemalige hochrangige Geheimdienstmitarbeiter. In einem öffentlichen Schreiben verkündeten sie, die Dokumente würden «alle klassischen Anzeichen einer russischen Informationsoperation» aufweisen. Damit gaben sie den Massenmedien einen Vorwand, nicht über den Skandal zu berichten. Und dies wenige Tage vor der Präsidentenwahl. Mit anderen Worten: Mit ihrer Intervention haben die Geheimdienstler die Wahlen beeinflusst – zugunsten von Joe Biden.

Längst haben IT-Spezialisten grosser Medien wie *Washington Post* und *Daily Mail* belegt, dass die Informationen auf dem Biden-Laptop authentisch sind. Damit steht fest, dass die Geheimdienstler falschlagen. Eine Richtigstellung durch diese Agenten-Elite ist nie erfolgt. Sie haben sich nie für ihre «Fehlentschätzung» entschuldigt.

Justizsystem als «Waffe» benutzt

Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, dass Trump nun glüht vor Wut. Durch die Razzia seiner Privaträume werde das Justizsystem als «Waffe» benutzt, erklärte er. Es handle sich um einen Angriff der «radikal linken Demokraten, die sich verzweifelt dagegenstemmen, dass ich 2024 als Präsidentschaftskandidat antrete».

Das FBI könnte mit einer transparenten Informationspolitik politischen Sprengstoff entschärfen. Stattdessen handhabt es die Ermittlungen in Mar-a-Lago als streng geheim. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass wir in absehbarer Zeit kein vollständiges Bild erhalten werden. So bestätigt das FBI mit seiner Jagd auf den Ex-Präsidenten bei vielen Amerikanern – und nicht nur bei Trump-Anhängern – den Eindruck, dass die US-Justiz nicht bloss auf einem Auge blind ist, sondern aus politischen Motiven agiert.



Lieber Marco Chiesa

Vom Präsidenten der SVP hätte ich eine etwas differenziertere und ernsthaftere 1.-August-Rede erwartet. Statt von echten aktuellen Problemen zu sprechen, von denen es wahrlich genug gibt, nahmen Sie einen Zwischenfall im Berner Szenelokal «Brasserie Lorraine» zum Vorwand, um ein Gespenst an die Wand zu malen: die «links-grüne Intoleranz», die «links-grünen Zerstörer der Schweiz», die man stoppen sollte, bevor es zu spät ist.

Wow, die Schweiz am Rand des Abgrundes? Was ist geschehen? In Bern musste die Mundartmusik-Gruppe Lauwarm ein Konzert abbrechen, weil ein paar Menschen «Unwohlsein mit der Situation» geäußert haben. Weil die Musiker zu Reggae-Rhythmen sangen und Dreadlocks trugen. «Kulturelle Aneignung» sei dies, fanden die Unwohlen.

In diesem Punkt bin ich ganz gleicher Meinung wie Sie, so etwas ist nur noch absurd und dumm. Ich würde beifügen: feig. Die Unwohlen



Amerikanische Unkultur:
SVP-Präsident Chiesa.

haben sich bis heute nicht erklärt. Dumm ist vor allem, dass die Veranstalter einer winzigen Minderheit nachgaben, statt sie zu bitten, sich draussen von ihrem Unwohlsein zu erholen. Ein Konzertbesuch ist immer noch freiwillig.

Nun, was mich an Ihrer Rede ärgert, ist der etwas furiose Kurzschluss, den Sie aus dem

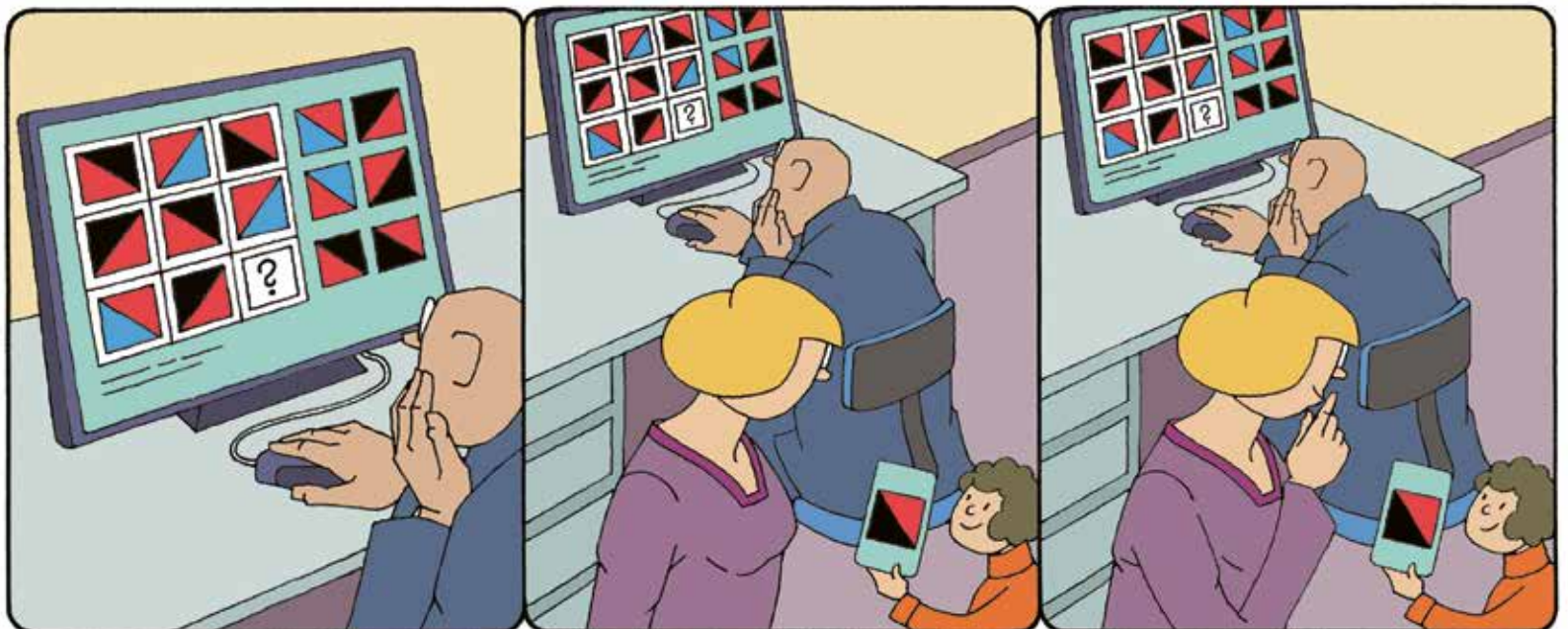
Skandäli ableiten. Sie sehen das *Gstürm* im Szenelokal als Symptom für eine freiheitsfeindliche «links-grüne Intoleranz» in Bern und Zürich. Ein Übel, das Sie auch an den Unis orten, welche die aus Amerika importierte Woke-Ideologie weiterverbreiten würden. Sie wollen ihnen deswegen die Steuergelder klemmen.

Wer so alles über einen Kamm schert, so brutal verallgemeinert, trägt nichts zur Aufklärung bei. Sie müssen wissen, dass sich über die Kinderei in der «Brasserie Lorraine» vor allem die Berner ärgern, die sich zum links-grünen Spektrum zählen.

Und keine Angst: Unsere Freiheit ist nicht in Gefahr wegen ein paar Spinnern, die sich eine amerikanische Unkultur angeeignet haben.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Stefan Meierhans



Haben Sie das Gefühl, der Sommer sei heiss? Der Herbst wird heisser! Preisentwicklungen, die jene der Siebziger übertreffen, eine weltweite Pandemie, Krieg in Europa: In diesen Zeiten braucht es eine kluge Wirtschaftspolitik und ein wachsames Auge, um bestmöglich durch die Krise zu kommen. Ich höre den Menschen zu, und ich stelle fest: Die Verunsicherung wächst.

Auch wenn die Teuerung bei uns längst nicht so hoch ist wie die der Nachbarstaaten, können wir nicht untätig bleiben. Ich bin als Preisüberwacher im Team «wachsames Auge» und habe deshalb schon vor Monaten die Arbeit diesbezüglich verstärkt.

Zwei wesentliche Faktoren in der aktuellen Entwicklung sind die Teuerung bei den Energiepreisen und gestörte Lieferketten. Die Stabilisierung der Lieferketten ist eine Herkulesaufgabe, die international gelöst werden muss. Wir können hier nur dafür sorgen, dass die bei uns entstehenden Kosten so tief wie möglich sind. So habe ich zum Beispiel bereits Anfang Jahr mit den Rheinhäfen ein *Memorandum of Understanding* unterzeichnet, das Preissenkungen beinhaltet.

Die Energiepreise bestehen aus drei Komponenten: den Preisen für die Energieträger (Produktpreis) und die Infrastruktur, also die Versorgungsnetze, sowie Abgaben an die öffentliche Hand. Das Problem ist zurzeit die Knappheit einiger Energieträger. Sie münden in Preissteigerungen. Die Versorgungsnetze hingegen sind nicht auslandabhängig, sondern oft staatliche Monopolunternehmen. Da die Netznutzungspreise beim Strom rund 45 Prozent des Gesamtpreises ausmachen, gibt es im Inland Möglichkeiten, den Strompreis zu beeinflussen. Beim Gas machen

die Netznutzungspreise zwar weniger (25 bis 30 Prozent) aus als beim Strom, aber auch da gibt es Möglichkeiten: sei es durch Reduktion von Netznutzungsentgelten oder Verzicht auf Konzessionsabgaben. Hier sind Politikerinnen und Politiker gefragt, bis hinauf in den Bundesrat, diese Potenziale zur Entlastung der Bürgerinnen und Bürger zu nutzen.

In der aktuellen Situation erwarte ich von den staatsnahen Betrieben und der öffentlichen Hand Zurückhaltung. In erster Linie sind Effizienzbemühungen zu stärken. Vorstellbar ist etwa – wie beim online frankierten Paket – ein Rabatt auf den Endpreis.

Der gestiegene Treibstoffpreis ist für Unternehmen und Automobilisten ein Problem. Die Fixkosten von Fahrzeugen sind in einigen Kanto-

Nutzen wir den Wettbewerb, indem wir noch mehr als bisher Preise vergleichen!

nen höher als nötig. Derzeit bin ich am Auswerten der neusten Zahlen zu den Strassenverkehrsamtgebühren. Eine Analyse der Finanzverwaltung von 2021 zeigt, dass der Indexwert für Führer- und Fahrzeugausweise sowie für Motorfahrzeugprüfungen wiederholt zu hoch lag. Das heisst: Es wurden mehr Gebühren eingenommen, als Kosten verursacht wurden. In der Vergangenheit empfahl ich verschiedenen Kantonen, ihre überhöhten Gebühren zu senken. Dieser Empfehlung sind einige Kantone nachgekommen (merci & bravo!), aber bisher eben nicht alle.

Auch wenn ein Produkt letztlich in einem Wettbewerbsmarkt verkauft wird, heisst das

nicht zwingend, dass es auf jeder Stufe des Herstellungsprozesses wirksamen Wettbewerb gegeben hat. Ich arbeite daran, die Margenentwicklung auf vorgelagerten Stufen der Wertschöpfungskette von Erdöl, Benzin und Diesel zu analysieren. Um den Wettbewerb zu stärken, schlage ich eine Benzinpreis-App analog zu Österreich vor: Sie soll die fünf günstigsten Tankstellen im Umkreis anzeigen. Ziel ist eine Reduktion der vergleichsweise sehr hohen Margen in der Schweiz.

Die Instrumente der wettbewerbspolitisch ausgerichteten Preisüberwachung unterscheiden sich von jenen des konjunkturpolitisch ausgerichteten Preisüberwachers zu Zeiten Schürmanns und Schlumpfs. Da gab es eine Interventionsbefugnis im Sinn einer Preisherabsetzungskompetenz. Diese Preisüberwachung gibt es seit Ende der 1970er Jahre nicht mehr. So ist es nicht meine Aufgabe, im funktionierenden Markt zu intervenieren. Mein Spielraum ist beschränkt auf marktmächtige und Monopolunternehmen sowie administrierte Preise. Heisst: mehr Verantwortung für uns alle! Ans Herz legen möchte ich deshalb allen Konsumenten: Nutzen wir den Wettbewerb, indem wir noch mehr als bisher Preise vergleichen.

Versöhnliches zum Schluss: «Berge versetze», das sangen Bliigg und Marc Sway am Donnerstag an der Schlussfeier des Pfadibundeslagers im Goms. Ich habe via Livestream zugeschaut – und am Samstag zuvor habe ich selbst meine Kids im Bula besucht. Total beeindruckt war ich davon! Wenn wir wollen, können wir mehr, als andere uns zutrauen. Auf geht's!

Stefan Meierhans ist Preisüberwacher der Schweiz.

Gefährlichste Denkfabrik der Schweiz

Foraus stellt die Neutralität auf den Kopf. Wer diesen Think-Tank bisher nicht ernst genommen hat, dem vergeht jetzt das Lächeln.

Gegenwärtig erteilt eine bislang weithin unbekannte 28-jährige Politologin den sieben Bundesräten Nachhilfestunden. Anna-Lina Müller, Co-Geschäftsführerin der aussenpolitischen Denkfabrik Foraus, wird auf allen Kanälen in Szene gesetzt. Sie ist zum Mitglied jenes «begleitenden Expertengremiums» berufen worden, das Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) bei der Ausarbeitung eines Neutralitätsberichtes unterstützen soll. Ein Befürworter der traditionellen integralen Neutralität – etwa der frühere Botschafter Paul Widmer oder der Oxford-Historiker Oliver Zimmer – findet sich unter den Beratern des Aussendepartements nicht.

Anna-Lina Müller ist als Kind von deutschen Eltern aufgewachsen und lehrt gegenwärtig die Schweizer, was Neutralität sein müsste. Weil sie, wie der *Tages-Anzeiger* weiss, die Auslegung dieses Begriffs nicht «alten weissen Männern» überlassen will. Eine junge Frau komme eben zur «Welterklärung» bei den Medien gut an. Wohl mit Blick auf Christoph Blocher sagt Anna-Lina Müller grossmütig: «Ich verbiete den alten Männern das Wort natürlich nicht.» Aber sie fordert, dass in erster Linie ihre Generation bestimmen müsse, in welche Richtung sich die Schweiz bewegen soll.

Sieben Empfehlungen

«Ich wünsche mir eine Neutralität mit Mut», meinte Anna-Lina Müller in der «Sternstunde Philosophie» des Schweizer Fernsehens. Sie bleibt indessen eine Erklärung schuldig, was genau mutig daran sein soll, wenn unser Land die Sanktionspolitik von 27 EU-Staaten eins zu eins übernimmt. Oder was ist besonders mutig, wenn wir einfach mitschwimmen im Strom laut ausgestossener internationaler Parolen von «kollektiver Sicherheit», «westlicher Wertegemeinschaft» und «gerechtem Krieg»?

Doch elegant – noch unmittelbar bevor der bundesrätliche Bericht über die Neutralität Ende August verabschiedet werden soll, hat der Think-Tank Foraus von Anna-Lina Müller seine eigene Studie vorgelegt. Darin wird erläutert, wie der Begriff «kooperative Neutralität» mit Inhalt ge-



«Neutralität mit Mut»: Politologin Anna-Lina Müller.

füllt werden könnte. Diese Wortkombination hat Bundespräsident Cassis am 23. Mai erstmals am WEF in Davos in die Welt gesetzt – zur Ver-

Eine «Politik mit Rückgrat» beweise sich im flexiblen Mitmachen mit allen anderen.

blüffung seiner Bundesratskollegen, die darüber nicht informiert waren. Gut möglich, dass sich Cassis dabei von Anna-Lina Müller hat inspirieren lassen, hat sie doch zuvor in seinem Aussendepartement gearbeitet.

Das «Völkerrecht» biete das Fundament für eine «wertbasierte Neutralität», so die Autoren bei ihrem «Update». Ihr Engagement gilt nicht dem Schutz und dem Sicherheitsinteresse der Schweiz, sondern jenem der ganzen Welt. Auch haben die unterschiedlichen Menschen ganz unterschiedliche Werte. Und die Frage, wer genau das Völkerrecht definiert und gestaltet, interessiert die Foraus-Enthusiasten nicht. Sie packen ihr «zeitgemässes Verständnis der Neutralität» in sieben Empfehlungen. So verlangt die Denkfabrik, dass

man «Wirtschaftssanktionen» keinesfalls mit dem brutalen Wort «Wirtschaftskrieg» benennen dürfe. Gefordert wird eine «Politik mit Rückgrat». Wobei sich dieses angebliche Rückgrat im flexiblen Mitmachen mit allen anderen bewiese. Statt einer «umfassenden Unabhängigkeit» müsse die Schweiz zu einer «Unabhängigkeit der Positionsbildung» gelangen. Es sei eine Koalition mit andern «wertebasiert neutralen Staaten» zu bilden. Alle vier Jahre solle ein «inklusive innenpolitischer Dialog über die Neutralität» stattfinden und der Bundesrat danach seinen unvermeidlichen Bericht darüber verfassen.

Politisierende Bundesangestellte

Das alles kommt so papieren und bürokratisch daher wie die Schul-, Studier- und Amtsstuben, in denen die jungen Vordenker ihr ganzes bisheriges Leben verbracht haben. Umso ärgerlicher ist, dass es sich beim Hauptautor des Foraus-Neutralitätsberichts um einen Bundesbeamten handelt: Der Rechtsphilosoph Carl Jauslin war in Brüssel und Bern für das Aussendepartement tätig und arbeitet heute im Bundesamt für Justiz. Es scheint zweifellos bemerkenswert, wenn Angestellte der Bundesverwaltung mittlerweile im Nebenberuf für Think-Tanks schreiben, die wiederum die Politik beeinflussen, ja umkrepeln wollen.

Während die Operation Libero schwächelt, hat sich Foraus unaufhaltsam nach vorne geschoben. Die aussenpolitische Denkfabrik umfasst mittlerweile ein Dutzend Vollzeitstellen und wird vom Bund mit 120 000 Franken subventioniert. Foraus wirkt offenbar anziehend als Kaderschmiede junger Geistes- und Sozialwissenschaftler, die hier jenes Rüstzeug erwerben, das sie für künftige Staatsstellen in Verwaltung und Diplomatie empfiehlt. Aktivisten wie Carl Jauslin oder Anna-Lina Müller haben den Sprung von Foraus ins Bundeshaus geschafft. Ebenfalls direkt von der Foraus-Geschäftsleitung kam Emilia Pasquier als «politische Beraterin» ins Departement von Bundesrat Alain Berset (SP). Wo sie allerdings schon bald ein Burnout erlitt.

Die scheinheilige Supermacht

Die USA haben ihren Zenit überschritten. Nun versuchen sie alles, um ihre Widersacher zu schwächen. Diese knallharte Machtpolitik verkaufen sie als Politik der Werte. Die naiven Europäer glauben es.

Michael Lüders

Mit grosser Empathie hat der Westen auf das Leid der Menschen in der Ukraine reagiert. Millionen Flüchtlinge wurden seit Februar aufgenommen, die ukrainische Regierung erfährt jedwede Unterstützung. Als Antwort auf die russische Invasion haben westliche Regierungen weitreichende Sanktionen gegen den Angreifer verhängt, stets im Bewusstsein einer höheren Moral: Wir sind die Guten, wir stehen auf Seiten der Opfer, die anderen sind die Bösen, die Täter.

Keine Frage, Russland verfolgt hegemoniale Interessen. Der Angriff auf die Ukraine ist uneingeschränkt zu verurteilen. Zur Wahrheit gehört aber auch die Vorgeschichte dieses Krieges, insbesondere die Nato-Osterweiterung sowie der Versuch der USA, die Ukraine zu einem Frontstaat gegen Russland auszubauen. Das unterstreicht einmal mehr die «Charta der strategischen Partnerschaft», im November 2021 von Washington und Kiew unterzeichnet.

Selbsterstörung aus Solidarität?

Wer die Hintergründe eines Konflikts ignoriert, zieht die falschen Schlüsse und verschärft ihn. Das zeigt sich allem voran in den Sanktionen gegenüber Russland, die den Wohlstand in Europa gefährden – ohne den Krieg zu beenden. Längst hat die moralische Emphase die sachliche Analyse verdrängt, auch um den Preis der wirtschaftlichen Selbsterstörung.

Das gilt namentlich für Deutschland. Ein halbes Jahrhundert funktionierte die Energiepartnerschaft mit Moskau reibungslos, selbst im Kalten Krieg. Fast über Nacht wurde diese Partnerschaft beendet, allen voran von deutscher Seite. Daraufhin explodierten die Erdöl- und mehr noch die Erdgaspreise. Die Versorgung der deutschen Industrie mit billiger Energie ist Vergangenheit, eine Alternative nicht in Sicht. Kanzler Scholz sprach in einer Talkshow von «Millionen Arbeitslosen», die schlimmstenfalls zu befürchten seien.

Selbsterstörung aus Solidarität mit der Ukraine? Wem wäre damit gedient? Rechtfertigen die Boykottmassnahmen gegenüber Russland den politisch einkalkulierten Wohl-

standsverlust für Millionen Menschen? Die Entscheider in Berlin ignorieren solche Fragen: Die moralische Selbsterhöhung – ein spätes Zerrbild des deutschen Idealismus – gehört in diesen Kreisen längst zur Staatsräson. Vergessen die Worte des SPD-Politikers Egon Bahr, der in den sechziger und siebziger Jahren die deutsche

Moralische Selbsterhöhung geht meist mit Realitätsverleugnung und Heuchelei einher.

Ostpolitik prägte. Er pflegte zu sagen: «Wenn ein Politiker anfängt, über Werte zu schwadronieren, anstatt seine Interessen zu benennen, wird es höchste Zeit, den Raum zu verlassen.»

In der Tat geht moralische Selbsterhöhung meist mit Realitätsverleugnung und Heuchelei einher. Auch das Beispiel Ukraine zeigt, dass diese Selbsterhöhung nicht etwa Bannerträger einer universellen humanistischen Gesinnung wäre. Vielmehr ist sie Ausdruck eines überaus selektiven Gerechtigkeitsempfindens.

Wer sich über Russland empört und Sanktionen einfordert, sollte sich ehrlich fragen: Weshalb sind vergleichbare Boykottmassnahmen nie gegenüber den USA erhoben worden? Das hätte sich doch angeboten, im Vietnam- und im Irakkrieg, um nur diese beiden Beispiele zu nennen. Natürlich gibt es viele gute Gründe, den russischen Präsidenten anzuprangern. Weshalb aber greifen bei ihm offenbar andere Massstäbe als bei westlichen Akteuren?

Schreibtischtäter Kissinger

Nehmen wir nur Henry Kissinger. In Europa gilt er meist als visionärer Staatsmann, dem bis heute höchste Ehren zuteil werden – ungeachtet seiner Untaten, die jene Putins weit überbieten. So war der frühere US-Präsidentenberater und -Aussenminister beim Putsch General Pinochets in Chile 1973 entscheidend involviert. Der demokratisch gewählte Präsident Salvador Allende wurde gestürzt, es folgte eine brutale Militärdiktatur. Im Rahmen der «Operation Condor» suchte Washington anschliessend mit Pinochets

Hilfe die «marxistische Subversion» in Lateinamerika zu eliminieren, was Zehntausende Regimekritiker und Oppositionelle das Leben kostete.

Bei allen Verdiensten, die Kissinger zukommen mögen: Er war immer auch ein Schreibtischtäter, mitverantwortlich für den Tod Hunderttausender Menschen in Lateinamerika, Afrika und Asien, unter anderem als Mastermind der 1969 aufgenommenen US-Bombenkampagne in Kambodscha, die bis 1973 andauerte, bis zu 150 000 Einheimische das Leben kostete und dem Pol-Pot-Terrorregime den Weg ebnete.

Auch dies zur Erinnerung: Der Nato-geführte Angriff auf Serbien 1999 war nicht weniger völkerrechtswidrig als der russische auf die Ukraine. Und waren die Kriegsverbrechen der Nato und vor allem der USA in Afghanistan (2001–2021) weniger grausam und menschenverachtend als die jetzigen in der Ukraine? Warum werden allein die russischen angeprangert, nicht aber die westlichen? Weshalb suchen westliche Entscheider Wladimir Putin vor einem internationalen Strafgerichtshof anzuklagen, nicht aber George W. Bush oder Tony Blair, die beiden Drahtzieher des auf Lügen und Manipulationen fussenden Irakkrieges?

Überzeugte Transatlantiker, deren moralisches Empfinden meist dort endet, wo es eigenen Interessen weniger dienlich ist, würden den Hinweis auf dergleichen Widersprüche als Whataboutism oder als russische Propaganda abtun. So sehr sind die «Werteorientierten» von der Untadeligkeit ihrer Weltanschauungen überzeugt, dass sie eher in die Wirklichkeit hineinprojizieren, als in ihr zu lesen.

Das mag erklären, warum die deutsche Ampelkoalition selbst um den Preis der wirtschaftlichen Selbsterstörung Deutschlands gewillt ist, gemeinsam mit Brüssel an ihrem Sanktionsfetischismus festzuhalten – obwohl die massgeblichen Stellen sehr wohl wissen, dass die Wirtschaft der EU und insbesondere Deutschlands noch für Jahre auf russisches Erdgas angewiesen bleibt. Dieses ist übrigens nicht ohne weiteres durch das teurere, umweltschädlichere



Fortschreibung ihrer Vorherrschaft: Präsident Biden mit Vize Harris (l.) und Parlamentschefin Pelosi.

und zudem knappe Flüssiggas zu ersetzen ist: Beide sind chemisch nicht kompatibel.

Es ist nicht zuletzt eine propagandistische Leistung, die eigene Scheinmoral mit Hilfe gleichgesinnter Medien so zu verkaufen, dass die Öffentlichkeit sie meist kritiklos übernimmt und als richtig empfindet. Die eigene, die westliche Politik gilt dementsprechend als gut und wertorientiert, nichtwestliche als böse und demokratiefeindlich.

Kurzum: Die Welt läuft rund, solange «wir» sie dominieren. Die Amerikaner nennen das «regelbasierte Ordnung» und meinen damit die Fortschreibung ihrer Vorherrschaft. Den Begriff «Völkerrecht» vermeiden sie tunlichst, weil sie selbst ständig dagegen verstossen.

Skandal: Russland kopiert den Westen

Washington hat über Jahre alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag sämtliche gegen die USA anhängigen Verfahren wegen mutmasslicher Kriegsverbrechen in Afghanistan einstellt. Das gelang schliesslich mit Hilfe einer gutgewählten Neubesetzung an der Spitze des Strafgerichtshofs – des Briten Karim Khan. Der legte alle Fälle im vorigen November auf Eis. Stattdessen erhielt er den Auftrag, mit freundlichen Empfehlungen aus Washington und London, mutmassliche russische Kriegsverbrechen in der Ukraine zu untersuchen.

In der hiesigen Politik und den Medien ist stets die Rede vom «russisch geführten Angriffskrieg in der Ukraine». Das ist sachlich nicht falsch und dennoch propagandistisch unterlegt. Oder hat man je vom US-geführten Angriffskrieg im Irak

gehört? Oder dem Nato-geführten Angriffskrieg in Serbien, in Afghanistan?

Der russische Angriff auf den Nachbarn ist falsch, zerstörerisch und menschenverachtend. Das allerdings ist für westliche Auguren jenseits wohlfeiler Empörung nicht entscheidend. Der eigentliche Skandal ist aus deren Sicht ein ganz anderer: Russland sucht seine imperialen Ansprüche mit militärischen Mitteln zu er-

Europa und die Noch-Exportmacht Deutschland sollten sich nicht länger für US-Interessen einspannen lassen.

zwingen. Und kopiert damit ebenjenes «Geschäftsmodell», auf das der Westen ein Monopol zu haben glaubt.

Die Geschichte der USA besteht seit der Monroe-Doktrin von 1823 wesentlich aus militärischen Interventionen weltweit, angefangen mit Lateinamerika. Allein die Vorstellung, Washington würde es hinnehmen, wollte sich Mexiko einem Militärbündnis unter Führung Russlands oder Chinas anschliessen, wäre absurd. Russland hingegen hat es hinzunehmen, wenn die USA wie auch die Nato die Ukraine militärisch gegen Russland in Stellung zu bringen suchen.

Eine bewusst genährte Illusion transatlantischer «Werteorientierung» spiegelt sich in der Annahme, der Westen sei geeint, doch stets bedroht von «Spaltung». Insbesondere natürlich von Seiten eines dämonisch die Strippen ziehenden «Putin», auf dessen Person russische Geschichte, Kultur und Politik mittlerweile meist reduziert werden.

Die USA und die EU agieren untereinander aber nicht auf Augenhöhe, und sie haben mitnichten zwangsläufig dieselben Interessen. Wer im beiderseitigen Verhältnis Koch und Kellner ist, unterstreicht das Auftreten von US-Präsident Joe Biden am 7. Februar im Weissen Haus. Im Beisein von Kanzler Scholz dekretierte er, im Fall eines Krieges gegen die Ukraine werde die Pipeline Nord Stream 2 nicht in Betrieb gehen. Tatsächlich tat Berlin wie geheissen – mit den bekannten Folgen.

Vorsätzliche Provokation

Seit dem Zweiten Weltkrieg war die Welt nicht mehr so unsicher und fragil wie heute. Die Gefechtslage im Überblick: Die USA sind eine Weltmacht, die ihren historischen Zenit überschritten hat. Ihre beiden imperialen Konkurrenten Russland und China sucht sie mit allen Mitteln zu schwächen.

War Washington in der Vergangenheit bestrebt, einen Keil zwischen Russland und China zu treiben, suchen massgebliche Kreise der Biden-Administration nunmehr offenbar beide Länder gleichzeitig ins Visier zu nehmen. Die Reise nach Taiwan von Nancy

Pelosi, der Sprecherin des US-Repräsentantenhauses, war eine ebenso bewusste wie vorsätzliche Provokation Chinas. Die Reaktionen Pekings, nämlich die grössten Militärmanöver seit langem an den Grenzen Taiwans durchzuführen, folgten umgehend.

Was hat Taiwan mit diesem Besuch gewonnen? Nichts, jenseits von Symbolismus. Hat Taiwan Anlass, sich vor Chinas möglicher Einverleibung zu fürchten? Selbstverständlich – auch das Reich der Mitte ist eine expansive Grossmacht.

Perspektivisch gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder kommt es zum Krieg zwischen der Nato hier und Russland sowie China dort. Das wäre potenziell das Ende der Menschheit. Oder aber die Akteure reden und verhandeln miteinander. Verständigen sich auf ihre jeweiligen Macht- und Einflussbereiche. Was hat die «nord-atlantische» Nato im Indo-Pazifik verloren? Was, wenn Russland oder China im Umfeld von Kuba oder Venezuela ähnlich Flagge zeigen würden wie die USA in Fernost?

Europa, allen voran die Noch-Exportmacht Deutschland, sollte sich nicht länger für US-Interessen einspannen lassen und auf eine Machtprobe mit China verzichten.

Michael Lüders ist Buchautor, Politikberater und Präsident der Deutsch-Arabischen Gesellschaft in Nachfolge von Peter Scholl-Latour. Zuvor arbeitete er viele Jahre als Nahostkorrespondent der *Zeit*.

Zuletzt von ihm erschienen: «Die scheinheilige Supermacht. Warum wir aus dem Schatten der USA heraustreten müssen». C.H. Beck, 293 S., Fr. 26.90

Taiwans Aufstieg zum Ärgernis

Eine Insel von der Grösse der Schweiz könnte zum Ausgangspunkt eines Weltkriegs werden. Noch vor wenigen Jahrzehnten war Taiwan für China und die USA völlig uninteressant.

Francis Pike

Der berühmte amerikanische Journalist Edgar Snow, der mit den chinesischen Kommunisten sympathisierte, führte 1936 mehrere Interviews mit deren Vorsitzenden Mao. Auf die Frage, ob es das unmittelbare Ziel der Chinesen sei, sämtliche an die Japaner gefallen Territorien zurückzuerobern, gab Mao eine aufschlussreiche Antwort: «Wenn die Koreaner sich von den Ketten des japanischen Imperialismus befreien wollen, so werden wir ihnen in ihrem Unabhängigkeitskampf selbstverständlich unsere Hilfe anbieten. Das gilt auch für Formosa [wie Taiwan damals hiess].»

Nur lose mit China verbunden

Bis 1943 war Taiwan nicht nur für Mao völlig uninteressant, sondern auch für die Vereinigten Staaten. Aus Sicht der Kommunistischen Partei Chinas war Taiwan eine «schwache und kleine Nationalität», die nicht zu China gehörte. Nach der Konferenz von Kairo 1943 änderte sich dies. US-Präsident Franklin D. Roosevelt und Grossbritanniens Premier Winston Churchill hatten dort die Forderung des chinesischen Staatschefs Tschiang Kai-schek akzeptiert, dass Taiwan nach dem Krieg wieder zu China gehören solle. Nach der Niederlage im Ersten Chinesisch-Japanischen Krieg 1895 hatte China Taiwan an die Japaner abtreten müssen. Taiwan stand seitdem fast fünfzig Jahre unter japanischer Herrschaft, nur acht Jahre hatte es offiziell als Provinz zum China der Qing-Dynastie gehört.

Den grössten Teil seiner Geschichte war Taiwan nur lose mit China verbunden. Die ersten kolonialen Herrscher waren Niederländer. Als Schiffe der Ostindien-Kompanie 1624 dort anlegten, stellte man fest, dass die gebirgige Insel von der Grösse der Schweiz von indigenen Völkern bewohnt war. Die Behauptung der chinesischen Kommunisten, Taiwan sei ein «untrennbarer Bestandteil von China», ist ein unzutreffendes Narrativ aus der Nachkriegszeit.

Das Interesse der Qing-Dynastie an der Insel erwachte erst, als Anhänger der Ming-Dynastie dort auftauchten. Ähnlich war es mit Tschiang Kai-schek, der sich 1949, nach der Niederlage im Bürgerkrieg, mit seiner nationalistischen



Formidable Festung: Taiwans Hauptstadt Taipeh.

Kuomintang-Regierung nach Taiwan zurückzog. Dort, im Exil, begann er, Taiwan unter dem Namen Republik China zu der Festung auszubauen, die es heute ist. Für die Pekinger Führung ist die Eingliederung von Taiwan eine unerledigte Hinterlassenschaft des Bürgerkriegs.

Als die USA nach dem Zweiten Weltkrieg ihre pazifischen Armeen demobilisierten (in Spitzenzeiten 1,5 Millionen Soldaten), stellte Aussenminister Dean Acheson klar, dass sich die geopolitischen Interessen der USA in der Region

Für die Kommunisten war Taiwan eine «schwache, kleine Nationalität», die nicht zu China gehörte.

weder auf Taiwan noch auf Korea erstreckten. Die Länder würden für sich selbst eintreten müssen. Das änderte sich 1950, als der Nordkoreas Machthaber Kim Il Sung, unterstützt von Stalin und Mao, damit drohte, die gesamte koreanische Halbinsel zu erobern, und der Westen den Dominoeffekt einer kommunistischen Machtübernahme in ganz Asien befürchtete.

Der nächste wichtige Wendepunkt bahnte sich in den frühen Siebzigern an. Präsident Richard Nixon und Henry Kissinger wollten die Volksrepublik China, die nach dem ideologischen Bruch mit der Sowjetunion gefährlich isoliert war, im Interesse des Weltfriedens in die Staatengemeinschaft zurückbringen. Wie der renommierte Sinologe John K. Fairbank bemerkte, hat Washington nach 1950 «mehr Männer auf den Mond als nach China geschickt».

Xi scheint von Taiwan besessen

Weil Mao und sein Stellvertreter Zhou Enlai befürchteten, die Sowjetunion könne nach dem Debakel der USA in Vietnam den Kalten Krieg gewinnen, und der sowjetische Flottenstützpunkt im vietnamesischen Cam Ranh als Bedrohung empfunden wurde, suchten sie das Gespräch mit den Amerikanern. Ermöglicht wurde die Annäherung zwischen der Volksrepublik China und den USA durch die Anerkennung des «Ein-China-Prinzips», gemäss dem es nur ein China gibt, das aus dem Festland (Volksrepublik China) und Taiwan (Republik China) besteht.

Deng Xiaoping, der in den 1980ern unter Verweis auf die «Ein Land, zwei Systeme»-Theorie Anspruch auf Hongkong und Macau erhob, hoffte, dass letztlich eine ähnlich friedliche Wiedereingliederung Taiwans zu erreichen sei. Mit seiner Niederschlagung der Demokratiebewegung in Hongkong, einem eklatanten Verstoß gegen das mit dem Vereinigten Königreich geschlossene Übergabeabkommen, hat Präsident Xi diese Aussicht zunichtegemacht.

Seitdem hat sich Pekings Taiwan-Politik, begleitet von der rasant wachsenden ökonomischen und militärischen Macht der Volksrepublik, verhärtet. Offiziell sollte die Wiedereingliederung Taiwans 2049 vollzogen werden, pünktlich zum 100. Jahrestag der Gründung der Volksrepublik. Xi Jinping spricht mittlerweile von 2032. Er scheint von Taiwan besessen zu sein. Die Aktivitäten der chinesischen Luft- und Seestreitkräfte rings um Taiwan lassen nur den Schluss zu, dass Taiwan durch Druck zum Aufgeben gebracht werden soll.

Rätseln um Washingtons Position

Seit der US-Kongress 1979 die Taiwan Relations Act verabschiedete, die die Vereinigten Staaten dazu verpflichtet, die Republik China (Taiwan) mit Rüstungsgütern zu beliefern, hat sich die Haltung Washingtons kaum geändert. Taiwan hat sich dank amerikanischer Unterstützung seitdem in eine formidable Festung verwandelt. In der Frage aber, ob man Taiwan militärisch verteidigen werde, verhält sich Washington bis heute konsequent ambivalent.

Die Chinesen befürchten, dass es in den USA zu einem Kurswechsel kommen könnte. Nachdem Präsident Joe Biden kürzlich törichterweise erklärt hatte, dass Amerika Taiwan verteidigen würde, stellte sein eigenes Außenministerium umgehend fest, dass sich an der Politik der «strategischen Ambiguität» nichts ändern werde.

Vergangene Woche stattete die 82-jährige Nancy Pelosi, Vorsitzende des Repräsentantenhauses und politische Nummer drei in Washington, Taiwan einen Besuch ab, gegen den ausdrücklichen Rat der Regierung, und löste damit hektische Aktivitäten des chinesischen Militärs aus. Da die Politik in China und Amerika zunehmend von Ideologen bestimmt wird, besteht das Risiko, dass der geringste Fehltritt von einer der beiden Seiten katastrophale Konsequenzen haben könnte.

Ein Krieg zwischen China und den USA, selbst ein konventioneller, würde zu einem Zusammenbruch der globalen Wirtschaft führen, die von den beiden Giganten dominiert wird. Europa, Japan, Indien, Australien und andere würden sich auf die Seite der USA schlagen, während Russland, der Iran und andere sich mit China verbünden würden – ein dritter Weltkrieg wäre faktisch die Konsequenz.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Weltwoche Nr. 32.22
Bild: ZUMA Wire/imago images

«Panda-Töterin»

Feinde jubeln, Freunde sind empört: Was zog Nancy Pelosi nach Taiwan?

Amy Holmes

Als ich ein kleines Mädchen war, wurde mir, wenn wir am Strand waren, erzählt, dass ich nur ein ganz tiefes Loch buddeln müsste, dann würden wir in China herauskommen.» Das sagte Nancy Pelosi, die Vorsitzende des US-Repräsentantenhauses, am vergangenen Freitag in Tokio. Auf diese Weise wollte sie der Öffentlichkeit weismachen, dass ihr lebenslanges Interesse an China mit diesem Strandmärchen begann.

Ihre amerikanischen Kritiker befürchten jedoch, dass sie mit ihrer hochhoffiziellen Pilgerreise nach Taiwan, dem von China beanspruchten Territorium, die Vereinigten Staaten in eine schwierige Situation gebracht hat. Thomas L. Friedman, Kolumnist der *New York Times*, bezeichnete Pelosis Schritt als «rücksichtslos, gefährlich und unverantwortlich» und warnte, dass «nichts Gutes dabei herauskommen» werde.

Der *Guardian* schrieb, «Pelosi könnte der Sache, die ihr so sehr am Herzen liegt, am Ende geschadet haben». Mike Chinoy, der aus Taipeh für die Zeitschrift *Foreign Policy* schrieb, bezeichnete die Reise als «unnötige Provokation, die mehr mit den parlamentarischen Sommerferien als mit strategischer Planung zu erklären ist». Laut Bloomberg News sehen Mitarbeiter des Weissen Hauses das ähnlich. Präsident Joe Bidens Berater sollen über Pelosis «Insistenz, mit dieser Reise ihre Karriere zu krönen», geschäumt haben.

Stets ein Dorn im Auge

Für all jene, die Pelosi kennen, war ihre Entschlossenheit, am chinesischen Käfig zu rütteln, jedoch vorhersehbar. Carolyn Bartholomew, langjährige ehemalige Mitarbeiterin, wies gegenüber der *Los Angeles Times* darauf hin, dass Pelosis umstrittene Reise in Einklang stehe mit ihrer jahrzehntelangen Kritik am kommunisti-

New York

schen Regime. «In den frühen 1990ern», so Bartholomew, «ging es um Menschenrechte, später auch um Rüstungskontrolle und Handel. Pelosi

*Bidens Berater sollen über Pelosis
«Insistenz, mit der Reise ihre Karriere
zu krönen», geschäumt haben.*

ist sich, was diese Fragen angeht, in den letzten 33 Jahren treu geblieben.»

In der vergangenen Woche schrieb Pelosi selbst in einem Beitrag für die *Washington Post*, dass sie den Chinesen stets ein Dorn im Auge gewesen sei, noch ehe sie sich einen Namen gemacht habe. 1991, als Mitglied einer parteiübergreifenden Delegation, entrollte sie mit zwei Kollegen auf dem Tiananmen-Platz ein Plakat, auf dem stand: «All denen, die für die Demokratie gestorben sind». Dafür wurden sie von der chinesischen Polizei festgenommen.

Später übte sie Kritik an der chinesischen Olympiabewerbung. Und auf einer ihrer ersten Auslandsreisen als Vorsitzende des Repräsentantenhauses fuhr sie nach Dharamsala, um den Dalai Lama zu besuchen. Die erzkonservative

Denkfabrik Heritage Foundation bemerkt: «Ihre Entschlossenheit, Taiwan zu besuchen, bevor sie ihr Amt endgültig abgibt, ist keine Überraschung», und bezeichnet die Demokratin als «unerschrockene Panda-Töterin». Für die konservativen Herausgeber der *National Review* gibt sie ein «mutiges Beispiel».

Pelosis hartnäckige Weigerung, auf die Wünsche des Weissen Hauses oder die Forderungen Pekings einzugehen, hat ihre politischen Freunde in Washington empört und ihre natürlichen Gegner erfreut. Ob es Taiwan etwas nützt, wird sich zeigen.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork



Ob es Taiwan etwas nützt?
Demokratin Pelosi.

Frühstück in Griechenland

Wie wenig man wirklich versteht und wie lange es dauert, bis man ansatzweise etwas begreift.



Ein Kaffee und fünf Zigaretten.

Es gibt viele Dinge, über die ich kaum Bescheid weiss. Geschlechtsumwandlung ist mir ein Rätsel, weshalb Menschen nach Jahren des Daseins in einem Geschlecht das Gefühl haben, im falschen zu stecken. Ich kann mir mein Gefühl, ab und an im falschen Leben zu stecken, nur unzureichend erklären. Ich kann gar nicht erklären, wie Farbfernsehen funktioniert, und nur ansatzweise, wie Frauen oder die Liebe. Es ist mir auch unklar, weshalb es immer noch keine funktionierende Gesellschaftsform gibt, die man als rundum harmonisch bezeichnen könnte, und weshalb jede Regierung, egal, welcher Couleur, einen letztlich immer enttäuscht.

Ich mag gar nicht darüber sinnieren, wie wenig man wirklich versteht und wie lange es dauert, bis man ansatzweise etwas begreift, dass das meiste ein Leben lang schemenhaft bleibt, unvollkommen, im Vagen, und obwohl wir immer mehr Wissen anhäufen, haben wir von immer weniger eine Ahnung, so scheint mir. Wir wissen ein bisschen was vom Leben, ein bisschen weniger von der Seele und kaum etwas vom Sterben. Dem Gehirn sind wir auch erst auf der Spur, das Wesen des Universums bleibt im Dunkeln, die Tiefsee ist zu tief, als dass wir sie ans Licht holen könnten.

Von Frühstück habe ich auch keine Ahnung, doch scheint mir auch da zu gelten, dass man stets ist, was man isst. Warum essen Norditaliener morgens ein gezuckertes Croissant

oder eines mit Vanille, die Franzosen nicht, und weshalb streichen sich Deutsche gerne Marmelade auf Scheibenkäse und legen dann noch eine Scheibe Wurst darüber?

Das armseligste Frühstück der Welt gibt es in griechischen Dreisternehotels. Schlabber-Toast, Plastikkäse und Orangenslimo, die sie als Orangensaft verkaufen. Ich hab mit Griechen darüber gesprochen, weshalb sie von allen fetten Ländern der Erde das magerste Standardfrühstück besitzen. Seine Kümmerlichkeit, das weiss ich jetzt, liegt daran; das Land, das die Welt kultivierte, hatte nie eine Frühstückskultur, wie wir sie kennen.

Mein Kumpel Fondas hat mir das erklärt, als ich fragte, weshalb der Müesli-Avocado-Mango-Nature-Joghurt-Hype bei ihnen noch nicht angekommen sei. Weil wir Griechen sind, Michalis. Okay, fuhr er fort, in Athen gibt's vielleicht diese jungen Frauen, du weisst schon, Fitnessstudio, kleiner weisser Hund, ein bisschen Karriere, hochnäsig, geldversessen, nie zufrieden, oder vielleicht ein paar Alte, die aus gesundheitlichen Gründen so was essen müssen, aber das einzig wahre griechische Frühstück, Michalis, ist folgendes: ein Kaffee und fünf Zigaretten.

Ich liebe Griechenland, seine Fähigkeit, bei allem Ausufernden, das das Land besitzt, bei aller andauernden Fehleinschätzung des eigenen Leistungsvermögens, bei der allgegen-

wärtigen Selbstüberhöhung der eigenen Art sich doch hin und wieder auf das Wesentliche, auf die Essenz des Seins konzentrieren zu können.

Ein Kaffee und fünf Zigaretten, das geht so; der Grieche, oder auch die Griechin, steht auf, duscht vielleicht kurz, sucht seine Zigaretten und geht ins «Kafeneion». Setzt sich hin, zu denen, die er ein bisschen kennt, bestellt ein Frappé oder einen Espresso freddo, steckt sich eine Zigarette an und beginnt sich zu unterhalten mit all denen, die auch Zigaretten rauchen und Kaffee trinken. Sie sprechen immer über dasselbe, weil es immer dieselben Leute sind, die sich treffen; Preise, die miese Regierung, über das Wetter, über Waldbrände, über andere und wie elegant sie dies oder jenes Problem gelöst haben. Sie fragen den Ausländer, wie viel so was bei ihm zu Hause kostet, ob er Land kaufen möchte oder zumindest Olivenöl, und wenn er nein sagt, fragen sie warum, und dann sagt man, weil man das alles schon besitzt, und dann beginnen sie, einem Zigaretten zu offerieren.

Ein Kaffee und fünf Zigaretten dauert rund eine Stunde in Griechenland, eher mehr als weniger, und es ist ein wunderbarer Moment aus Rauch und Palaver und Nervengift. Nach dem griechischen Frühstück weiss man alles über die kleinen Dinge im Leben, die Welt scheint eingeordnet und erklärt, fraglos, und alles andere muss man nicht wissen.

PERSONENKONTROLLE

Leutenegger, Trauffer, Gölä, Bamert, Gyr, Spuhler, Mörgeli, Mörgeli, Mötteli, Köppel, Johnson, Watson, Sánchez



Ehe-Zweier: Fabienne und Mario Gyr.

Hans «Hausi» Leutenegger und **Marc Trauffer**, Sportsfreunde, bilden ein überraschendes Duo. Leutenegger, ewiger Olympiasieger und Self-made-Millionär, erkennt jedenfalls Gemeinsamkeiten mit dem Hotelier und Alpenrocker: «Wir kommen beide aus einfachen Verhältnissen und haben uns nach oben gekämpft. Wir sind stolze Schweizer und Leute des Volkes.» Auf dem Golfplatz in Lipperswil hat Leutenegger (Handicap 9,9) an seinem traditionellen Einladungsturnier noch die Nase vorn. Doch bei Trauffer (Handicap 32) sieht er Potenzial: «Er ist ein ausgesprochener Longhitter.» Wo haben sich die beiden kennengelernt? Hausi erinnert sich genau: «Das war an einem Berner Kantonalen Schwingfest vor zehn Jahren.» Seither laden sie sich immer wieder ein. «Wir sind Seelenverwandte», so Leutenegger. Und Trauffer, der mit **Gölä** als Bützer Buebe am 19. und 20. August den Letzigrund füllt, erwidert gerührt: «Es müsste in der Schweiz mehr so grosszügige und herzliche Menschen wie Hausi geben.» (tre)

Fabienne Bamert, Ruderer-Gattin, ist in den Hafentürmen geschippert. Ihr Angetrauter heisst **Mario Gyr** und gewann an den Olympischen Spielen 2016 die Goldmedaille im Leichtgewichts-Vierer. Die Traumhochzeit stieg im Luzerner «Hotel Seeburg» am Vierwaldstättersee. «Ihr dürft mich nun Frau Gyr nennen», verkündete die 34-jährige TV-Moderatorin («Samschtig-Jass») gleich nach dem Fest. (ah)

Peter Spuhler, Industrieakrobat, erklimmt magische Höhen. Kurz nachdem der SBB-Grossauftrag über 286 einstöckige «Flirt»-Triebzüge für rund zwei Milliarden Franken bestätigt wurde, kommt schon der nächste Exploit: Stadler Rail kann für rund zwei Milliarden Franken weitere 224 «Flirt»-Züge liefern. Ein



Sparfuchs: Pedro Sanchez.

solcher Zug kostet laut SBB rund sieben Millionen Franken. Spuhler hat damit die Unterschrift unter den grössten Auftrag der Schweizer Bahngeschichte gesetzt. (ah)

Christoph Mörgeli, Familienmensch, hat es gerade nicht leicht. Sein Neffe **Rafael Mörgeli** zieht am 22. August in den Zürcher Kantonsrat ein. Obwohl beide in Stäfa wohnen und ausgebildete Historiker sind, politisiert der Neffe bei der SP und präsidiert an der Goldküste sogar die SP-Bezirkspartei. Es kommt noch dicker: Christoph Mörgelis Cousin heisst **Markus Mötteli** und amtiert als Gemeindepräsident in Spreitenbach. Es handelt sich bei Mötteli um jenen Mitte-Politiker, der *Weltwoche*-Verleger und SVP-Nationalrat **Roger Köppel** am 1. August als Festredner eingeladen hat. Das Motto von Möttelis Mitte-Partei lautet übrigens: «Wir halten die Schweiz zusammen.» (odm)

Boris Johnson, Kindskopf, braucht als britischer Premier Betreuung wie von einer Nanny. Seine Ex-Vize-Stabschefin **Cleo Watson** schrieb, sie habe ihn während der Pandemie immer ermahnen müssen, sich die Hände zu waschen und flapsige Sprüche zu unterlassen («Kung Flu», «Ay, Corona!»). Watsons Rausschmiss begründete der Premier damit, dass sie ihn an die alte Lampe einer Ex-Frau erinnere. (ky)

Pedro Sánchez, Stilikone, geht beim Energiesparen tapfer voran – indem er auf die Krawatte verzichtet. So schwitzt man weniger, und die Klimaanlage kann ausgeschaltet bleiben. Jeder Mann in Spanien solle seinem Beispiel folgen, riet der gutaussehende Regierungschef. Nach dem Auftritt entschwand er für eine Strecke von 28,5 Kilometern mit dem Hubschrauber. Aber mit offenem Kragen. (ky)

Sanija Ameti will nicht dankbar sein

«Es wird erwartet, dankbar zu sein.» So beschwert sich Sanija Ameti im *Tages-Anzeiger* über die Schweiz, in die ihre Eltern mit ihrer damals dreijährigen Tochter 1995 aus dem Kosovo geflüchtet sind.

Selbstverständlich findet die Präsidentin der Operation Libero diese Erwartungshaltung der Schweizer daneben. Sie sei «eine sehr laute Person» und könne darum nicht so recht nachvollziehen, warum ihre Eltern nicht auffallen wollten.

«Es wird erwartet, dankbar zu sein.» Einer solchen Erwartung will Sanija Ameti nicht entsprechen. Obwohl es sogar Schweizer geben soll, die dankbar sind, in diesem friedlichen, demokratischen und wohlhabenden Land leben zu dürfen.

Wäre Sanija Ameti im Kosovo statt in der Schweiz aufgewachsen, hätte sie möglicherweise keine Universität auf Kosten der Steuerzahler besuchen und kein juristisches Studium absolvieren dürfen. Und sich wahrscheinlich weniger freizügig kleiden dürfen. Und ihren Ehemann allenfalls nicht selber auswählen dürfen.



Schweiz als Dantes Höllentor: Ameti.

Doch Sanija Ameti vergleicht ihre Ankunft in der Schweiz mit Dantes Höllentor, über dem stand: «Die ihr hereinkommt: Lasst alle Hoffnung fahren.» Die Schweiz ist also für die Kosovarinerin eine hoffnungslose Hölle. Warum nur hat sie es in diesem Inferno bis heute ausgehalten?

Kein Wunder also, will die Präsidentin der Operation Libero unser Land *zunderobsi* machen. Und all das abschaffen, was die Schweiz erst zu dem gemacht hat, warum sie heute lieber hier wohnt als im heimischen Kosovo: die Unabhängigkeit, die Mitbestimmungsrechte des Volkes und die Neutralität.

Ob Sanija Ameti der Schweiz und den Schweizern dankbar sein soll, muss sie mit ihrem Gewissen abmachen. Sie darf aber auch nicht erwarten, dass die Schweizer ihr und ihrer Operation Libero dankbar sind.

Christoph Mörgeli

MÖRGELI

Der ewige Schwarze Peter

Wehe dem, der die Karte mit dem «Schwarzen Peter» nicht jemand anderem abschieben kann. Sondern sie am Schluss immer noch in der Hand hält. Er hat das Spiel mit Schimpf und Schande verloren. Es handelt sich übrigens um ein Kinderspiel. Und weil viele Journalisten ein kindliches Gemüt haben, ist für sie die Politik ein einziger «Schwarzer Peter». Besonders jetzt, angesichts des drohenden Strommangels im Winter.

Der Chefredaktor des *Sonntagsblicks*, Gieri Cavelti, schiebt den Schwarzen Peter wenig überraschend einer einzigen Partei zu: der SVP. Denn die SVP habe in den Kantonen Solothurn, Bern und Aargau das Referendum gegen das jeweilige Energiegesetz ergriffen – und erst noch beim Volk obsiegt. Darum gebe es jetzt zu wenig Wärmepumpen und Solaranlagen als probate Mittel gegen das Strom-Blackout. Als ob Wärmepumpen keinen Strom bräuchten. Als ob Solaranlagen im Winter die Stromlücke füllen könnten. Im Fach Physik plagte den Chef des *Sonntagsblicks* definitiv ein Blackout.

Auch Stefan Häne vom *Tages-Anzeiger* greift zum Schwarzen-Peter-Spiel. Auch er spricht die SVP wegen der vorhersehbaren Stromkatastrophe schuldig. Aber nicht nur. Schuld seien eigentlich alle: die Linken wie die Rechten. Der Bundesrat wie das Parlament. Die Atomlobby wie die Umweltlobby. Die Kantone wie das Stimmvolk. Schuldlos, makellos und tadellos ist einzig der *Tages-Anzeiger*. Der sorgfältig verschweigt, dass die SVP als einzige Partei die verheerende Energiestrategie 2050 und das Energiegesetz bekämpft hat.

Besonders dreist ist der Vorwurf des *Tages-Anzeigers* ans Volk, es habe 2017 ja zur neuen Energiestrategie gesagt. Dreist darum, weil dieses Volk im Vorfeld der Abstimmung vom Bundesrat nach Strich und Faden belogen wurde. Doris Leuthard (Mitte) behauptete, die jährlichen Mehrkosten für eine vierköpfige Familie betrügen 40 Franken. Stefan Häne hat im *Tagi* die Energiewende seinerzeit als «Jahrhundertprojekt» bejubelt und nur das mangelnde Tempo des Atomausstiegs gerügt. Es lebt sich bequem als Schwarzer-Peter-Spieler im Vorzimmer der Vernunft.

Christoph Mörgeli

Schweizer bezahlen am meisten

Radio- und TV-Gebühren kommen europaweit unter Druck. Die SRG schwimmt im Geld. Wie lange noch?

René Hildbrand

Um den gestiegenen Lebenshaltungskosten entgegenzuwirken und die Kaufkraft der Bürger zu erhöhen, wurden die Rundfunkgebühren in Frankreich bekanntlich kürzlich abgeschafft. France Télévisions wird in den nächsten zwei Jahren über die Mehrwertsteuer finanziert. In der Zwischenzeit werden neue Konzepte erarbeitet.

Die Öffentlich-Rechtlichen sind mit ihren Zwangsgebühren europaweit unter immer stärkerem Beschuss. Laut einer aktuellen Repräsentativumfrage der *Bild*-Zeitung fordern 84 Prozent der Deutschen die Abschaffung der Steuer.

Allein die ARD erlaubt sich 23 600 Festangestellte, 11 Fernsehprogramme, 55 Radioprogramme, 16 Orchester und 8 Chöre.

In Österreich und Grossbritannien setzen sich immer mehr Politiker für die Aufhebung der Zwangsgebühren ein.

In der Schweiz läuft derzeit die Unterschriftensammlung für die Volksinitiative «200 Franken sind genug». 335 Franken zahlen die Schweizer jährlich für Radio und Fernsehen – und damit am meisten in Europa.

Mehr Lohn als ein Bundesrat

Die SRF verfügt über mehr als 1,5 Milliarden Franken Einnahmen und leistet sich 17 Radio- und 7 TV-Programme sowie diverse Onlineportale mit insgesamt rund 6900 Beschäftigten.

Durch die Zuwanderung steigen die Einnahmen jedes Jahr um Millionen.

SRG-Generaldirektor Gilles Marchand bekommt jährlich rund 540 000 Franken, SRG-Chefin Nathalie Wappler 450 000 Franken. Im Schnitt kassieren die sieben Mitglieder der Geschäftsleitung 390 000 Franken. Ab 2023 werden die Saläre massiv angehoben.

Zum Vergleich: Der Jahreslohn eines Bundesrates beträgt rund 455 000 Franken.

Wie werden Radio und Fernsehen in anderen europäischen Ländern finanziert? In Italien, Griechenland und der Türkei geschieht

das mit einem Aufschlag auf die Stromrechnung.

In Ländern wie Belgien, Dänemark, den Niederlanden, Spanien, Ungarn, Luxemburg, Zypern oder Malta bekommen die Sender ihre Beiträge über Steuern aus dem Staatshaushalt.

In Norwegen wurde die Rundfunkabgabe durch eine einkommensabhängige Steuer ersetzt, die maximal 160 Euro beträgt.

Die Schweden bezahlen für Radio und Fernsehen «nur» 123 Euro.

In Grossbritannien sollen die Rundfunkgebühren bis 2027 abgeschafft werden. Schon vor über zwanzig Jahren aufgehoben wurden diese in Liechtenstein – und die Abgeltung für die SRG wurde eingestellt.

Radio- und Fernsehgebühren kommen immer mehr Menschen so vor, als müssten sie beim Autofahren noch den Hufschmied bezahlen.

Liebe ist...



... zu wissen, dass das Beste noch vor euch liegt.

Sandburgen statt Stauseen und AKWs?

Ende August 2022 explodieren Hunderte von Tarifbomben. Trotzdem wird alles gut.



Die deutschen Grünen werfen alle ihre Grundsätze über Bord. Sie sind zu Kriegstreibern mutiert. Für Annalena Baerbock ist das Ziel klar: Deutschland darf und wird in Zukunft aus Russland kein Gas und keinen Wasserstoff – auch keinen umweltfreundlichen – mehr beziehen. Doch erstens ist Russland nicht auf Dauer Putin. Zweitens muss es besser früher als später zu einem Frieden ermöglichenden Waffenstillstand kommen. Drittens kann niemand Russland von der Weltkarte wegputzen. Und viertens wird ein Land, dem man nichts mehr abkaufen will, nicht beweglicher.

Kehrseite dieser Politik: Die Grünen müssen alle Kröten schlucken. Teures amerikanisches Flüssiggas ersetzt das weit billigere und umweltfreundlichere Russengas. Kohlekraftwerke werden hochgefahren. Drei AKWs bleiben zumindest im Streckbetrieb am Netz. Eine Rezession steht nicht nur in Deutschland in der Haustüre. Kriegsgewinnler können sich die Hände reiben. Die AfD hat ein neues Mega-Thema, das sozialpolitisch zudem richtigliegt.

Wer zu sehr schwarzsieht, übersieht leicht wichtige Tendenzen: Europa ist erstens ein funktionierender Basar. Länder wie Spanien werden Deutschland beim Gas helfen, wenn umgekehrt Deutschland einverstanden ist, dass die Europäische Zentralbank den Süden mit günstigen Krediten versorgt. Kreuzkompromisse sind kein Kreuz, sondern ein Segen.

Zweitens ist der Kapitalismus – auch und gerade der europäische – viel flexibler, als sowohl seine blinden Verehrer wie auch seine besserwisserischen Kritiker glauben. Vorab im Bereich

der mittleren und kleinen Unternehmen wird schon in diesem Winter viel Energie eingespart und so die Effizienz erhöht werden. Und im Bereich der neuen, erneuerbaren Energie geht parallel dazu die Post ab. Nach vorne gedacht, sind vier Rahmenbedingungen matchentscheidend:

Rahmenbedingung 1 — Alle Bewilligungsverfahren müssen beschleunigt werden. Nach sechs Monaten muss klar sein, ob man Solaranlagen und Windkraftwerke bauen kann oder nicht.

Rahmenbedingung 2 — Windkraftwerke wie Solaranlagen brauchen Fläche. Jedes Bundesland in Deutschland soll mindestens 2 Prozent seiner Fläche allein für Windkraftwerke zur Verfügung stellen. In der Schweiz reicht ein Bruchteil davon für die Erstellung der notwendigen Solaranlagen. Es braucht 1 Prozent der Fläche in den Alpen.

Rahmenbedingung 3 — Neue verlustarme Hochspannungsnetze müssen möglichst viele europäische Regionen verbinden.

Rahmenbedingung 4 — Es braucht einen technologieoffenen Wettbewerb. Gewinnen soll, wer ökonomisch und ökologisch die besten Lösungen entwickelt und realisiert. Damit sind Atomkraftwerke schon mal auf dem Abstellgleis. Ohnehin kämen sie erst, wenn wir in neuer, erneuerbarer Energie schwimmen. Und die bestehenden sind so reparaturanfällig wie VW-Käfer. Damit nicht genug. Die Russen haben die sechs Meiler von Saporischschja eingenommen, das grösste AKW Europas. Und stationieren im Umfeld ihre schweren Waffen. Jetzt ist der Teufel los. Dank Putin steht fest, AKWs sind Atombomben des Gegners im eigenen Land.

Wenn Europa zu wenig Strom hat, wird – wie schon bei den Masken – kein EU-Land der Schweiz helfen. Erst recht nicht, seit unser Bundesrat das Rahmenabkommen selber zu Fall gebracht hat. Und dies nach zehn Jahren Verhandlungen ohne Plan B.

Ende dieses Monats gehen in der Schweiz für alle, deren Verteiler nicht genug Eigenproduktion haben, Hunderte von Stromtarifbomben hoch. Insider warten wie blinde Hüh-

Wenn Europa zu wenig Strom hat, wird – wie schon bei den Masken – kein EU-Land der Schweiz helfen.

ner auf diesen grossen Knall. Ab Ende August werden Betroffene und Getroffene wie wild in bifaziale alpine Solaranlagen investieren wollen.

Umso mehr, als die Finnen mit der nächsten grossen Innovation aufwarten: Man kann mit dem in rauen Mengen vorhandenen Schweizer Sommerstrom Schweizer Sand auf tausend Grad aufheizen. Und diesen heissen Sand weitgehend verlustfrei in den nächsten Winter transferieren. Im Winter produziert man dann mit heissem Sand Strom, Dampf und Fernwärme.

Diese Lösung ist im doppelten Wortsinn bombensicher. Die Frage lautet nur: Wie lange dauert es, bis die Schweiz auf die spottbilligen einheimischen Hochtemperaturbatterien umsteigt? Die illegalen Wettbüros müssten ihre digitalen Schalter öffnen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Neutralität: Kippt Chiesa?

Der SVP-Präsident plant einen Taiwan-Trip. Damit provoziert er China – und spielt den Gegnern seiner Partei in die Karten.

Marcel Odermatt

Bern

Seit Jahrzehnten schwelt im Fernen Osten ein geopolitischer Brandherd. Das kommunistische China betrachtet Taiwan als Bestandteil der Volksrepublik. Zuletzt nahmen die Spannungen zu und fanden jetzt einen Höhepunkt im Besuch von Nancy Pelosi in Taiwans Hauptstadt Taipeh. China reagierte mit Militärmanövern auf die Visite der Vorsitzenden des US-Repräsentantenhauses.

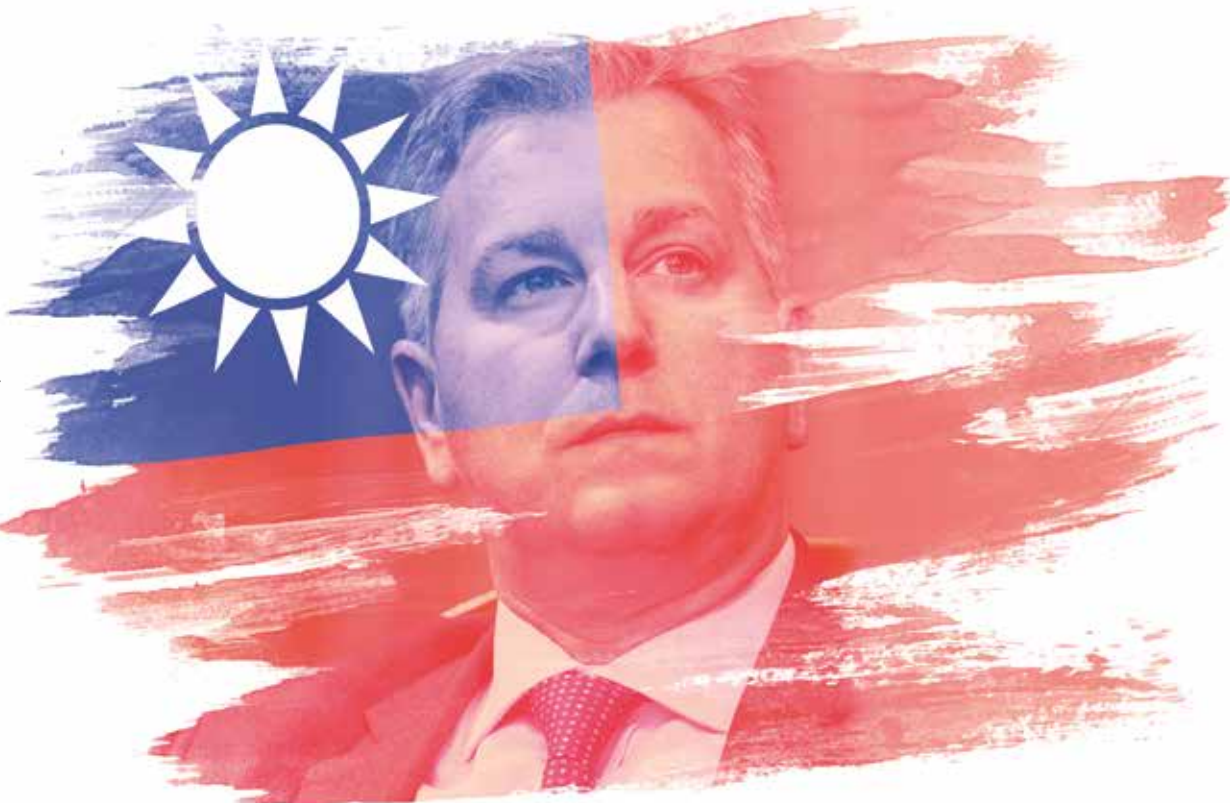
Die Schweiz hat in der Taiwan-Frage eine klare Position. Am 17. Januar 1950 nahm die Eidgenossenschaft als eines der ersten westlichen Länder diplomatische Beziehungen mit dem kommunistischen China auf. Seither verfolgt Bern eine Ein-China-Politik und betrachtet Taiwan nicht als eigenständigen Staat.

In den vergangenen siebzig Jahren haben die Schweiz und China ihre Beziehungen stetig ausgebaut. Seit 2010 rangiert das Reich der Mitte hinter der EU und den USA als dritt wichtigster Handelspartner der Schweiz. Seit 2014 ist ein Freihandelsabkommen in Kraft. Das Verhältnis der beiden Staaten ist gut, die Zusammenarbeit ein Erfolg für beide Seiten.

Fabian Molinas Staatskunst

Die Zustände in China sind heute um Welten besser als zur Zeit von Maos Kulturrevolution. Das ist auch eine Folge des Handels mit reichen Staaten wie der Schweiz. Zwar wird China immer noch autoritär regiert – wenn's um ihren Herrschaftsanspruch geht, waren Kommunisten noch nie zimperlich. Aber wahr ist auch: Die chinesische Ein-Partei-Diktatur hat so viele Menschen in so kurzer Zeit aus der Armut geführt wie noch kein Regime zuvor in der Geschichte der Menschheit.

Trotzdem fühlen sich immer mehr Schweizer Politiker berufen, ihren chinesischen Kollegen ungebetene Hilfestellungen in Staatskunst



Hilfestellungen in Moralphilosophie: Ständerat Chiesa.

und Moralphilosophie zu geben. Als ob es die Machthaber in Peking interessieren würde, was ein Nationalrat wie Fabian Molina (SP) an ihrer Stelle in Xinjiang und Tibet machen würde und wie er die Lage in Taiwan einschätzt.

Auch SVP-Politiker sind gegen solche pädagogische Anwendungen nicht gefeit, selbst wenn sie die Neutralität der Schweiz in ihren Sonntagsreden für gewöhnlich nicht

Die Zustände in China sind heute um Welten besser als zur Zeit von Maos Kulturrevolution.

hoch genug hängen können. Der Parteipräsident höchstselbst, Ständerat Marco Chiesa aus dem Tessin, steht der Freundschaftsgruppe Schweiz-Taiwan vor und antwortete auf die Frage der *Sonntagszeitung*, ob er auch an einer

Reise nach Taiwan teilnehmen würde: «Ich hoffe sehr, dass ich in naher Zukunft Taiwan besuchen kann.» Um anzufügen, er wolle eines Tages auch nach China reisen, denn das würde bedeuten, dass sich die Beziehungen normalisiert hätten und die Gefahr eines bewaffneten Konflikts gebannt sei.

Christoph Blochers Initiative

Die Aussage ist interessant. Immerhin betont die SVP bei jeder Gelegenheit, die Schweiz habe mit der Übernahme der EU-Sanktionen gegen Russland die Neutralität verletzt. Partei-übereiter Christoph Blocher hat sogar eine «Neutralitätsinitiative» angekündigt, die im kommenden Wahljahr die SVP-Basis mobilisieren soll. Die Schweiz solle sich ein für alle Mal von militärischen Bündnissen und Konflikten fernhalten und keine Sanktionen gegen kriegführende Staaten verhängen. Hingegen

solle sie ihre Neutralität einsetzen, um Konflikte friedlich zu beenden helfen.

Im Ukraine-Krieg macht die Schweiz das Gegenteil. Sie hat sich auf die Seite der angegriffenen Ukraine geschlagen und sich damit als neutrale Vermittlerin aus dem Spiel genommen. Mehr noch: Weil sich der Bundesrat derart eng an Washington und Brüssel angeschmiegt hat, dürfte es künftig unmöglich werden, Sanktionen des Westens auszuschlagen. Eine Umkehr des eingeschlagenen Kurses kann nur noch ein Entscheid des Souveräns bewirken. Bereits erklären Chefbeamte in Bern, die Schweiz würde Vergeltungsmassnahmen der EU übernehmen, wenn die chinesische Volksbefreiungsarmee in Taiwan einfallen würde.

Franz Grüters Beschwichtigung

Mit einer Reise ins 10 000 Kilometer entfernte Pulverfass Taiwan würde Chiesa diesem Lager ungewollt Schützenhilfe leisten, die Einhaltung der Neutralität weiter unterminieren und das Verhältnis zu China belasten. Nam-

Eine Taiwan-Reise würde die Beziehungen belasten, ohne etwas zu einer Lösung beizutragen.

hafte Schweizer Unternehmer, die seit vielen Jahren erfolgreich in der zweitgrössten Volkswirtschaft der Welt unterwegs sind, zeigen sich alarmiert. Dass jetzt auch SVP-Vertreter offenbar bereit sind, die Beziehungen mit China willentlich verschlechtern zu lassen, deuten sie als gefährliches Zeichen. Sie fragen sich, was es für ihre Unternehmen und Angestellten bedeutet, wenn die Schweizer Politik auf Konfrontationskurs mit dem 1,4 Milliarden Einwohnerinnen und Einwohner zählenden Superstaat geht.

Auch in der Partei ist die Konsternation gross: «Ich weiss nicht, welcher Teufel Marco Chiesa geritten hat. Eines Tages werden wir froh sein, dank guten Beziehungen zu China einigermassen in Ruhe gelassen zu werden»,



„Stromsparen gehört leider auch zu unserem Sparkonzept.“

sagt ein verdientes Mitglied. Gegen aussen versucht man, den Ball flach zu halten. Nationalrat Franz Grüter, der letzte Woche noch den Besuch von Pelosi kritisierte, beschwichtigt: «Generell gilt es zu sagen, dass die Schweiz seit vielen Jahren gute Beziehungen zu Taiwan pflegt.» Diese beschränken sich jedoch auf wirtschaftliche und kulturelle Themen. «Politisch mischen wir uns nicht ein.» Gleichzeitig betont der Luzerner, die Neutralität sei gerade in der angespannten Zeit «sehr wichtig». Das Land solle alles daransetzen, dass es nicht noch einen weiteren Krieg gebe. «Hier könnte die Schweiz ihre Vermittlerdienste anbieten, was sie hoffentlich tun wird.»

Chiesa rudert unterdessen zurück: «Im Augenblick würde ich selbstverständlich nicht nach Taiwan reisen.» Die Lage sei nach dem Besuch von Nancy Pelosi eskaliert, es bestehe eine echte Kriegsgefahr. Der SVP-Präsident betont, seine Visite sei erst für Frühling 2023 geplant. «Hoffentlich beruhigt sich die Lage bis zu diesem Zeitpunkt wieder.» Für ihn stehe aber fest, dass er erst nach Fernost fliege, wenn die Kriegsgefahr gebannt sei. Grundsätzlich, so Chiesa, sei die Pflege von Wirtschafts- und Handelsbeziehungen zu allen Seiten mit der Schweizer Neutralität vereinbar.

Das ist sicher richtig. Aber die entscheidende Frage lautet, was ein solcher Besuch auslöst. Mit einer Taiwan-Reise würde Chiesa die guten Beziehungen der Schweiz zu China belasten, ohne etwas zu einer friedlichen Lösung des Konflikts beitragen zu können. Das ist nicht nur aus Sicht eines neutralen Landes falsch, sondern auch politisch fahrlässig. Zurückhaltung heisst das Gebot der Stunde.

Ernst Mühlemanns Spuren

Der Drang, mitzureden und alles aus einer moralischen Warte zu kommentieren, ist neu. Die Idee, bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Schweiz zu verlassen, ist etwas älter. Dass die Ratsmitglieder heute wie selbstverständlich um den Globus jetten können, haben sie vor allem einem Mann zu verdanken: Ernst Mühlemann. Chiesa und Co. wandeln auf seinen Spuren. Der 2009 verstorbene FDP-Nationalrat wäre allzu gerne Bundesrat geworden. Weil ihm dieser Karriereschritt verwehrt blieb, düste der ausgebildete Sekundarlehrer durch die Welt, bis er von der NZZ den Titel «Schatten-Aussenminister» verliehen bekam.

Seither gehört es im Bundeshaus fast zum guten Ton, sich einer der Dutzenden von parlamentarischen Freundschaftsgruppen, die sich die Pflege der Beziehungen mit ausländischen Staaten auf ihre Fahnen geschrieben haben, anzuschliessen. Die Schweiz-Taiwan-Verbindung gehört dabei zu den jüngsten. Die Parlamentarier gründeten sie erst vor fünf Jahren. Bei den geplanten Aktivitäten heisst es schon an dritter Stelle: «Trips nach Taiwan».

Wandern: Art Furrers Überlebensstipps

Die Sommerhitze treibt viele Menschen in die Berge. In Verbindung mit dem Trend zum Alpinismus führt dies vielerorts zu Stossverkehr – und zu schweren Unfällen.

Allein im Alpsteingebiet im Appenzell kamen seit Juni fünf Menschen um. Zuletzt stürzte eine Mutter, 31, mit ihrer fünfjährigen Tochter auf einer vermeintlich einfachen Route in den Tod.

Die Unfallanalyse führt meist zum selben tragischen Resultat: Die Leute unterschätzen die Route – und überschätzen ihre eigene Bergtauglichkeit. Diese Feststellung macht auch Art Furrer. Der 85-jährige Walliser, der alle Schweizer Viertausender erklimmen hat und auch die höchsten Gebirge auf den anderen Kontinenten kennt, nennt die vier wichtigsten Tipps:



«Auf die Füsse schauen»: Berglegende Furrer.

1. «Immer auf die eigenen Füsse schauen. Dies wurde uns schon in der Bergführerschule 1959 eingetrichtert. Nur wer sieht, wohin er tritt, hat sicheren Stand. Es kann fahrlässig sein, wenn man den Blick über die Landschaft schweifen lässt. Zudem: Der Abstieg ist gefährlicher als der Aufstieg, weil man vom Berg wegschaut und bei einem Misstritt oft ins Leere stürzt.»

2. «Entscheidend ist die richtige Ausrüstung, besonders eine griffige Sohle an den Wanderschuhen. Es bringt nichts, wenn man teure Schuhe trägt, die eine untaugliche Sohle haben. Bei Hitze können Staubablagerungen auf Steinen glitschig werden.»

3. «Ein jäher Wetterwechsel kann alles verändern. In diesem Sommer sind starke Gewitter häufig. Wer in die Berge geht, muss den Wetterbericht studieren.»

4. «Wer in die Berge geht, muss eine gute Kondition mitbringen. Übung macht den Meister. Gute Vorbereitung ist die beste Lebensversicherung.»

Thomas Renggli

Deutschlands Fachkräfte hauen ab

Knapp ein Viertel jeder Generation sucht inzwischen das Weite.

Und: Es sind vor allem die Jungen, Ehrgeizigen und gut Ausgebildeten.

Ralf Schuler

Wenn die Freiheit für dich / so viel mehr ist, als ich / dann geh' doch!» Okay, sagen Jahr für Jahr für Jahr mehr als hunderttausend Deutsche, die meist viel zu jung sind, um die 1978er Schmachtschnulze von Howard Carpendale noch zu kennen, und gehen. Ein stiller Exodus, über den man nicht viel redet, weil er sich hinter etlichen Statistiken verbirgt, mit denen trefflich politisch Schindluder getrieben wird.

Und das geht so: Eine Million Deutsche verliessen 2020 das Land, 1,3 Millionen kamen nach Deutschland. Laut Statistischem Bundesamt ein Migrationssaldo von plus 329 163 Menschen. Alles prima. Deutschland wächst und wird bunter, jubeln die Grünen. Doch die Realität hinter den Zahlen sieht ganz anders aus und ist eher zum Heulen, denn die Zu- und Wegzüge werden stumpf nach Ein- und Austrag im Melderegister gezählt. Deshalb sind unter den Auswanderern viele Ausländer, die eigentlich Heimkehrer in ihre Herkunftsländer sind oder Weiterzieher. Und auch unter den Einwanderern sind etliche Deutsche, die aus dem Ausland (z. B. nach Studium oder Job) zurückkehren. Über die eigentliche Dimension der Wanderbewegung sagt all das wenig aus.

«Das ist erst der Anfang»

Sieht man genauer hin, dann hat die deutsche Heimatflucht mit den skurrilen Episoden-Blüten etwa in der TV-Serie «Goodbye Deutschland!» nur sehr wenig zu tun. Deutschland laufen vor allem die Eliten weg. Es sind die Jungen (Durchschnittsalter 32 Jahre), Ehrgeizigen und gut Ausgebildeten, die dem Land den Rücken kehren. 165 000 waren es 2021, in diesem Jahr rechnet man mit etwa 180 000 «Republikflüchtlingen». Macht man sich klar, dass knapp 800 000 Kinder pro Jahr in Deutschland geboren werden, so stellt man fest, dass knapp ein Viertel jeder Generation inzwischen das Weite sucht.

Der Migrationsforscher Klaus Bade beobachtet eine zunehmende Proteststimmung in der Mittelschicht, sagte er dem Magazin *Cicero*. «Der radikale Schritt des Auswanderns wird auch wegen unseres Steuersystems und der

Bevormundungsbürokratie erstmals zu einer ernsthaften Alternative.» Bade hält die jetzigen Zahlen erst für den Anfang einer sich steigernden Massenflucht.

Das Prognos-Institut hat 1400 dauerhaft im Ausland lebende Deutsche nach den Ursachen befragt und fand heraus, dass 68 Prozent der Befragten einen besseren Job und mehr Geld erwarten und häufig auch finden. Für 38 Prozent war die hohe Steuer- und Abgabenlast ein Grund dafür, in Deutschland die Zelte abzubauen, 31 Prozent stürzten sich an der Bürokratie. Oder um

Inzwischen werden nicht nur 70 000 Ingenieure gesucht, sondern auch Zehntausende Kraftfahrer und Pfleger.

es anders auszudrücken: Deutschland verliert mehr und mehr die Abstimmung mit den Füßen. Und das vor allem bei Hochqualifizierten, denn über zwei Drittel der Auswanderer sind Fach- und Führungskräfte.

Wer sich mit Auswanderern unterhält, bekommt deutsche Auswüchse als eine Art Schenkelklopfer im Dutzend erzählt: Vom abgesetzten Arbeitszimmer im Eigenheim, dessen Beton- und Baukosten steuerlich als Betriebsvermögen gerechnet werden. Freiberufler bekommen automatisch Post von der Gebühren-einzugszentrale der öffentlichen Sender, weil ihr Auto als «Betriebsstätte» gilt und für das

Autoradio eine zweite Zwangsgebühr fällig wird. Dienstwagennutzer müssen neben TÜV und zweimal jährlicher Führerscheinkontrolle auch noch eine Arbeitsschutzbegehung mit ihrem Auto durchführen lassen, bei der man den Hinweis bekommt, beim Zuschlagen der Türen die Finger rauszunehmen . . . Zwangsmitgliedschaften in Berufsverbänden, Leitz-Ordnerdicke Auflagen für Teeküchen und Mitarbeiter-toiletten und Dokumentationspflichten bis zum Nervenkolaps – wer in Deutschland etwas anpacken will, nimmt besonders häufig Reissaus.

Schweiz, Australien, USA

Lieblingsziele für Deutschland-Flüchter sind seit Jahren die Schweiz, Belgien (was an den EU-Beamten und ihren günstigen Steuertarifen liegt), Australien, Neuseeland und die USA. Diese Auszeichnung der deutschen Gesellschaft an Köpfen und tatkräftigen Gliedern wird aber noch verstärkt durch den Umstand, dass die Zuwanderung nach Deutschland gerade nicht die vielfach beschworene Facharbeiterlücke schliesst. Inzwischen werden zwischen Flensburg und Garmisch nicht nur 70 000 Ingenieure gesucht, sondern auch mehrere Zehntausend Kraftfahrer und Pfleger, und auch dem Handwerk gehen die Lehrlinge aus.

Trotz des erwähnten positiven Migrations-saldos wächst die Fachkräftelücke beständig weiter. Der Grund: Es ist vor allem die Schutz- und Asylmigration, die deutschlandwärts zieht. Knapp eine Million Ausländer sind derzeit arbeitslos. Beträgt die allgemeine Arbeitslosenquote derzeit 5,2 Prozent, so liegt sie unter Ausländern bei 12,6 Prozent. Tendenz steigend. Die rituellen Rufe von FDP, Grünen und Wirtschaftsverbänden nach jährlich mindestens 500 000 Zuwanderern nach Deutschland bleibt so lange unsinnig, wie man nicht bereit ist, klar zu unterscheiden, welche Zuwanderer man haben will. Und noch wichtiger: welche nicht!

Vielleicht schafft sich Deutschland derzeit noch nicht ab, wie Thilo Sarrazin vor einigen Jahren schrieb. Aber es arbeitet tapfer daran.



Ohne Worte

Ralf Schuler leitet die Parlamentsredaktion von *Bild*.

Fledermaus im Giftschrank

Hollywood streicht die Veröffentlichung seines neusten Superheldinnenfilms. Was ist passiert? Wer ist das gecancelte Batgirl Leslie Grace?

Sarah Pines

In den vergangenen Jahren kamen so viele miese Filme in die Kinos, dass man einen mehr auch noch weggesteckt hätte. Wenn es denn stimmt und mindere Qualität der Grund war, warum Warner Bros. überraschend entschied, den neuen und ersten «Batgirl»-Film, der im Oktober in die Kinos kommen sollte, nicht zu zeigen. Weder auf der Leinwand noch im Streaming oder im Fernsehen. *Never ever*. Das Werk hat 90 Millionen Dollar gekostet, etwa 10 Prozent der von Warner Bros. jährlich aufgewendeten Produktionskosten. Warum also den Film schreddern?

Warner Bros. hält sich bedeckt, spricht vage von Negativreaktionen beim Zielpublikum auf Testvorführungen. Was den Film aber so schlecht macht, worin die Negativreaktionen bestanden, sagt die Produktionsfirma nicht. Die Ankündigung traf die Regisseure sowie die Besetzung des Filmes – darunter auch der erste Batman-Darsteller Michael Keaton – komplett unvorbereitet, sie sprechen von «Erniedrigung» und «Enttäuschung». Im Netz und in den sozialen Medien tobt die Debatte.

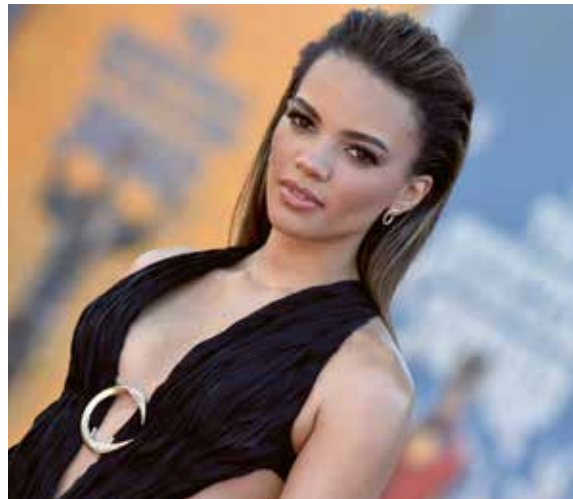
Zu woke?

Gedreht wurde «Batgirl» von den marokkanischen Regisseuren Bilall Fallah und Adil El Arbi, die inzwischen geheiratet haben; Leslie Grace, deren Eltern aus der Dominikanischen Republik stammen, spielte Batgirl. Im Film tritt auch ein transgener Charakter, dargestellt von einer transsexuellen Person, auf. War «Batgirl» zu divers, waren hier Diversitätsgegner am Werk, Antifeministen?

Andere vermuten, eine generelle, auf die Spitze getriebene Wokeness könnte den Film unerträglich gemacht haben, nach dem Motto «Go woke, go broke». Oder gar: Ist der Film tatsächlich schlecht, macht sich nun rar und wird dann nach dem so entstehenden Verknappungsgefühl doch gezeigt – und alle strömen in die Säle? Mit anderen Worten: die Absage als Publicity-Stunt?

New York

Es könnte auch spröde-pragmatische Gründe für die Absage des Films geben: Als die Dreharbeiten für den Film schon längst begonnen hatten, schwenkte Warner Bros. unter dem neuen CEO vom Breitbandformat des Films auf das schmalere Streamingformat um.



Immer irgendwo am Rande: Schauspielerin Grace.

Mögliche Hinweise sind auch: Die gesamte Besetzung ist mies, die Ästhetik *low budget*. Der inzwischen stark übergewichtige Brendan Fraser als Bösewicht Firefly hätte besser in die Rolle des Pinguins gepasst, des Schurken aus

Und warum nicht gleich Joe Biden als Batman einsetzen, statt Michael Keaton aus der Schublade zu kramen?

dem «Batman»-Comic Nummer 58, den 1992 Danny DeVito spielte. Und warum nicht gleich Joe Biden als Batman einsetzen, anstatt Michael Keaton aus der Schublade zu kramen, scherzte ein Leserkommentar der *New York Post*, die als Erste von dem gecancelten «Batgirl» berichtete.

Kleinste, auf Youtube kursierende Trailer- oder Preview-Fetzen zeigen ein dürres Bat-

girl, dessen Size-zero-Kostüm ihm um die Beine schlottert. Die vorne an Batgirls Brust angebrachte gelbgoldene Fledermausplakette sieht aus wie ein Bonuspunkte-Geschenk aus dem Supermarkt. Tatsächlich wurde der billige Look des mitternachtsblauen Batgirl-Kostüms an verschiedenen Stellen moniert.

Sei's drum. Der Film ist erst mal weg, es wird kein Batgirl geben, auf Instagram zeigte Leslie Grace mit einem wackeren Eintrag Grösse: Sie bedanke sich bei allen, die an sie geglaubt hätten. Sie sei nun eben ihre eigene Superheldin. *Batgirl forever*.

Warten auf den Durchbruch

«Batgirl» war Graces zweite Filmproduktion. Wer ist die 27-jährige Schauspielerin? Tatsächlich, so scheint es, bewegt sie sich immer irgendwo am Rande, kurz davor, loszuschlagen, es allen zu zeigen, dann aber doch noch nicht ganz. Grace kommt aus der Bronx, wuchs in Florida auf, wo ihre Mutter einen Friseursalon betrieb. Sie begann als Sängerin «tropischer» Lieder und wurde dreimal für die Grammy Awards nominiert, ohne zu gewinnen. Sie hat

charmante Sommersprossen, die für die meisten ihrer öffentlichen Auftritte überschminkt werden. Bekannt wurde Grace in der Rolle der Nina Rosario aus «In the Heights», Jon M. Chus Filmadaption des ersten Latino-Musicals von Lin-Manuel Miranda. Nina aka Grace ist der Stolz der Nachbarschaft – Washington Heights, eine Latino-Enklave in Uptown Manhattan –, denn sie studiert an der Ivy League, in Stanford. Einsam und traurig kommt sie in den Semesterferien nach Hause, weil sie Stanford als rassistisch und herablassend gegenüber der Latino-Kultur empfindet.

Die Cover berühmter Zeitschriften griffen sie bisher nicht auf, in der amerikanischen *Vogue* gab sie 2021 Schminktipps für den kleinen Geldbeutel. Schminke sei bloss das Beiwerk dessen, was man bereits sei, sagte sie da kryptisch. *Batgirl forever* eben.

«Es gab eine Art Komplott, um Boris loszuwerden»

Er ist der wohl einflussreichste Kolumnist Grossbritanniens. Hier spricht Charles Moore über das Potenzial der Konservativen und die Zukunft seines Zöglings Boris Johnson.

Urs Gehriger

London

Der Stuhl, den mir Charles Moore zugewiesen hat, ist noch warm. Eben hatte hier Rishi Sunak gesessen. Der Spitzenkandidat im Rennen um das Amt des Premiers hatte die Redaktion des *Spectator* besucht, um sich von Moore interviewen zu lassen. Nun sind wir an der Reihe. Wir wollen von dem renommiertesten konservativen Kolumnisten im Königreich wissen, wer die Geschicke des Landes übernehmen wird.

Charles Moore, seit einem Jahr Mitglied des House of Lords, ist der persönliche Biograf von Margaret Thatcher. Ihm hatte die Eiserne Lady ihre private Aktensammlung übergeben. Er pflegte zu allen konservativen Premierministern



«Eine moralische Frage»: Charles Moore.

seit Thatcher ein nahes Verhältnis. Besonders zu Boris Johnson, dessen «journalistisches Genie» er als Chefredaktor des *Spectator* früh erkannt hatte.

Kaum war Johnson vor einem Monat gestürzt worden, war die Weltpresse voller negativer Schlagzeilen über den geschassten Premier Grossbritanniens. In Wirklichkeit hat sich ein faszinierender Nachfolgekampf entfaltet. In einem äusserst diversen Kandidatenfeld haben sich Rishi Sunak, der ehemalige Schatzkanzler, und Aussenministerin Liz Truss durchgesetzt. Bis Anfang September entscheiden die Tory-Mitglieder, wer neuer Parteiführer und Premierminister Grossbritanniens wird.

Weltwoche: Lord Charles Moore, der Streit um Johnsons Nachfolge hat packend begonnen. Doch als ich im Fernsehen verfolgte, wie die zwei Favoriten Rishi Sunak und Liz Truss miteinander die Klängen kreuzten, bin ich, ehrlich gesagt, fast eingeschlafen. Was ist der Unterschied zwischen den beiden Spitzenkandidaten?

Charles Moore: Es gibt wohl keinen grundlegenden Unterschied. Beide haben eine Thatcher-ähnliche Herangehensweise an die Wirtschaft, auch wenn sie ihre Schwerpunkte an unterschiedlichen Stellen setzen. Liz Truss neigt eher dazu, bei der öffentlichen Kreditaufnahme und den öffentlichen Ausgaben ein Risiko einzugehen. Um es sehr karikativ auszudrücken: Sie ist in den rein wirtschaftlichen Fragen ein bisschen mehr wie Reagan. Rishi Sunak ist eher wie Thatcher. Thatcher war in Bezug auf die Staatsfinanzen vorsichtiger als ihr Kollege im Weissen Haus. Sie war sich bewusst, dass sie das Vertrauen in das Pfund Sterling und in die britische Wirtschaft wiederherstellen musste, also sah sie sich gezwungen, mit den öffentlichen Finanzen behutsamer umzugehen, besonders zu Beginn.

Weltwoche: Würden Sie sagen, Truss und Sunak unterscheiden sich mehr im Temperament als in ihren Ideen?

Moore: Ja. Sunak wäre ein eher intellektueller Premier. Er stammt aus dem Establishment, er hat bei Goldman Sachs gearbeitet. Truss ist etwas grobschlächtiger und nicht so sehr «aus der obersten Schublade» (*top drawer*), wie wir sagen. Sunaks Hintergrund ist zwar ziemlich bescheiden, aber er besuchte die besten internationalen Schulen. Und er ist sehr reich geworden, besonders durch die Heirat mit Akshata Murthy [sie ist Direktorin von Catamaran Ventures, der Investmentfirma ihres Vaters, eines indischen Industriellen, d. Red.]. Ich glaube, als Premierminister wäre er eher der Typ, der versucht, die ganze Maschinerie am Laufen zu halten. Truss hingegen ist jemand, der die Dinge aufmischen will.

Weltwoche: Liz Truss bemüht sich, als neue Margaret Thatcher aufzutreten. So liess sie sich



«Man schritt mitten in der Legislaturperiode

etwa mit Kopftuch hoch auf einem Panzer ablichten. Kann sie ihrem Idol das Wasser reichen?

Moore: Ich glaube nicht, dass Truss wirklich so ist wie Mrs Thatcher. Sie denkt nicht sehr intensiv über Dinge nach, sie ist eher oberflächlich. Dann stellt sich natürlich die Frage, inwieweit man das Beispiel Thatcher auf die heutigen Verhältnisse übertragen kann. Solche Vergleiche sind sehr ungenau. Eine wichtige Ähnlichkeit gibt es allerdings. In den 1970er Jahren sah sich der Westen mit einer erheblichen Krise konfrontiert. Jetzt befindet sich der Westen wieder in einer Krise, Inflation, soziale Unruhen, man bekundet Schwierigkeiten, im globalen Wettbewerb mithalten.

Weltwoche: In Europa tobt ein Krieg. Gefragt sind Führungspersönlichkeiten mit gefestigter Statur und Weitsicht. Hat Truss genug eisernen Charakter, um als Premierministerin erfolgreich zu sein?

Moore: Wenn man sich die Ukraine ansieht, würde ich sagen, dass sich Liz Truss definitiv gut verhalten hat. Doch ich frage mich manchmal, wie sehr sie die nächsten Schritte durchdacht hat. Angenommen, in sechs Monaten ist der Krieg immer noch festgefahren, viele Menschen sind gestorben, die Russen haben keinen Erfolg gehabt, aber sie haben auch nicht versagt, es könnten bis dahin 100 000 Menschen gestorben sein – was würde sie tun? Wird sie versuchen, einen Deal zwischen der Ukraine und Russland anzustreben? Muss die Ukrai-



zum Enthauptungsakt»: Kandidaten Rishi Sunak, Liz Truss, Kemi Badenoch (v. l.).

ne wirklich gewinnen? Was bedeutet es, zu gewinnen? Was werden wir mit unseren Verbündeten tun? Wird es uns gelingen, Deutschland zu überzeugen, hart genug zu sein? Wie lösen wir die Gas- und Getreideengpässe? Ich frage mich, wie viel Truss darüber wirklich nachgedacht hat.

Weltwoche: Als Boris Johnson fiel, sah es aus, als ob Grossbritannien in eine tiefe Krise stürzen würde. In Wirklichkeit ist ein faszinieren-

«Ich glaube nicht, dass Liz Truss so ist wie Mrs Thatcher. Sie denkt nicht sehr intensiv über Dinge nach.»

der Nachfolgekampf entbrannt. Sie persönlich haben sich sehr für Kemi Badenoch eingesetzt, die ehemalige Staatsministerin für Gleichberechtigung mit nigerianischen Wurzeln. Welches sind die Qualitäten, die sie zu einer führenden Persönlichkeit in der Tory-Partei machen?

Moore: Der augenfälligste Punkt bei Kemi Badenoch ist, dass einige konservative Ansichten sehr überzeugend klingen, wenn sie von einer Person aus einer ethnischen Minderheit vertreten werden. Das war das Interessante am Wettbewerb um die Johnson-Nachfolge: wie stark die verschiedenen ethnischen Minderheiten in der Führungsriege vertreten sind. Es waren keine Alibi-Kandidaten. Sie sind alle fä-

hige Leute. Und nach meiner Überzeugung war Kemi die Beste von allen. [Badenoch belegte Platz vier in der Ausmarchung, d. Red.] Sie versteht am besten, wie der Konservatismus eine rebellische Kraft gegen eine Orthodoxie oder das Establishment sein kann. Die Leute würden – zu Unrecht – erwarten, dass eine schwarze Frau aus Nigeria links steht. Kemi hat eine ganz andere Einstellung, denn sie kommt aus einem korrupten Land. Sie schätzt Grossbritannien, weil es ein freies und funktionierendes Land ist. Aber sie verkörpert auch etwas, was in Afrika stärker ist als hier, nämlich die Bedeutung des religiösen Glaubens und der Familie. Sie drückt ihre wirtschaftlichen Ideen nicht so trocken aus wie Sunak, sondern es kommt alles von Herzen. Ihre Stärke zeigt sich, wenn sie die Woke-Kultur angreift. Sie bringt ihre Argumente sehr gut auf den Punkt, sie ist schlagkräftig und die erste Person, die als Spitzenpolitikerin die sozialen Spannungen in den Argumentationsmix einbringt und andere damit zwingt, darüber nachzudenken.

Weltwoche: Von den zwölf Kandidaten für die Nachfolge von Boris Johnson waren die Hälfte Frauen. Die meisten Kandidaten hatten einen ethnischen Hintergrund, und ihre Glaubensausrichtung reichte von muslimisch über hinduistisch, buddhistisch bis christlich. Können Sie erklären, wie sich die konservativen Tories zur vielfältigsten Partei in Europa entwickelt haben?

Moore: Erstens war die Tory-Partei schon immer vielfältiger, als die Leute glauben. Zwar hatte früher eine sehr starke Führungselite Kaderschulen wie Eton durchlaufen. Aber man sollte sich immer daran erinnern, dass die Konservativen seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts mindestens ein Drittel der Stimmen der Arbeiterklasse erhielten. Was die Vielfalt im Sinne des ethnischen Hintergrunds betrifft, so hat dies meiner Meinung nach mit der

«Als Frau oder als Person aus einer ethnischen Minderheit hat man bei Labour einen schweren Stand.»

Tatsache zu tun, dass viele Einwanderer ein unternehmerisches Naturell haben. Sie hassen es, wenn ihnen von Leuten, die behaupten, ihre Vertreter zu sein, gesagt wird, was sie zu denken haben. Sie hassen es, wenn dieser ganze öffentliche Diskurs von linksgerichteten Schwarzen oder Asiaten dominiert wird, die sich ständig über alles beschweren. In Wirklichkeit mögen sie Grossbritannien und wollen durch eigene Kraft vorankommen.

Weltwoche: Schon bald wird Grossbritannien entweder zum dritten Mal von einer konservativen Frau oder von einem Mann mit indischer Herkunft regiert. Derweil hatte Labour noch nie eine Frau oder eine Person mit ethnischem Hintergrund als Parteiführer. Warum eigentlich?

Moore: Als Frau oder als Person aus einer ethnischen Minderheit hat man in der Labour Party einen schweren Stand, weil man dort alles in Bezug auf Identitätspolitik sieht. Das macht eine schwarze oder asiatische Person zu einem Gefangenen in der Partei. Von dieser Person

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjob CH
KARRIERE AUF SICHER

wird erwartet, dass sie bestimmte Dinge sagt, weil sie eine sehr wütende Wählerschaft online und in den sozialen Medien zufriedenstellen muss.

Weltwoche: Boris Johnson wurde schmählich aus der Regierung entfernt. Sie haben ihn lange unterstützt. Waren Sie enttäuscht von seiner Leistung als Premier?

Moore: Ich habe immer geschrieben, dass er aussergewöhnliche Tugenden und aussergewöhnliche Laster hat. Sie sind ziemlich eng miteinander verbunden. Er ging immer einen anderen Weg als alle anderen, und das kann aussergewöhnliche Vorteile bringen, aber es birgt auch viele Gefahren. Ich denke, das Traurige ist, dass er wegen Covid nie wirklich die Chance hatte, eine «normale Regierung» zu formieren. Wir wissen, dass er den Brexit endlich umgesetzt hat, aber dann hatte er als Premierminister mit diesem gewaltigen Problem zu kämpfen, das er meiner Meinung nach im Grossen und Ganzen recht gut bewältigt hat. Sein grosser Erfolg war natürlich, wie rasch er einen Impfstoff unters Volk gebracht hat.

Weltwoche: Was waren seine grössten Schwächen?

Moore: Die meisten Dinge, die er getan hat, um die Covid-Krise zu bändigen, musste er tun. Aber den zweiten oder dritten Lockdown hätte er wahrscheinlich nicht anordnen sollen.

Weltwoche: Und da waren die Partys, an denen er beteiligt war, während er sein Volk zu Hause einsperren liess.

Moore: Es stimmt, dass Boris ein schlechtes Beispiel abgab, und als Premier ist es wichtig, ein gutes Beispiel abzugeben. Ehrlich gesagt, halte ich die Partys allerdings nicht für so gravierend. Sagen wir es mal so: Wenn alle mit allem zufrieden gewesen wären, hätte sich niemand um diese Partys gekümmert. Wenn die Energiepreise nicht in die Höhe schiessen würden und die Inflation nicht im Anmarsch wäre, wenn die Lebensmittel nicht teurer würden, dann hätten die Leute über die Partys gesagt: «Na gut.»



„Ich hab' auf Satellitenschüssel umgerüstet.“



«Hätte er nur die Warnzeichen früher erkannt»: Ex-Premier Johnson.

Weltwoche: In seiner Demissionsrede sagte Boris Johnson: «In Westminster ist der Herdentrieb stark, und wenn sich die Herde bewegt, bewegt sie sich.» Damit beschrieb er die Tory-Abgeordneten als einen Haufen muhender Kühe. Hat sich die Tory-Elite in Bezug auf Johnson von einem Herdentrieb leiten lassen?

Moore: Ich glaube, es gab einen Herdentrieb, der sich gegen ihn richtete, weil die konservativen Abgeordneten alle Angst bekamen.

«Ich bin mir nicht sicher, was Boris Johnson vorhat. Aber es ist gut vorstellbar, dass er zurückkommt.»

Im Grunde ging es ihnen nicht um eine moralische Frage. Es ging darum, ob sie die nächste Wahl unter Johnson gewinnen würden. In dieser Hinsicht verhielt es sich ähnlich wie bei der Absetzung von Frau Thatcher 1990. Man schritt mitten in der Legislaturperiode zum Enthauptungsakt.

Weltwoche: Es gibt Gerüchte, nach denen Johnsons Sturz durch einen Verrat herbeigeführt wurde. Können Sie erklären, was hinter dem Vorhang passiert ist?

Moore: Ja, ich glaube, es gab eine Art Komplott, um ihn loszuwerden, so wie es eine Art Komplott bei Frau Thatcher gab.

Weltwoche: Sie sagen «eine Art Komplott».

Moore: Weil viele dieser Dinge geschehen, ohne dass sie ausgesprochen werden. Boris ist der Meinung, dass dieses Komplott bereits zu Beginn seiner Regierungszeit begonnen hat, er glaubt dies am Verhalten von Dominic Cummings abzulesen.

Weltwoche: Dominic Cummings, Johnsons Svengali-ähnlicher Berater, der auch die zen-

trale Figur des Erfolgs bei der Brexit-Abstimmung war.

Moore: Sie erinnern sich vielleicht an einen sehr merkwürdigen Vorfall zu Beginn von Johnsons Regierungszeit, als der damalige Schatzkanzler Sajid Javid von Boris rausgeschmissen und durch Rishi Sunak ersetzt wurde. Es scheint so zu sein, dass dies alles von Dominic Cummings arrangiert worden war. Nach aussen erweckte Cummings den Eindruck, er stütze Johnson. Doch wie er jetzt zugab, hatte er von Boris bereits früh die Nase voll. Er hielt ihn für untauglich und wollte Sunak [als zukünftigen Premierminister, d.Red.] installieren.

Weltwoche: War Rishi Sunak aktiv am Plan von Cummings beteiligt?

Moore: Nun, wie viel Rishi davon wusste, ist mir nicht bekannt. Als ich ihn vorhin im Interview danach fragte, stritt er ab, davon gewusst zu haben. Boris hat recht, wenn er sich angegriffen fühlt, aber es ist auch seine eigene Schuld, denn wenn er nur disziplinierter gewesen wäre, hätte er das

alles vermeiden können. Er hat es definitiv vergeigt. Er hatte eine grosse Mehrheit und viel Unterstützung in der Bevölkerung. Hätte er nur die Warnzeichen früher erkannt. Das ist das Schlimme an ihm, dass er sich manchmal einfach nicht hinsetzt und richtig über diese Dinge nachdenkt.

Weltwoche: Haben Sie in letzter Zeit mit Boris Johnson gesprochen?

Moore: Ja.

Weltwoche: Glaubt er tatsächlich, dass ihm die eigenen Leute in den Rücken gefallen sind?

Moore: Nun, ich sage besser nicht, was er privat sagt, aber ich denke, aus verschiedenen Aussagen, die er in der Öffentlichkeit gemacht hat, geht hervor, dass er über den Hergang seiner Absetzung tief unglücklich ist. Er sagt es mir nicht explizit, aber ich schliesse aus seinen Äusserungen, dass er in gewisser Weise weitermachen will.

Weltwoche: In der Politik?

Moore: Ja. Ich bin mir nicht ganz sicher, was er vorhat, und er weiss es wahrscheinlich zurzeit auch nicht genau. Aber da Boris Boris ist, ist es gut vorstellbar, dass er zurückkommt.

Weltwoche: «Hasta la vista» – bis bald –, wie er in seiner Demissionsrede sagte.

Moore: Ja. Sie haben zu Beginn dieses Gesprächs erwähnt, dass es ohne ihn sehr langweilig aussieht in der britischen Politik, und ich wäre überrascht, wenn sich das vor den Wahlen ändern würde. Aber angenommen, die Konservativen schneiden bei der nächsten Wahl schlecht ab und Boris ist noch im Spiel, dann könnte er sagen: «Ihr, die ihr mich rausgeworfen habt, seht, was passiert ist.» Er sollte es wahrscheinlich nicht tun, weil es das Volk spalten würde, aber es ist durchaus möglich, dass er es tut.

Kriegsverbrechen für das Gute

Dass Amnesty International auch ukrainische Kriegsverbrechen anprangert, schlägt hohe Wellen. Lieber passen wir im Westen unsere Wahrnehmung unserer Weltanschauung an.

Thomas Fasbender

Die Vorwürfe der Menschenrechtsorganisation Amnesty International, nach denen die ukrainische Armee Artilleriestellungen in Wohngebieten, darunter in Schulen und Krankenhäusern, eingerichtet und den Tod vieler Zivilisten in Kauf genommen hat, schlagen hohe Wellen. Inzwischen trat die Leiterin des ukrainischen Amnesty-Büros aus Protest von ihrem Posten zurück. Sie beschuldigte ihre Organisation, russische Propaganda zu übernehmen. Ins gleiche Horn stiess die *Bild*-Zeitung mit dem Titel «Putin-Propaganda bei Amnesty International».

Das Wort Propaganda impliziert eine haltlose, jedenfalls weit überzogene Darstellung, die einen völlig verzerrten Eindruck der Wirklichkeit vermitteln soll. Hat Amnesty gelogen? Die Organisation spricht von neunzehn Städten und Dörfern, deren Wohngebiete die ukrainische Armee als Basis und Ausgangspunkt für Artillerieangriffe genutzt haben soll. Um es herauszufinden, seien die Amnesty-Experten von April bis Juli unterwegs gewesen, hätten Gespräche mit Überlebenden, Zeugen und Verwandten von Opfern geführt sowie technische Verfahren zum Einsatz gebracht. Auch seien die Erkenntnisse durch Satellitenaufnahmen belegt. In den meisten Fällen hätte die ukrainische Armee Alternativen gehabt: Militärbasen, Waldstücke, unbewohnte Gebäude. Auch hätten die Soldaten die Bevölkerung nicht zum Verlassen der umliegenden Häuser aufgefordert.

Bedauern, weil man die Wahrheit sagt

Entsprechende Behauptungen zirkulieren seit dem russischen Einmarsch Ende Februar. Geflüchtete aus Mariupol haben dem Autor bereits im März Gleichlautendes berichtet. Zudem ist Amnesty International nicht dafür bekannt, eine Organisation im Dunstkreis russischer Einflussnahme zu sein. Was den Sachverhalt betrifft, darf man also davon ausgehen, dass er substanziiert ist. Die ukrainische Armee hat Artillerie in Wohngebieten, Schulen und Krankenhäusern stationiert und eingesetzt. Bezeichnend waren die Reaktionen aus Kiew.



Zivilisten als Schutzschilder:
Charkiw, Ukraine.

Aussenminister Dmytro Kuleba sprach von «unfairen» Anschuldigungen. Sein Präsident warf der Organisation vor, sie habe «Opfer und Angreifer gewissermassen auf eine Stufe gestellt». Beide bestreiten nicht die Tatsache als solche, sondern zielen, durchaus nachvollziehbar, auf die Frage nach der Rechtfertigung ab.

Amnesty International verhehlt nicht, dass die Ukraine Opfer eines völkerrechtswidrigen Angriffskriegs ist. Auch nicht, dass Russland auf uk-

Jedes relativierende Argument wird sofort zu «Wasser auf Putins Mühlen» umgedeutet.

rainischem Boden Kriegsverbrechen begangen hat – die im Übrigen von Amnesty selbst dokumentiert und analysiert wurden. Aber rechtfertigt das die inkriminierten Massnahmen? Juristisch nicht. Das humanitäre Völkerrecht stellt unmissverständlich klar, dass die Schutzpflicht gegenüber der Zivilbevölkerung Aggressoren und Verteidiger gleichermaßen bindet. Zivilpersonen dürfen nicht als Schild für militärische Zwecke eingesetzt werden. Ebenso darf keine Kriegspartei die Bewegungen der Zivilbevölkerung so lenken, dass sie militärische Ziele vor Angriffen abschirmen oder Kriegshandlungen decken.

Angesichts der juristisch eindeutigen Lage wirft manche Reaktion im Westen Fragen auf. Ist Parteilichkeit doch mächtiger als das Recht?

Inzwischen bedauert Amnesty «zutiefst den Ärger und die Verärgerung, die unsere Pressemitteilung über die Kampfaktiken des ukrainischen Militärs hervorgerufen hat». Bedauern, weil man die Wahrheit gesagt hat?

Demokratie gegen Autoritarismus

Die Erklärung dafür liegt nicht in Russland, auch nicht in der Ukraine, sondern in der westlichen Sicht auf die Welt. Nach dreissig feindbildlosen Jahren hat sich ein neuer, manichäischer Dualismus herausgeschält: Demokratie gegen Autoritarismus. So, wie Südvietnam vor sechs Jahrzehnten unsere Freiheit gegen den Kommunismus verteidigte, so verteidigt die Ukraine unsere Demokratie gegen die Diktatur. Der Konflikt ist bis zur Sättigungsgrenze weltanschaulich aufgeladen. Diese Stilisierung führt, sobald die subjektive Anschauung und die objektive Wahrnehmung auseinanderklaffen, zu kognitiver Dissonanz. In deren Folge passen wir unsere Wahrnehmung unserer Weltanschauung an. Weil nicht sein darf, was nicht sein kann. Etwa die Tatsache, dass sich auf dem Territorium der Ukraine (bei allen Unterschieden) zwei Brudervölker zerfleischen, dass ihre Kriegsführung in denselben sowjetischen Traditionen wurzelt und dass auch Ukrainer Kriegsverbrechen begehen, die genauso ungerechtfertigt und unentschuldigbar sind wie die russischen.

Die Rolle der Ukrainer in den Augen des westlichen Establishments erinnert in der Tat an die der Südvietnamesen vor über einem halben Jahrhundert: Frontkämpfer für das Gute, auf die man nichts kommen lässt. Da gibt es nur Schwarz oder Weiss, keinesfalls das Grau-grau der Realität. Jedes relativierende Argument wird sofort zu «Wasser auf Putins Mühlen» umgedeutet. Wer es ausspricht, gerät in Appeasement-Verdacht, ein schwerer Haltungsfehler, der in Medien und Politik Karrieren ruinieren kann. Der Soziologe Armin Nassehi fordert sogar Zurückhaltung bei der deutschen Berichterstattung über die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Ukraine-Kriegs – nicht dass am Ende der Durchhaltewillen und die Opferbereitschaft wanken.

Der Bio-Papst, der auf Gentech hofft

Urs Niggli brachte den biologischen Landbau wissenschaftlich voran.

Gegen das Hungerproblem konnte er wenig ausrichten. Jetzt sieht er die Lösung.

Beat Gygi

Die Landwirtschaft steht plötzlich im Scheinwerferlicht, Nahrungsmittelmangel ist weltweit zum akuten Problem geworden, Hunger droht in vielen Ländern, plötzlich zeigt der Krieg in der Ukraine Schwachstellen auf, an die man bisher kaum gedacht hat. Jedenfalls die meisten nicht. «Eine Ernährungskrise ist schon sehr lange absehbar, vor allem verursacht durch das Wachstum der Weltbevölkerung», sagt der Agrarwissenschaftler Urs Niggli im Gespräch.

Die Frage, ob die Menschen künftig noch genug zu essen hätten, sei seit fünfzehn Jahren zunehmend dringlicher geworden. «Für mich ist seit längerem klar, dass wir auf einen Engpass zusteuern», die Zahl der Menschen, die periodisch an Hunger leiden, heute 800 Millionen, sei massiv am Steigen. Und eine der häufigsten Fragen, die ihm gestellt würden, sei jetzt: «Biolandbau ist ja gut und recht, aber kann man damit die Welt ernähren?»

«Bio hat keine Antworten»

Niggli ist Exponent der biologischen Landwirtschaft, einer der prominentesten Verfechter dieser Anbauweise. Und seine Antwort ist jeweils: «Der Biolandbau hat grosse Stärken in der Ökologie, er hilft auch soziale Ziele erfüllen, findet grossen Anklang bei den Konsumenten, aber er hat eben auch Nachteile. Der Biolandbau ist einfach deutlich weniger produktiv als die konventionelle Landwirtschaft.» Die Worte passen zu seiner Art, er formuliert abwägend, ohne Spekulationen oder Superlative. Dann der Satz, der einfährt: «Jetzt, da in der Nahrungsmittelproduktion praktisch maximale Produktivität gefragt ist, muss ich sagen, da hat der Biolandbau keine Antworten.» Aber er fügt gleich an: Auch mit konventionellem Anbau stehe die Ernährungssicherheit auf sehr dünnem Eis. «Man kann jederzeit einbrechen.»

Klar, es gebe optimistische Projektionen, dass auf der Erde theoretisch auch für neun oder zehn Milliarden Menschen genug Nahrung produziert werden könne, man müsse sie nur besser verteilen. Niggli sieht das kritisch. In politischen Krisen wie jetzt seien es ja primär

die relativ Armen, die nun etwas abgeben müssten an Hungernde, nicht die üppig Versorgten.

Auch aus Bio-Sicht seien optimistische Prognosen möglich: «Der Biolandbau kann die Welt durchaus zuverlässig ernähren, er schützt die Umwelt, erhält die natürlichen Ressourcen, allerdings unter der Voraussetzung, dass man weniger Fleisch isst und weniger *food waste* produziert.» Beide Bedingungen müssten erfüllt sein, und da ist für ihn der Haken. «Man sieht keine Anzeichen, dass die Menschen allgemein

«Man sieht keine Anzeichen, dass die Menschen weniger Fleisch essen und weniger Essen verschwenden.»

weniger Fleisch essen und weniger Essen verschwenden», meint Niggli. Der Fleischkonsum stagniere allenfalls in Europa, aber global wachse er deutlich, besonders in Afrika und Asien im wohlhabender werdenden Mittelstand. Und vegane Ernährung? Ja, das sehe jetzt aus wie ein starker Trend, aber bei genauer Betrachtung sei dies einfach eine kleine Zusatzmenge obendrauf.

Wie ist das jetzt für ihn, den 68-Jährigen, der in seiner ganzen Karriere den biologischen Landbau erforscht und propagiert hat, wenn er plötzlich sagen muss: Bio hat keine Antworten? «Ich habe immer daran gearbeitet, die Vorteile von Bio und konventionell zusammenzuführen, und das verfolge ich weiter», erwidert er. Wie kam er überhaupt auf biologische Landwirtschaft? Seine Eltern waren ja nicht Bauern. «Ich bin in einer sehr bäuerlichen, dörflichen Umgebung aufgewachsen», schildert Niggli, er war viel bei den Grosseletern, die ihm als ehemalige Kleinbauern die Liebe zum Heuen, zur Obsternte, zur Hofschlachtung oder zur Waldpflege einpflanzten. Niggli: «Ich wollte damals eigentlich am liebsten eine künstlerische Karriere einschlagen, ich wäre sehr gerne Bildhauer geworden.»

Eine Frankreichreise nach der Matur brachte dann aber die Wende, er erinnert sich: «Die Landschaften etwa der Ardèche und der Pro-

vence mit überwältigenden Bildern bei faszinierendem Wetter, diese Schönheit in den Lavendelfeldern, den Pfirsichplantagen, den Äckern mit wunderbarem Getreide, alles sehr bunt, das war ein ästhetischer Kick für mich.»

Da habe er seine Künstlerkarriere vergessen. «Ich wandte mich der Landwirtschaft zu, wollte sie studieren. Ich hatte allerdings einen sehr idealistischen, nicht einen praktischen Zugang dazu, als ich das Studium begann.» Und im Agronomiestudium an der ETH Zürich kam er auf die Welt. «Da büffelten wir Mathematik, Physik, Chemie, all die Grundlagenfächer, man wurde richtig geschlaucht», erinnert er sich. Zum Glück habe er einen Fluchtweg gehabt: Mit seiner Frau hatte er in Aarau einen winzigen Bauernhof gepachtet, und je nach Arbeitsbedarf war er mehr auf dem Hof oder mehr an der ETH. Hatte er damals schon das Ziel, berühmt zu werden?

Forschung zur Unkrautbiologie

«Das gefiel mir einfach. Ich habe mir nie Überlegungen gemacht über eine gezielte Karriere. Von meinen Charaktereigenschaften her bin ich so, dass ich das, was ich mache, immer sehr intensiv mache», sagt er. Nach dem Studium erarbeitete er eine Dissertation an der Forschungsanstalt Reckenholz und an der ETH, vier Jahre betrieb er in Zusammenarbeit mit Landwirten Forschung zur Unkrautbiologie, er war viel draussen, «und da wurde ich ein richtig angefressener Agronom», meint er.

Gold wert war für ihn der Drill durch seinen Doktorvater Josef Nösberger. «Wir wurden geschlaucht, immer auf Wissenschaftlichkeit getrimmt, auf Konsistenz, aufs Fokussieren, Fokussieren.» Extrem dankbar sei er später dafür gewesen. Als er nämlich in ein eher esoterisches Umfeld gekommen sei, habe ihm das immer als Orientierungshilfe gedient, als Kompass. Er war dann fünf Jahre Leiter Herbologie an der Forschungsanstalt Wädenswil, und 1990 wurde er Direktor des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL) im aargauischen Frick. Dreissig Jahre blieb er auf diesem Posten, bis 2020, in dieser Zeit wurde er zur Legende,

zur landesweiten Autorität mit internationaler Ausstrahlung, für viele zum Bio-Papst.

«Das FiBL genoss grosse Aufmerksamkeit in der Landwirtschaft, war aber damals keine renommierte Institution», meint er im Rückblick. Alles war laut Niggli alternativ an diesem Institut. Auch er habe zunächst vor allem auf Abgrenzung gegenüber der konventionellen Landwirtschaft gesetzt, hier das FiBL, dort die andern. Aber mit der Zeit habe sich die Biolandbau-Idee ausgebreitet, auch konventionelle Institutionen seien eingestiegen, die Kontraste hätten sich aufgeweicht. 1992 kam der Detailhändler Coop ins Boot, der für seinen Konzernumbau ideale Impulse suchte und sie da fand, das brachte dem Biolager einen grossen kommerziellen Kick.

Bei Prinz Charles

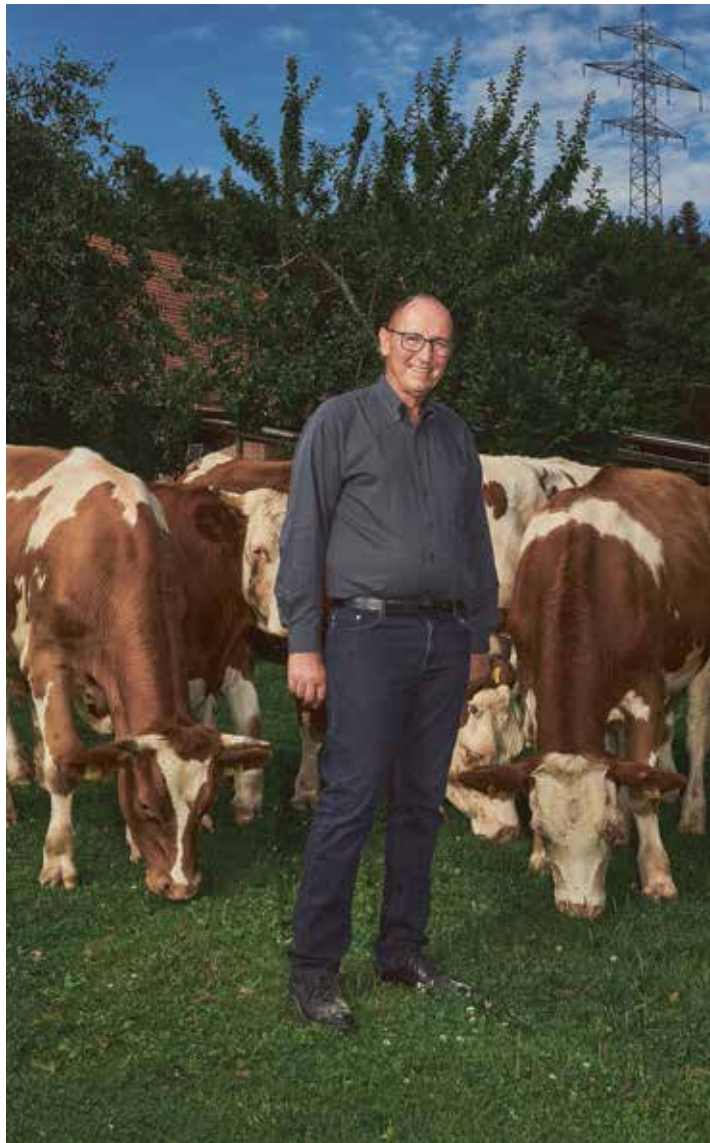
Niggli: «Das war für mich alles faszinierend, aber ich bin nie in eine esoterische Ecke abgeglitten, eben weil ich früher diesen wissenschaftlichen Drill durchgemacht hatte.» Seine Hauptmission: «Ich habe dreissig Jahre lang versucht, in diesem Clinch zwischen den unterschiedlichen Welten eine grosse wissenschaftliche Glaubwürdigkeit für die Bioforschung auszustrahlen.» Das habe sicher dem Biolandbau geholfen und auch der Institution FiBL.

Problematisch sei es nur geworden, wenn er allzu laut Nichtkonformes gesagt habe. Damit spielt er an auf sein Zeitungsinterview von 2016, als er sich offen gezeigt hatte gegenüber der neuen gentechnologischen Methode der Genom-Editierung CRISPR/Cas, auch Gen-Schere genannt. Diese ermöglicht

«Der Biolandbau ist diejenige Anbauform, bei der man am komplexesten denken muss.»

beschleunigtes Züchten. Das war ein Knall in der Biowelt: Niggli pro Gentech! Wie sieht er das heute? «Es war Selbstmord», meint er, «in Deutschland wurde ich von Biobauern nicht mehr an Tagungen eingeladen, Forschungsgelder wurden gestrichen.»

Aber eigentlich war es eine Wandlung: «Mein Renommee als Agrarwissenschaftler ging durch die Decke, und mein Renommee als Bioforscher ging in den Keller.» Aus egoistischer



«Grabenkämpfe vergessen»: Agrarwissenschaftler Niggli.

Sicht müsse er sagen: Es war eine harte Phase, aber gerade deswegen sei er heute immer noch so stark gefragt. «Es kommen viele Anfragen, und diesen Effekt hätte ich nicht, wenn ich als braver Bioforscher in Pension gegangen wäre.»

Er war und ist begehrter Berater in der Branche und der Politik, heute mit seinem Institut in Aarau und Wien. «Das spektakulärste Mandat, das ich hatte, war der Uno-Ernährungsgipfel 2021», sagt er. So etwas bringe einen zu einer realistischen Sicht auf die Welt, wenn man die umfangreichen Grundlagen einer solchen politischen Veranstaltung sorgfältig erarbeitet habe und dann sehe, was die Politiker entscheiden. «Es kam dabei relativ wenig heraus.»

Unvergesslich sind dann natürlich die Gespräche mit Prinz Charles. «Ich war drei Mal eingeladen bei ihm», sagt Niggli. Fürs erste Treffen habe er ein Ideenpapier geschrieben zur Frage, wie Prinz Charles helfen könnte, gute Ernährungs- und Landwirtschaftskonzepte zu propagieren. Sein Landsitz Highgrove stehe ja unter biologischer Bewirtschaftung, zurück-

gehend auf die Beratung durch einen früheren Direktor des FiBL. Niggli: «Prinz Charles sprach bei diesem Treffen enorm intelligent, mit guter Ausstrahlung, und ich ergriff als Schweizer möglichst wirksam das Wort.» Es gab ein Folgetreffen an der Georgetown University in Washington, mit regem Gedankenaustausch, später noch eine Zusammenkunft in London – aber letztlich seien die Folgen gering gewesen.

Der grosse Trumpf

Zurück zur grossen Frage nach Biolandbau und Produktivität: Was ist denn, wenn der Biolandbau keine Antwort auf die grössten Herausforderungen der heutigen Zeit hat? «Die Entwicklung geht weiter», sagt Niggli, für die Kombination von Bio und konventionell sehe er neue Möglichkeiten. «Die Ökologisierung der konventionellen Landwirtschaft ist uns nach wie vor ein grosses Anliegen.» Beim Pestizideinsatz pro Hektar sei die Schweiz im oberen Drittel europaweit und bezüglich Stickstoffeinsatz an der Spitze, was belastend sei. Der grosse Trumpf aus seiner Sicht: «Der Biolandbau ist diejenige Anbauform, bei der man am komplexesten denken muss, die Biobauern werden dazu erzogen beziehungsweise identifizieren sich damit, nach einem

Systemansatz vorzugehen.» Also nicht nach der Gleichung «viel Dünger, viel Ertrag», sondern mit dem Ziel «Bodenfruchtbarkeit entwickeln».

Er ist optimistisch, dass in zehn Jahren oder so vieles zusammenkommt: Der technische Fortschritt werde die konventionelle Landwirtschaft verändern und zugleich viele Handicaps des Biolandbaus beseitigen. Digitalisierung auf breiter Front, Pflanzenschutz mit Robotik, Nanotechnologie, sodann Molekularbiologie mit der Gentechnik, die neue, bessere Sorten bringe. «Im konventionellen Anbau sieht man, dass man ohne die Denkweise des Biolandbaus die künftigen Anforderungen einer nachhaltigen Ernährungssicherheit nicht erfüllen kann. Also: Die Kombination von komplex diversifizierten Agrarökosystemen aus der Biotradition plus Hightech – das ist für mich der Ausweg.» Die Aufhebung des Zielkonflikts zwischen Bio und Produktivität? «Ja genau, darum geht es, man kann diesen Zielkonflikt aufheben, und so kann man auch die Grabenkämpfe vergessen.»

Sie tanzte nackt, raste dem Tod davon

Hellé Nice zählt zu den faszinierenden Frauen des 20. Jahrhunderts.

Als Aktmodell verdrehte sie Männern den Kopf, als «Bugatti-Queen» fuhr sie ihnen um die Ohren.

Max Kern

Beim Oldtimer-Memorial «100 Jahre Klausenrennen» war am Samstag auch ein Bugatti 35B Grand Prix S am Start, ein Achtzylinder mit 2,292 Litern Hubraum und 130 PS. Es bliebe eine Randnotiz, wenn im selben Auto vor neunzig Jahren nicht das schillernde Aktmodell mit Künstlernamen Hellé Nice über die Klausenpassstrasse gedonnert wäre. Hellé Nice, bekannt als «Bugatti-Queen», war eine Pariser Revuetänzerin und einst schnellste Frau der Welt. Der Journalist im Cabaret «Olympia» in Paris hatte im Dezember 1927 nur Augen für sie: «Das ist Hellé Nice, feminin, verblüffend, völlig nackt tanzend.»

Taumel der *années folles*

Hellé Nice kommt am 15. Dezember 1900 im französischen Kaff Aunay-sous-Auneau als Mariette Hélène Delangle zur Welt. Ihr Vater, ein gebrechlicher Architekt, verstirbt nur vier Jahre später. Die vife, intelligente Hélène ist in der Schule Klassenbeste. 1915 folgt sie mit Bruder und Schwester ihrer Mutter nach Sainte-Mesme südwestlich von Paris, wo die Witwe einen neuen Mann gefunden hat. 1920 zieht Hélène nach Paris und landet mitten im Taumel der *années folles*.

Sie wird zuerst Aktmodell für Künstler wie René Carrère. Seine Fotografien sind bei Connaisseurs bis heute ein Renner. Später tritt Hélène als Nackttänzerin auf, unter anderem im «Bataclan» und im «Olympia». Dort kommt sie der Legende nach zu ihrem Künstlernamen «Hellé Nice», weil ein lüsterer Engländer über sie gesagt haben soll: «Elle est nice». Sie lernt den Autorennfahrer Gérard de Courcelles kennen, der 1927 im Autodrome de Linas-Montlhéry tödlich verunglückt. De Courcelles infizierte sie mit dem Bugatti-Virus.

Hellé Nice gewinnt den Actors Cup, was ihr einen Spon-

soren-Deal mit der Zigarettenmarke Lucky Strike einträgt. Im Dezember 1929 stellt sie in Montlhéry in einem Bugatti 35C mit 197,7 km/h einen inoffiziellen Weltrekord für Frauen am Steuer auf. Die Presse nennt sie «La Reine de Vitesse», Königin der Geschwindigkeit. Dank die-

Zu ihrem Künstlernamen kam sie, weil ein lüsterer Engländer gesagt haben soll: «Elle est nice».

ser Bestmarke darf sie in den USA in einem Miller-Wagen *dirt tracks*-Rennen fahren. Sie wirbt neu auch für Esso. Und bekommt den Spitznamen «Bugatti-Queen».

Innert kürzester Zeit, so die englische *Motor Sport*, explodiert in Frankreich ihre Berühmtheit. Ab 1931 sitzt die ehemalige Nackttänzerin bei Grands Prix am Steuer. Sie fährt gegen Grössen wie Louis Chiron, René Dreyfus und Philippe Etancelin. Beim GP von São Paulo 1936 liegt sie, neu in einem Alfa Romeo Monza, in der letzten Runde an dritter Stelle, als sie von der Strecke fliegt. Wahrscheinlich will sie einem auf der Strasse liegenden Strohhallen ausweichen und gerät dabei in die Zu-

schauerränge. Sechs Menschen sterben. Hellé Nice wird aus ihrem offenen Rennwagen geschleudert und von einem unglücklichen Soldaten aufgefangen. Nach drei Tagen im Spital erwacht sie aus ihrem Koma, ihr Lebensretter verstarb noch auf der Unfallstelle.

1937 versucht sie bei den Yacco *endurance trials* in Montlhéry ein Comeback. Doch Sponsoren und die Chefs der Werkteams zweifeln nach dem Horror-Crash von São Paulo an ihrer Gesundheit. Während des Zweiten Weltkriegs ruht der GP-Betrieb. Hellé Nice kauft 1943 in Nizza eine Villa. Die Stadt ist damals von Hitlers Truppen besetzt. Woher das üble Gerücht stammt, weiss im Nachhinein keiner: Der Französin wird angedichtet, sie habe gegen Kriegsende ein Verhältnis mit einem SS-Mann gehabt. In deutschen Geschichtsarchiven ist aber weder ihr Geburts- noch ihr Künstlername aufgeführt.

Völlig verarmt

Als sie 1949 beim GP von Monte Carlo ihr Comeback auf der Rennstrecke geben will, kommt's am Vorabend an der Pressekonferenz zum Eklat: Konkurrent Louis Chiron wirft ihr vor den Medien vor, sie sei während des Krieges eine Spionin der Gestapo gewesen. Hellé Nice verlangt umgehend eine Entschuldigung, doch Chiron – er hat als Monegasse ein Heimspiel – weigert sich. Hellé Nices Ruf ist zerstört, Sponsoren und Familie wenden sich von ihr ab.

Ende der fünfziger Jahre kommt's noch dicker. Ihr Lover Arnaldo Binelli türmt mit ihren letzten Ersparnissen. Am Schluss lebt sie völlig verarmt auf einem Dachboden in Nizza. Laut *Motor Sport* beobachten Nachbarn sie dabei, wie sie Katzen aus Untertassen deren Milch stibitzt. Die «Bugatti-Queen», einst die schnellste Frau der Welt, stirbt am 1. Oktober 1984.



Schnellste Frau der Welt: Hellé Nice (1900–1984) in Monza, 1933.

Ermittlungen gegen Enthüllungen

Ein Staatsanwalt scheucht die Medien auf. Er stochert im System ihrer Enthüllungsindustrie herum.



Es war eine Szene wie in den *courtroom movies* aus Hollywood. Oben auf der Empore thront der Richter. Er blickt gestreng auf den Beschuldigten hinab, der unter ihm auf seinem Stuhl sitzt.

In unserem Fall spielte die Szene im Zürcher Obergericht. Oben auf dem Podest sass jeweils Peter Marti, der ausserordentliche Staatsanwalt des Bundes. Unten sass *Tages-Anzeiger*-Journalisten wie Thomas Knellwolf, Kurt Pelda, Titus Plattner und Res Strehle sowie *NZZ*-Redaktoren wie Marcel Gyr und Marc Tribelhorn.

Die Journalisten waren als Zeugen geladen. Manche fühlten sich allerdings eher als Angeklagte. Staatsanwalt Marti wollte von ihnen wissen, wie sie 2020 zu ihren Informationen zur Crypto-Affäre gekommen waren, bei der eine Zuger Firma in Spionageverdacht geriet. Marti pochte auf Amtsgeheimnisverletzung. Die Journalisten, mit Verweis auf den Quellenschutz, verweigerten die Antwort.

Seit das Medienmagazin *Persönlich* letzte Woche die Befragung der Journalisten publik machte, ist die Verlagsbranche in ziemlicher Aufregung. Denn Staatsanwalt Marti hat sich offenbar in den Kopf gesetzt, den Schweizer Journalisten ihr sinistres Handwerk zu legen. Er vermutet bei ihnen intransparente Tauschgeschäfte: politische Informationen gegen publizistische Gefälligkeiten.

Das Interessante daran ist, dass Marti nicht völlig unrecht hat.

Peter Marti, ein pensionierter Oberrichter aus Winterthur, wurde Anfang 2021 als Sonderermittler des Bundes eingesetzt. Er hatte abzuklären, wie ein Bericht der Geschäftsprüfungs-

delegation zur Crypto-Affäre zum *Tages-Anzeiger* und zur *NZZ* gelangt war. Der Kern des Berichts war allerdings ohnehin zur Publikation freigegeben. Es ging also um eine Bagatelle.

Doch dann nahm Sonderermittler Marti Witterung auf. Er dehnte seine Detektivarbeit von Crypto auf Corona aus. Er vermutete, dass in der Pandemie anrühige Deals zwischen Presse und Politik gelaufen seien, konkret, ein Tausch von amtlichen Interna gegen journalistische Gegenbeschenke.

Marti zitierte dazu gar Marc Walder zur Anhörung, den langjährigen CEO von Ringier. Immerhin, diesmal legte Marti Wert auf ge-

So funktioniert seit je die Enthüllungsindustrie. Sie ist ein Handelsgeschäft.

hobenes Ambiente. Er lud Walder nicht ins alte Obergericht vor, sondern ins hochmoderne Zürcher Polizei- und Justizzentrum, das erst 2022 eröffnet wurde.

Ich war nicht dabei, aber es ist klar, was Marti wissen wollte. Gab es bei der Corona-Strategie Absprachen zwischen dem Departement von Bundesrat Alain Berset und dem Verlagshaus Ringier? Natürlich dementierte Walder.

Nun, die Sachlage ist etwas komplexer. Ringiers *Blick* hatte immer wieder exklusive Informationen aus dem Berset-Departement. Oft wusste das Blatt schon ein, zwei Tage im Voraus, was Berset am Mittwoch im Bundesrat beantragen würde. Es waren Informationen zu Maskenpflicht, Impfungen, Zertifikaten, Lock-

downs und Home-Office. Auch beim *Tages-Anzeiger* war man oft ähnlich gut und ähnlich vorzeitig im Bilde, was sich bei Berset tat.

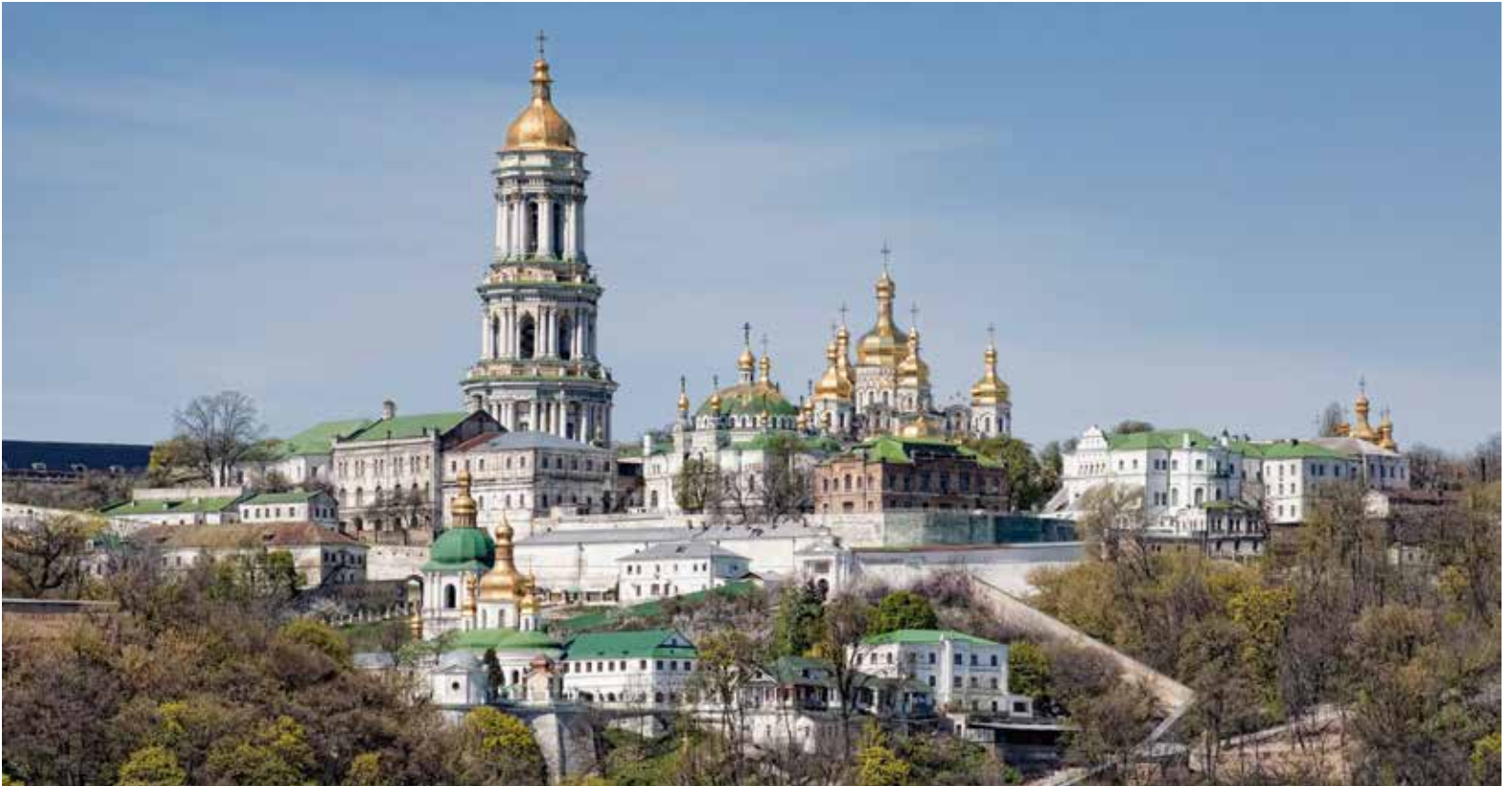
Es ist klar, dass die Informationen nur von Bersets Mitarbeitern stammen konnten, ich vermute mal, mit dem Segen des Chefs. Für sie waren die Medien das ideale Testgelände. Sie steckten den Journalisten exklusiv zu, was an Corona-Massnahmen geplant war, und die Blätter veröffentlichten mit stolzem Tamtam die Pläne. An den nachfolgenden Reaktionen von Publikum bis Parteien konnte das Berset-Lager ablesen, wie hoch die Akzeptanz seiner Ideen war und wo es Korrekturen brauchte – Medien als Tuner von Bersets Corona-Strategie.

Wenn die Kooperation gut klappte, gab es in der Regel aus den Redaktionen noch etwas Zuckerguss für das Ego der Gegenseite. Dann wurde Berset im *Blick* bejubelt als der «umsichtige Landesvater». Der *Tages-Anzeiger* feierte ihn als «Helden der Krise».

So funktioniert seit je die Enthüllungsindustrie. Sie ist ein Handelsgeschäft. Informationen haben stets einen Gegenwert. Der Gegenwert wird seltener materiell, sondern meist ideell honoriert.

Sonderermittler Marti hat inzwischen Hunderte von Stunden an Honorar verrechnet. Er poliert seine Pension damit ganz schön auf. Irgendwann wird er für das Geld liefern müssen.

Ich denke, Martis Lieferung wird bescheiden sein. Medien und Politik arbeiteten zum gegenseitigen Nutzen mitunter eng zusammen, wird er sagen. Na und? Das ist seit Jahrhunderten so. Strafbar ist das nicht.



Heiliger Ort für Ukrainer und Russen: Kiewer Höhlenkloster.

Ukraines polnische Gespenster

Die Ukraine gehörte länger zu Polen als zu Russland.

Das ist wichtig, wenn man das Nationalbewusstsein der Ukrainer verstehen will.

Norman Davies

London

Seit Kriegsausbruch Ende Februar wird oft von den historischen Bindungen zwischen Russland und der Ukraine gesprochen, auch um Putins imperialen Anspruch auf die Ukraine zu kontern. Diese Fokussierung auf Russland führt aber dazu, dass die gemeinsame Geschichte Polens und der Ukraine aus dem Blickfeld gerät.

Die Ukraine gehörte länger zum polnischen Staat als zu Russland – und das muss bedacht werden, wenn man verstehen will, warum die Ukrainer anders sind als die Russen. Mit anderen Worten, die Geschichte der Ukraine erschliesst sich erst, wenn neben den russischen auch die polnischen Einflüsse betrachtet werden.

Vor tausend Jahren gab es die Bezeichnung Ukrainer noch nicht. Die Bewohner der «Ukraina» (das heisst «am Rand» oder «Grenzland») bezeichneten sich als Russinen beziehungsweise Ruthenen, und ihr Land, das vom alten

Kiew aus regiert wurde, war die «Kiewer Rus». Diese Russinen waren die Vorfahren dreier moderner ostslawischer Nationen – Belarussen im Norden, Ukrainer im Süden und Moskowiter im Osten –, und aus ihrer Sprache entwickelte sich das Belarussische, das Ukrainische und das Russische. Entscheidend ist, dass die Russinen (in einer Zeit, in der die Bezeichnung Russland noch gar nicht existierte) keine Russen waren. Und die meisten von ihnen haben lange und hartnäckig gegen die Moskauer Herrschaft gekämpft.

Aneignung der Geschichte

Aber auch der zunehmenden Macht Polens mussten sie sich erwehren. Im Jahr 1018 überfiel der polnische König Boleslaw der Tapfere die Rus und schlug sein Schwert an das Goldene Tor von Kiew, bevor er den Rückzug antrat. Fortan spielte dieses Schwert, Szczerbiec, bei allen Krönungsfeierlichkeiten in Krakau eine wichtige Rolle.

Im 15. Jahrhundert, lange nach der Zerstörung der Kiewer Rus durch die Mongolen, nahm der wachsende Stadtstaat Moskau bedauerlicherweise eine religiös grundierte Ideologie an, laut der Moskau nicht nur der einzig legitime Erbe der Rus war, sondern auch das «Dritte Rom» (in der Nachfolge der Ewigen Stadt und des griechischen Byzanz). Im Ergebnis mussten alle orthodoxen Slawen den Moskauer Zaren und Patriarchen anerkennen, da alle Ruthenen als ein unter Moskauer Herrschaft stehendes Brudervolk galten. Als sich das Grossfürstentum Moskau 1721 in das Russische Reich verwandelte (unter dem hellenisierten Namen Rossija), erschien die Kiewer Rus in dieser rückwärtsgewandten Moskauer Geschichtsversion als Kiewer Russland, und alle Russinen sollten fortan Russen sein, so wie Putin das heute behauptet. Die Russen eigneten sich die komplette Geschichte und Identität der Ukraine an und bezeichneten die ukrainischen Russinen fortan als «Klein-Russen». Politisch denkende Leute

in der Ukraine, die sich dieser imperialistischen Übergriffigkeit nicht beugen wollten, griffen in der Folge zur geografischen Bezeichnung «Ukrainer».

Nicht minder bedauerlich ist, dass die meisten westlichen Historiker sich bei diesem Thema vor allem auf russische und nicht auf ukrainische oder polnische Quellen stützten. Bei Ausländern, die nichts anderes als russische Propaganda kennen, ist die Russophilie besonders ausgeprägt.

In den Jahrhunderten zwischen dem Fall der Kiewer Rus und dem Aufstieg des Zarenreichs waren ukrainische Russinen und Polen nicht so sehr Nachbarn als vielmehr Bürger eines gemeinsamen Staates. Im 14. Jahrhundert, nach dem Zerfall der Goldenen Horde, kamen beide slawischen Nationen unter die Herrschaft der Jagiellonen. Deren Dynastie begann 1386 mit der Vermählung einer polnischen Königin mit dem litauischen Grossfürsten Jogaila, wodurch der langlebige Doppelstaat Polen-Litauen entstand, seinerzeit der grösste in ganz Europa. Der westliche Teil dieses Staats, die Polnische Krone oder Korona, wurde überwiegend von Polen bewohnt, während der östliche Teil, das Grossfürstentum, von ethnischen Litauern besiedelt wurde, die Mitte von belarussischen und der Süden von ukrainischen Russinen. Die Jagiellonen, in Personalunion Könige von Polen und Grossfürsten von Litauen, regierten ihr Reich von Krakau aus, 800 Kilometer von Kiew entfernt. Ihre Macht erstreckte sich von Pommern bis an die Grenzen der Moskauer Herrschaft und von der Ostsee bis ans Schwarze Meer («von Meer zu Meer»).

Kampf gegen die Krimtataren

Nach dem Tod des letzten Jagiellonen im Jahr 1572 wurde der polnisch-litauische Staat in eine konstitutionelle Rzeczpospolita («Gemeinwesen») umgewandelt, die sogenannte Adelsrepublik, die von Warschau aus regiert wurde. In dieser Konfiguration kam die gesamte Ukraine zum Königreich Polen, und obschon die Russen sich regelmässig ukrainische Gebiete aneigneten, blieb der grösste Teil der Ukraine bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bei Polen. Die Stadt Kiew beispielsweise wurde 1667 von Moskau eingenommen, aber der Rest der Wojwodschaft Kiew blieb bis 1793 in polnischer Hand. Bis dahin besass der letzte König von Polen eine Residenz im Schloss von Kaniw/Kaniów am Dnjepr in der Zentralukraine, wo er seine einstige Geliebte, Katharina die Grosse, empfing.

In den langen Jahrhunderten polnischer Herrschaft machten die Ukrainer unweigerlich Erfahrungen, wie sie die Russen nie erlebt haben. Und diese prägenden Einflüsse verhalfen den Ukrainern zwangsläufig zu einer deutlich anderen Haltung.

So liess sich beispielsweise eine Gemeinschaft von Kosaken am Unterlauf des Dnjepr nie-

der, die gegen die polnische Herrschaft aufbegehrten. Von ihrer sicheren «Sitsch» aus, dem Stützpunkt auf einer Insel hinter den Stromschnellen des Dnjepr, kämpften sie gegen die königliche Armee und die Krimtataren. 1775 wurde dieser Kosakenstaat von russischen Truppen zerschlagen.

Im ukrainischen Adel kam es zu einer weitgehenden Polonisierung – Polnisch war die Verwaltungssprache der Rzeczpospolita. Infolgedessen beschränkte sich das ukrainische Nationalbewusstsein weitgehend auf die niederen, bäuerlichen Stände, die bis 1861 in der Mehrheit ungebildete Leibeigene waren. Anders als bei den Polen (oder Russen), deren nationale Identität von einer breiten Adelschicht

Kiew wurde 1667 von Moskau eingenommen, aber der Rest blieb in polnischer Hand.

und Vertretern eines vitalen Geisteslebens kultiviert wurde, war die ukrainische Nation, sozial führungslos, im Grunde eine proletarische Unternehmung.

Die orthodoxen Russinen waren traditionell dem griechischen Patriarchen von Konstantinopel in Treue verbunden. Im 16. Jahrhundert wurden sie von polnischen Jesuiten gedrängt, sich zum römischen Katholizismus, und von Moskau, sich zur russischen Orthodoxie zu bekennen. Ihre Reaktionen waren gemischt. In der Westukraine, unter polnischem Einfluss, wurden viele von ihnen griechisch-katholische Unierte, die an ihrem alten byzantinischen Ritus festhielten und zugleich den Papst als Patriarchen anerkannten.

Dank der polnischen Könige bildete sich in der Ukraine eine grosse jüdische Gemeinschaft heraus, die wichtige kommerzielle und administrative Funktionen übernahm. In Kleinstädten oder Dörfern befand sich der Wohnsitz eines polnischen Grundbesitzers typischerweise neben einem kleinen Shtetl und war umgeben von Parzellen ruthenischer Bauern. Dies führte dazu, dass Juden von den Bauern als Verbündete ihrer verhassten polnischen Herrschaft betrachtet wurden. Im Massaker von Uman 1768 wurden Polen und Juden in Kirchen beziehungsweise Synagogen zusammengetrieben und bei lebendigem Leib verbrannt.

Die grosse Hungersnot

Die Ukrainer übernahmen viele polnische Wörter und Wendungen. «Ja» heisst auf Russisch *da*, aber die Ukrainer sagen *tak* (wie die Polen), und es gibt noch zahllose andere Polonismen. Später, als Russisch zwangsweise durchgesetzt und das Ukrainische verboten wurde, gingen viele Ukrainer dazu über, im Alltag ein Mischmasch aus Russisch und Ukrainisch zu sprechen, das sogenannte Surschyk.

Im 19. Jahrhundert, nach dem Ende des polnisch-litauischen Staates, wurden Ukrainer und Polen ausgesprochene Rivalen. Beide entwickelten Nationalbewegungen, verteidigten ihre bedrohte Kultur, strebten nach Anerkennung, Territorium und letztlich Unabhängigkeit. Die Ukrainer orientierten sich oft an dem starken polnischen Vorbild und wehrten sich zugleich gegen polnische Ansprüche auf Provinzen wie Wolhynien oder Galizien. 1918 wurden beide Nationen unabhängig und bekamen es sogleich mit den Bolschewiki zu tun. Die Ukrainische Republik er-



«Selbstbestimmung heisst für mich, nie mit Neuanfängen aufzuhören.»

Stefan Mächler
Group CIO

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



gab sich 1921 dem Ansturm der Bolschewiki, trotz eines kurzzeitigen Bündnisses mit den Polen, während die Republik Polen unter Marschall Józef Piłsudski sich behaupten konnte.

In den Zwischenkriegsjahren gehörten die meisten Ukrainer zur Sowjetunion, wo sie vielerlei repressive Massnahmen erdulden mussten, darunter Einschränkungen ihrer Sprache, die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, den Holodomor (die grosse Hungersnot 1932 bis 1933) und massenhafte Verfolgung während der Jahre des Grossen Terrors. Die ukrainische Minderheit in Polen kämpfte 1918 bis 1919 einen aussichtslosen Krieg in Galizien, konnte keine kulturelle Gleichberechtigung erreichen und erlebte in den 1930ern eine brutale «Pazifizierungskampagne». Sie konnte sich zu Recht als die am schlechtesten behandelte Minderheit in Polen bezeichnen, aber ihr bedauernswertes Schicksal ist nicht zu vergleichen mit den Gräueltaten, die in der Sowjetunion an den Ukrainern verübt wurden.

Deportationen und Gleichschaltung

Während des Zweiten Weltkriegs gerieten Ukrainer und Polen in die Vernichtungsmaschinerie von Nazis und Kommunisten. Zwischen 1939 und 1941, solange Stalin noch Hitlers Komplize war, wurden beide Völker Opfer der stalinistischen Unterdrückung in der Westukraine, mit Massenhinrichtungen, Deportationen und Gleichschaltung.

Zwischen 1941 und 1943, als die Ukraine und Polen von deutschen Truppen besetzt waren, wurden diese Territorien zum Zentrum der Bloodlands, wo Massaker aller Art verübt wurden. Die Juden wurden während des Holocaust vernichtet, just dort, wo sie jahrhundertlang Schutz gefunden hatten. Mehr als zehn Millionen Ukrainer kamen in der einen oder anderen



*Langlebige Herrschaft der Jagiellonen:
Polen-Litauen im 15. Jahrhundert.*

Weise ums Leben – deutlich mehr als die Verluste unter der russischen Zivilbevölkerung. Und Polen verlor einen grösseren Anteil der Bevölkerung als jeder andere Staat. Was die Kollaboration mit den Nazis betrifft, so gab es eine ukrainische Division, die 14. Waffen-Grenadier-Division Galizien der SS, bestehend aus polnischen Bürgern. Die sehr viel grössere Russische Befreiungsarmee von General Wlassow, die hauptsächlich aus Russen bestand, kämpfte an der Seite der Nazis.

Während des Vormarschs der Roten Armee in Richtung Westen 1943 bis 1945 wiederholte Stalins Geheimpolizei NKWD die Schrecken

Die ukrainisch-polnischen Beziehungen haben sich aufgrund von Putins Krieg deutlich verbessert.

der dreissiger Jahre hinter der Front. Wer nicht eindeutig für die Sowjetmacht war, galt als zu vernichtender Feind. Derweil führte eine ukrainische Untergrundgruppe eine ethnische Säuberungskampagne durch, der mehr als 100 000 Polen zum Opfer fielen. Insgesamt wurden mehrere Millionen Polen vertrieben. Kaum jemand glaubte an eine «Befreiung» durch die Sowjets. Während die Rote Armee im Januar 1945 das KZ Auschwitz befreite, wurden im nahegelegenen KZ Majdanek gefangen genommene Angehörige der polnischen Heimatarmee vom NKWD umgebracht.

1947 wurde die ukrainische Minderheit im Rahmen der «Operation Weichsel», einer ethnischen Säuberungsaktion, von den polnischen Kommunisten in die ehemaligen deutschen Ostgebiete zwangsdeportiert, die nun zu Polen gehörten.

In den Nachkriegsjahren war die Grenze zwischen der Volksrepublik Polen und der Ukrainischen Sowjetrepublik hermetisch abgeriegelt, vergleichbar dem Eisernen Vorhang. Ukrainer und Polen wurden auseinandergerissen, neue Generationen wuchsen heran, Erinnerungen verblassten.

Putins «grüne Männchen»

1991 stimmten 91 Prozent der Ukrainer für jene Unabhängigkeit und Demokratie, wie sie die Gewerkschaftsbewegung Solidarno für das benachbarte Polen bereits erkämpft hatte. Doch das Erbe von Korruption sowjetischen Stils, der wirtschaftliche Niedergang, der Einfluss der Oligarchen und die Macht exkommunistischer, prorussischer Politiker wie Prä-

sident Wiktor Janukowytsch – das alles liess sich nicht so leicht abschütteln. Während Russland mit seinem eigenen postsowjetischen Chaos zu kämpfen hatte, beobachtete Putin mit Freude, dass die Ukraine nicht vorankam. Erst nach zwei «Revolutionen» – der Orangen Revolution von 2005 und der Revolution der Würde von 2014 – konnte die Ukraine sich befreien und ihren eigenen Weg gehen. An dem Tag, an dem Präsident Janukowytsch die Flucht ergriff, protestierten russische Separatisten auf der Krim. Drei Tage später tauchten Putins «grüne Männchen» auf.

Heute haben sich die ukrainisch-polnischen Beziehungen aufgrund von Putins Krieg deutlich verbessert. Die Polen spüren instinktiv, dass die Ukrainer unter der gleichen Brutalität leiden, die sie wiederholt von russischer Seite erlebt haben.

Diese historische Entwicklung ist umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, wie spannungsreich die ukrainisch-polnischen Beziehungen einst waren. Nutzniesser dieser Konflikte war vor allem Russland. Wie es scheint, hat Putins Angriffskrieg die beiden lange Zeit zerstrittenen Nationen endlich zusammengeführt.

Norman Davies ist emeritierter Professor am University College London, Honorary Fellow am St Antony's College in Oxford und Autor mehrerer Bücher über polnische und europäische Geschichte.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Dieser Artikel ist zuerst im *Spectator* erschienen.

In der Ausgabe 22/22 vom 2. Juni ist ein grosses *Weltwoche*-Gespräch mit Professor Davies erschienen, abrufbar unter: weltwoche.ch

Bekloppter wird es nicht mehr

Ironischerweise sind es die Linken, die ihre Feinde plötzlich in den eigenen Reihen vorfinden.



Es gehört zu den Gewissheiten des Lebens, dass wir alle nach Orientierung streben. Es ist die ewige Grundsatzfrage nach der eigenen Identität, die uns ein Leben lang begleitet. «Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?» lautet der Titel eines der bekanntesten Bücher des Philosophen Richard David Precht aus dem Jahre 2007. Wer hätte gedacht, dass diese Überschrift im Zeitalter der beliebig wählbaren Pronomen noch einmal eine ganz andere Konnotation erhält?

Die woke Linke behauptet, dass Orientierungspunkte wie Nation und Geschlecht etwas für Ewiggestrige sind. Der neue Mensch definiert sich nicht nur als kulturellrelativistischer Weltbürger, sondern springt auch zwischen den Geschlechtern hin und her. Passend dazu lässt er sich mit dem englischen Plural-Sie *they/them* ansprechen. *What a time to be alive!*

Auf der anderen Seite rümpft man verächtlich die Nase über all jene, die ihre gewünschten Pronomen, den eigenen Impfstatus oder ihre tolerante Haltung gegenüber der LGBTQ-Community nicht demonstrativ als Emoji auf ihrem Social-Media-Profil angeben.

Ich habe mich lange gefragt, wann diesen «besseren» Menschen auffällt, dass sie eben nicht besser sind. Dass sie nach denselben Regeln funktionieren wie jeder andere Mensch auch und die alten Bezugspunkte zur Schaffung der eigenen Identität lediglich durch neue ersetzt wurden. Spätestens mit dem Hissen der Regenbogenflagge am Reichstag hätte man sich bewusst darüber sein können, dass die nationale Identität lediglich einer ideologischen gewichen ist.

Nein, der Wunsch nach Orientierung durch Zuordnung und Abgrenzung ist nicht weg, nur

weil man plötzlich behauptet, all das hinter sich gelassen zu haben. Die Natur lässt sich nicht austricksen. Weder in Bezug auf die Überlegenheit von Transen im Frauensport noch bei der Frage, wer schwanger werden kann und wer nicht.

Die linke Identitätspolitik hat den Drang des Menschen nach Zuordnung und Abgrenzung nicht aufgelöst. Sie hat nur die Bezugspunkte verändert und neu spezifiziert. Aber wer immer kleinteiligere Bezugsgrößen erschafft, zerteilt

Der alte weisse Mann als Feindbild Nummer eins wurde durch die privilegierte junge weisse Frau ersetzt.

auch die Gesellschaft in immer kleinere Teile. Statt zweier Geschlechter beliebig viele zu erschaffen, löst die Grenzen des Denkens nicht auf, sondern zieht neue. Wer die Zugehörigkeit zu einer Nation und Wertegemeinschaft erneut durch rassistische Kriterien wie Hautfarbe ersetzt, hat nichts gewonnen. Im Gegenteil.

All dem liegt der Denkfehler zugrunde, dass sich alte Gräben überwinden liessen, ohne dadurch neue und zahlreichere Gräben zu erschaffen. Ironischerweise ist es jedoch nicht der Ewiggestrige, der neue Gräben durch seine vermeintliche Intoleranz errichtet, sondern der Linke selbst, der die Feinde plötzlich auch in den eigenen Reihen vorfindet. Bei den Altkommunisten Marx und Engels hiess es noch: «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» Heute streitet sich die Linke schon, wenn es um die Auswahl der richtigen Regenbogenflagge geht, weil

sich immer irgendeine Minderheit von der anderen diskriminiert fühlt. Auch deshalb wählt der Proletarier inzwischen eher rechts als links.

So ist es ausgerechnet jene menschliche Natur, die man für überwunden hielt, der eigene triviale Drang nach Zuordnung und Abgrenzung, der dem linken Spektrum nun zum Verhängnis wird. Wer alte Bezugsgrößen wie Geschlecht und Herkunft einreißt, entwickelt einen umso stärkeren Abgrenzungsdrang, wenn es um andere Bereiche geht. Wer antritt, das weibliche Geschlecht als solches in Frage zu stellen, ordnet sich eben fortan einer neuerschaffenen Untergruppierung zu, deren Fragilität eine umso stärkere Abgrenzung von anderen erfordert.

Nirgends wird das so deutlich wie auf Twitter, wo sich die linke *bubble* und ihre zahlreichen Gruppierungen zum Schlagabtausch treffen. Und auch in der realen Welt konnte man die Selbstzerlegung einer atomisierten linken Community dieser Tage beobachten, als Queer-Aktivistinnen gegen sogenannte Terfs (von Trans-Exclusionary Radical Feminism) zu Felde zogen, weil diese das Vordringen von biologischen Männern in weibliche *safe spaces* kritisieren. Und spätestens seit die linke Autorin und Feministin Sophie Passmann ihren Twitter-Account nach Rassistismus-Vorwürfen aus dem eigenen Lager einstampfte, sollte klar sein, dass die linke Selbstzerfleischung in vollem Gange ist. Höchste Zeit also, sich als Nichtlinker zurückzulehnen und das Popcorn herauszuholen. Der alte weisse Mann als Feindbild Nummer eins wurde durch die privilegierte junge weisse Frau ersetzt. Bekloppter wird es nicht mehr. Oder vielleicht doch?

Rebellischer Kommerz

Wie eine ekstatische Protestmusik aus Jamaika zur globalisierten Gute-Laune-Musik wurde.

Jean-Martin Büttner

Es war eines der ersten Stücke, die ihn über seine jamaikanische Heimat hinaus bekannt machten, dabei war der Text so brutal, wie der Titel «Slave Driver», Sklaventreiber, androhte. Bob Marley sang ihn zu dunkler, quälend langsamer Begleitung: «Every time I hear the crack of a whip, my blood runs cold.» Jedes Mal, wenn ich den Knall der Peitsche höre, gefriert mir das Blut. Und dann die beiden nächsten Zeilen, vorgetragen wie ein Trauma der Geschichte: «I remember on the slave ship/How they brutalized our very souls.»

Bob Marleys Song erinnert daran, dass seine Vorfahren von den spanischen und den englischen Kolonialherren aus afrikanischen Ländern verschleppt und auf den jamaikanischen Zuckerrohrplantagen zur Zwangsarbeit verurteilt worden waren.

Marleys Song, bis heute einer seiner direktesten in der Verurteilung des weissen Kolonialismus, erschien 1973 auf dem Album «Catch a Fire». Die Platte half mit, den Reggae zu popularisieren, diese hypnotisch pulsierende, ekstatisch beschwörende, rhythmisch verschleppte Tanzmusik mit religiösen Obertönen. Reggae ergibt sich aus der betörenden Kombination von dunklen Bässen, zeitlupenartigen, den zweiten und vierten Beat betonenden Gitarrenriffs, scharfen Einwüfen der Bläsersektion und den Sängern mit ihrem beschwörenden Gestus von Predigern.

Soundtrack der Bastrock-Touristen

Nur zehn Jahre nach Marleys stilprägendem Album stürmte ein Sommerhit die europäischen Hitparaden, der alle Attribute des Schlagers vereinte: Klebrigkeit, Einfalt, Kopisten-tum und eine plärrende Eingängigkeit, die man nie mehr vergisst, wenn man das Stück ein einziges Mal aus einem Auto oder einer Bar herausgeweht bekam: «Sunshine Reggae», ein Stück des dänischen Electronic-Popduos Laid Back: Musik gewordene Folter.

Denn sie vereint alles, was man hasst an dem, was die Globalisierung dem Reggae angetan hat: Musik nicht mehr als Stil, sondern



Mann der Widersprüche: Reggae-Ikone Bob Marley (1945–1981).

als Effekt. Räkelnde, gute Laune im Schatten der Palmen, während schwarze Kellner exotische Drinks servieren. Schunkelmusik für Bastrock-Touristen.

In diesem Zusammenhang muss man kurz von der Berner Gruppe Lauwarm reden, die im ganzen deutschsprachigen Raum bekannt

wurde, nachdem sie ihren Auftritt in einer linken Berner Szenebeiz aus «moralischen Gründen» abbrechen musste. Leute aus dem Publikum hatten sich daran gestört, dass die Musiker als Schweizer Reggae spielten und als Weisse Dreadlocks trugen. Aber das ist nicht das Problem dieser Band, nur das von ein paar

Fanatikern. Das Problem, das man mit dieser Band hat: Ihre Lieder klingen so, wie die Gruppe heisst.

Dasselbe ist dem Reggae passiert, dieser betörenden Musik aus dem karibischen Inselstaat. Wie konnte das geschehen? Nicht nur, dass sich dieser Stil über Grossbritannien in die USA und dann in die ganze Welt verbreitete. Und schon gar nicht, dass er viele Musikerinnen und Musikern aller Kulturen und Länder zu einem kreativen Umgang und zur Weiterverwenden inspirierte, The Clash etwa oder The Police, Massive Attack, Alabama 3 oder Graham Parker, Joe Jackson und Elvis Costello. Daran gibt es auch nichts auszusetzen.

Aber daran, dass sich der Reggae auch zum Soundtrack eines globalisierten Club Méditerranée verharmloste, der mit seiner Dauer-Gute-Laune jeden davonjagt, der diese Musik liebt und ihre Vertreter hört. Der Reggae wurde, anders gesagt, Opfer seines eigenen Erfolgs: Verseichung durch Verbreitung.

Schwarze Mutter, weisser Vater

Die Popularisierung des Reggae wäre nie in einem derartigen Ausmass erfolgreich und in der Verbreitung so fatal gewesen ohne die Freundschaft zweier Männer, die dermassen verschieden waren, dass sie nur zwei Attribute gemeinsam hatten: Beide stammen oder stammten aus Jamaika, und beide waren sie mit der schwarzen Kultur ebenso vertraut wie mit der weissen.

Bei Bob Marley, der am 11. Mai 1981 mit nur 36 Jahren an Krebs verstarb, knapp ein Jahr nach seinem sensationellen Hallenstadionkonzert am Abend des Zürcher Opernhaus-Krawalls, gingen die beiden Kulturen durch seinen Körper. Denn seine Mutter war eine schwarze Angestellte auf dem Land gewesen, sein Vater ein weisser Plantagenbetreiber. Die Mutter war bei der Hochzeit achtzehnjährig, der Vater vierzig Jahre älter. Er zahlte zwar Alimente, ignorierte aber die Familie und hatte ein Alkoholproblem. Er starb an einem Herzinfarkt, als sein Sohn zehn Jahre alt war.

Die Mutter heiratete wieder und zog nach Trenchtown, dem schwarzen, für seine Gewalt berüchtigten Getto der Hauptstadt Kingston. Ihr Sohn hatte es dort besonders schwer. Er wurde von den Weissen gemieden und von den Schwarzen ausgegrenzt. So wuchs der sensible, intelligente Bub als Paria auf. Weshalb er sich später, gleichsam auf spiritueller Vatersuche, der Religion der Rastas entgegenwarf, einer jamaikanischen Sekte, deren Mitglieder von den Weissen als Gesindel verachtet wurden.

Und diese seltsame Religion

Wer die Reggaemusik liebt, bekommt mit seiner Liebe Probleme, wenn er die Texte hört. Denn die Rastafaris haben eine Religion gegründet, die für Aussenstehende schwer nach-



zuvollziehen ist. Sie verehren Haile Selassie wie eine verkörperte Gottheit, den einstigen Kaiser von Äthiopien, der sie ins gelobte Afrika hätte zurückführen sollte. Selassie, 1975 von einer marxistischen Junta ermordet, lässt sich bestenfalls als vergleichsweise milder Diktator begreifen. Aber unter keinen Umständen als gottgleiche Figur. Ausser natürlich man ist schwer bekifft.

Denn so, wie Punk den Soundtrack des Amphetamins lieferte, Jimi Hendrix seine LSD-Trips auf der Gitarre simulierte und die Disco-musik der siebziger Jahre Kokain zum Tanzen

Wer die Reggaemusik liebt, bekommt mit seiner Liebe Probleme, wenn er die Texte hört.

war, gehört das Marihuana, diese Droge der Verlangsamung, zur Zerdehntheit des Reggae.

Musikalisch hat er sich aus einer Kombination zweier inkompatibler regionaler Stile entwickelt: dem Ska, einer hüpfend schnellen Tanzmusik, die sich am synkopierten Rhythmus 'n' Blues orientierte, der übers Radio aus New Orleans herüberwehte. Und dem Dub, einer basslastig monotonen Musik, zu der die sogenannten Toaster ihren Sprechgesang beisteuerten. Der amerikanische Hip-Hop ist ohne den jamaikanischen Dub nicht zu erklären.

Zwei ungleiche Freunde

Aus diesem Amalgam entwickelte sich der Reggae mit seinen pochenden Bässen und den falschen Synkopen der Gitarren. Er machte mehrere Musiker zu Weltstars, darunter Jimmy Cliff, Peter Tosh, Dennis Brown, Burning Spear, Toots & the Maytals, Black Uhuru und viele weitere mehr. Am berühmtesten wurden Bob Marley und seine Wailers.

Um ihren Erfolg zu verstehen, muss man Marleys weissen Freund vorstellen: Chris Blackwell, den reichen Sohn einer weissen jamaikanischen Kolonialfamilie. Er wuchs als asthmatisches Einzelkind im weissen Teil von Kingston auf, grossgezogen von schwarzen

Nannys, Butlern und Köchen – mit ein Grund, warum er sich zeitlebens zu schwarzen Menschen hingezogen fühlte.

Seine Liebe zur schwarzen Musik inspirierte ihn dazu, in London jamaikanische Songs aus dem Kofferraum seines Minis heraus zu verkaufen. Was Blackwell damals nicht realisierte: Er hatte ein Talent für die Talente anderer. Seine Neugierde und Offenheit führten dazu, dass er sich auch Bob Marley zum Freund machte; er schenkte ihm in einer Krisensituation sein Vertrauen in einem Mass, wie es kein anderer weisser Plattenchef getan hätte.

Bob Marley und seine Wailers waren mittellos in London gestrandet. Sie wandten sich an Chris Blackwell mit der Bitte, den Heimflug nach Jamaika zu bezahlen. Blackwell war von Marleys Charisma und Ehrgeiz dermassen beeindruckt, dass er ihm und seiner Band zusätzlich 4000 Pfund gab, um eine Platte aufzunehmen.

Die Wailers nahmen die Platte auf, Marley bat Blackwell nach Kingston und spielte sie ihm vor. Als Musikfan war Blackwell begeistert, als Plattenchef dachte er, man müsse den Sound für den amerikanischen Radiomarkt versanften. Das wird dem inzwischen 85-jährigen Produzenten bis heute als rassistisch motivierte Kastration von Marleys Musik vorgeworfen.

So sah es auch Peter Tosh, der Blackwell als «Whiteworst» verhöhnte und die Wailers aus Protest verliess. Aber es war Marley selber gewesen, der diese Anpassung vollziehen wollte. Ausserdem klang die von Blackwell produzierte Version grossartig und setzte sich als stilbildendes Reggae-Album durch.

Die Welt verbessern

Bob Marleys Haltung lässt sich als rebellischer Kommerz bezeichnen. Er war ein Mann klaffender Widersprüche. Da war der Aufsässige aus dem Getto, der bei einem politisch motivierten Anschlag schwer verletzt wurde. Und der doch im Herzen ein zutiefst unpolitischer Mensch blieb, der die Verhältnisse in eindringlichen, aber textlich plakativen, von geschmeidigen Melodien begleiteten Versen anklagte. Da war der unerschrockene Aktivist, der die beiden verfeindeten Spitzenpolitiker seiner Heimat auf offener Bühne zum Handschlag zwang – und dessen betörende, geschmackvoll gerundete Songs genauso gut zum Animationsprogramm einer touristischen Package-Tour passten.

Da war der strenggläubige Rasta, der mit Schönheitsköniginnen und Diktatorentöchtern Affären hatte. Da war der Vaterlose, der mit sieben Frauen elf Kinder zeugte, die sich von ihm meistens ignoriert fühlten. Da war der Sehnsuchtsafrikaner, der in den USA fast nur vor weissem Publikum auftrat. Bob Marley, dessen Songs bis heute zum Besten seines Genres gehören, wollte die Welt verbessern. Er wollte aber auch, dass die Welt das wusste.

Milliarden-Erbe greift Disney an

David Ellison, der Sohn von Oracle-Gründer Larry Ellison, hat ein kleines Hollywood-Imperium aufgebaut. Jetzt geht er aufs Ganze.

Benjamin Bögli

Larry Ellison gründete das IT-Unternehmen Oracle mit 2000 Dollar. Sohn David hatte für sein Start-up Skydance 350 Millionen zur Verfügung. Doch David verprasste das Geld des Vaters nicht einfach, er hat, wie es scheint, auch dessen Geist geerbt. Er war die treibende Kraft hinter der postpandemischen Kino-Renaissance durch «Top Gun: Maverick». Jetzt fasst der 39-Jährige auch im heissbegehrten und hartumkämpften Animationsfilmgeschäft Fuss. «Er hat das seltenste aller Hollywood-Unternehmen aufgebaut – ein florierendes unabhängiges Studio, das sich an alle Zielgruppen richtet», schrieb die *New York Times* bewundernd über David Ellison.

Das Silicon Valley war seine Brutstätte, in Hollywood verwirklicht er sich selbst. Ellison wuchs in Woodside auf, wenige Kilometer vom Oracle-Hauptsitz südlich von San Francisco. Anders als sein Vater aber, der es mit seiner Soft- und Hardware-Firma zu einem der reichsten Männer der Welt brachte, wusste er schon in der Highschool – nach zwei Praktika bei Oracle –, dass er nicht in die Tech-Branche einsteigen möchte.

Grosserfolg mit «Top Gun»

Seinem Vater stand und steht er trotzdem sehr nahe. Die beiden nahmen gemeinsam Flugunterricht. Die ersten Lektionen in der Luft hatte David als Dreizehnjähriger. Während sich andere im selben Alter mit der Autoprüfung herumschlagen, machte er schon als Teenager den Pilotenschein. Heute besitzt er das Berufspilotenbrevet und ist begeisterter Kunstflieger.

Die Fliegerei führte dazu, dass er mit 23 Jahren sein Studium abbrach, um ins Filmgeschäft einzusteigen. Für 60 Millionen Dollar produzierte er «Flyboys», eine Geschichte über Luftkämpfe im Ersten Weltkrieg, in der er selber auch gleich mitspielte. Der Film floppte, Investoren verloren Geld. Doch Ellison wusste trotzdem genau, was er machen wollte: Filme produzieren.

Die Schauspielerei gab er wenig später auf. «Ich gebe zu, dass ich eine Menge Fehler ge-

macht habe», sagte er damals. Aber: «Ich habe mit dem Film meinen Dokortitel erworben.» Dank den Beziehungen seines Vaters half ihm Skip Brittenham, einer der besten Anwälte Hollywoods, den Businessplan seiner Firma Skydance zu entwickeln. Sie trieben 150 Millionen Dollar Eigen- und 200 Millionen Fremdkapital auf und gingen 2010 eine Partnerschaft mit den Paramount-Studios ein. Ellisons zweiter Film, der Western «True Grit», wurde ein Hit.

In dieser Zeit schob er auch jenes Projekt an, das 2022 der erfolgreichste Film von Superstar Tom Cruise überhaupt werden sollte: «Top



«Freundlich, ein bisschen schüchtern»: Filmunternehmer Ellison, 39.

Gun: Maverick». «Er rief uns an und sagte, er wolle alle Jungs zusammenbringen», sagte «Top Gun»-Mastermind Jerry Bruckheimer in der *L.A. Times* 2011 über den damals 28-jährigen. Diesmal klappte es mit Ellisons Flieger-Film.

David Ellison, der mit der Country-Sängerin Sandra Lynn verheiratet ist, siedelt seinen Filmgeschmack in der «gehobenen Unterhaltung» an. In rund zehn Jahren hat er mit Skydance ein kleines Hollywood-Imperium aufgebaut. Neben den «Mission: Impossible»-

Fortsetzungen produzierte er unter anderem auch die «Star Trek»- und «Jack Reacher»-Reihe oder den Netflix-Publikumsliebbling «Grace and Frankie» mit Jane Fonda in der Hauptrolle.

Wie bei Bilderbüchern

«David ist freundlich, ein bisschen schüchtern und wortkarg», analysierte die legendäre Schauspielerin Ellisons Wesen. Mittlerweile wird das Unternehmen des Zurückhaltenden mit zirka 2,3 Milliarden Dollar bewertet. Die *New York Times* rechnete, dass die Firma in ein paar Jahren fünf Milliarden oder mehr wert sein werde. Das hat auch damit zu tun, dass Ellison seit kurzem auf Animationsfilme setzt. 2017 gründete er eine entsprechende Abteilung,

Frei von Ideologie bewies Ellison, dass ihm die Qualität wichtiger ist als der politische Zeitgeist.

und an diesem Wochenende veröffentlichte Apple TV+ den ersten von vier Trickfilmen aus der Skydance-Küche: «Luck».

Der geniale Strategie Ellison weiss: Solche Art von Unterhaltung wird auf den Streamingdiensten am häufigsten geschaut. «In einer Zeit, in der alle von Abwanderung sprechen, ist es aus Streaming-Sicht sehr sinnvoll, Inhalte zu haben, die sich die Leute zwanzig, dreissig oder sogar hundert Mal ansehen», sagte er in der *Financial Times*. Es ist wie bei den Bilderbüchern: Kinder kriegen nie genug davon.

Ein Coup gelang Ellison 2019, als er Pixar-Pionier John Lasseter – unter Protest im eigenen Haus – zum Chef seines Animationsstudios machte. Lasseter war beim Konkurrenten Disney im Zuge der MeToo-Bewegung in Ungnade gefallen. «Unerwünschte Umarmung am Arbeitsplatz» hiess es. Die Wogen haben sich mittlerweile geglättet. Dank Lasseter wechselten über fünfzig Animationsspezialisten von Disney zu Skydance. Frei von Ideologie bewies Ellison damit, dass ihm die Qualität wichtiger ist als der politische Zeitgeist.

HERODOT



Die alte Weisheit, dass oft «der Schein trügt», könnte auch für Nancy Pelosis Blitzbesuch in Taiwan gelten. Die Sicherheit der Inselbewohner hat er kaum erhöht, und ob er wirklich gegen den Willen von Joe Biden und des Pentagons erfolgte, ist fraglich. Bloss um die Chancen der Demokraten in den Zwischenwahlen zu verbessern, den Weltfrieden zu gefährden, wäre reichlich frivol. Der Wahrheit näher bringt uns vielleicht ein Blick auf die Liste von Pelosis Gesprächspartnern. Zu diesen gehörte neben offiziellen Vertretern der Insel auch das Management des weltgrössten Chipherstellers TSMC.

Vor wenigen Tagen erst hat der US-Kongress mit den Stimmen beider Parteien beschlossen, die Chip-Produktion in die USA zurückzuholen und dafür 280 Milliarden US-Dollar zur Verfügung zu stellen. Der russische Angriff auf die Ukraine rief dem Westen in Erinnerung, dass Angriffskriege auch für nichtwestliche Nuklearmächte eine reale Option sind und man dem nur wenig entgegensetzen kann, wenn man keinen apokalyptischen Atomkrieg riskieren will. Dies gälte namentlich für einen chinesischen Angriff auf die bloss 160 Kilometer vom Festland entfernte Insel Taiwan, die nicht einmal so gross ist wie die Schweiz. Diese Erkenntnis löste Panik aus, denn Taiwan produziert rund zwei Drittel der Chips weltweit (TSMC allein 55 Prozent) und ist technologisch mit grossem Abstand führend. Die Produktionsgeheimnisse werden bisher sorgfältig in Taiwan gehütet, sozusagen als Lebensversicherung für das Land. Fiele diese Produktion samt den damit verbundenen Firmen- und Waffengeheimnissen in die Hände Chinas, wären die Auswirkungen für den Westen unabseh-

bar. Die Verlagerung von Know-how und Produktion von TSMC, bevor Letzteres geschieht, ist daher eine existenzielle Frage für die USA.

Sollte dies der Hauptzweck des Besuches gewesen sein, diene er letztlich der Vorbereitung eines als unausweichlich erkannten Übergangs Taiwans an die Volksrepublik China und keineswegs dem Ziehen einer roten Linie gegenüber Letzterer. Das ganze martialische Getue wäre ein Nebelvorhang gewesen, vielleicht gar in Absprache mit China. Weder die USA noch China dürften ein Interesse an einem Waffengang oder einem totalen Wirtschaftskrieg haben. So ist es durchaus denkbar, dass man sich diskret über

Die Schweiz droht, ein Jahr nach Ende des Rahmenabkommens, zum Satellitenstaat der EU zu werden.

die Modalitäten und den Zeitpunkt für einen Übergang Taiwans unter chinesische Oberhoheit verständigen und der Welt derweil ein Theaterstück vorführen wird.

Eine Übernahme Taiwans durch die Volksrepublik stellt den Westen aber nicht bloss vor ein wirtschaftliches und strategisches Dilemma, sondern auch vor ein moralisches. Zwar akzeptiert fast die gesamte Staatengemeinschaft (bloss vierzehn Klein- und Kleinststaaten anerkennen Taiwan noch als souveränen Staat) Chinas Position, dass Taiwan eine vorübergehend abtrünnige chinesische Provinz sei. Die Schweiz tat dies 1950 als erstes westliches Land. 1978 folgten auch die USA und verpflichteten sich im gemeinsamen Communiqué mit der Volksrepublik vom 15. Dezember 1978, «mit den Menschen Taiwans» bloss «inoffizielle Kontak-

te» zu unterhalten (sic!). Doch seither mauserte sich das damals noch autoritär regierte Taiwan zu einer Musterdemokratie, während die Volksrepublik nach einer Phase der Liberalisierung zunehmend totalitärer und menschenverachtender wurde.

Sollte der Übergang Taiwans an China gewaltsam verlaufen, wären westliche Sanktionen wahrscheinlich, und ein Mitmachen würde auch von der Schweiz erwartet. Armeeabschaffer und SP-Nationalrat Fabian Molina forderte als Reaktion auf den von ihm begrüsstesten Pelosi-Besuch via Twitter bereits ein Umdenken unseres Landes gegenüber China. Das Verhalten des Bundesrates in der Ukraine-Krise wird zum Präzedenzfall, und die Schweiz droht, nur ein Jahr nach dem Ende des Rahmenabkommens, endgültig zum Satellitenstaat der EU zu werden. In der offiziellen deutschen *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 2. August wurden unsere engen Wirtschaftsbeziehungen zu China kritisiert und Sanktionen der USA und der EU angedroht, falls die Schweiz sich weigere, solche gegen China mitzutragen. Aussenministerin Annalena Baerbock rief in New York dazu auf, China gemeinsam zu zwingen, die (westliche) Weltordnung zu respektieren. Zusammen mit Pelosi, Hillary Clinton und US-Vize-Aussenministerin Victoria Nuland hat sie damit die Mär von der grösseren Friedfertigkeit und Kriegsaversion weiblicher Verantwortungsträger wenn nicht widerlegt, dann zumindest nachhaltig unterminiert.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Der Journalismus schafft sich ab

Meine erfolgreichste Kolumne führte zum Bruch mit der NZZ. Pech für mich, aber nicht weiter der Rede wert – wenn's nicht ein Symptom für ein viel grösseres Problem wäre.

Milosz Matuschek

Am 1. September 2020 veröffentlichte ich in der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) die Kolumne «Was, wenn am Ende <die Covidioten> recht haben?» Ich hatte bis dahin Hunderte Texte geschrieben. Sechs Jahre davon für die NZZ. Doch diesmal war etwas anders. Denn diese sollte meine letzte Kolumne sein.

Es schien mir, als wäre der rosa Elefant im Raum plötzlich für einen kurzen Moment sichtbar geworden. Und ich richtete den Lichtkegel auf ihn. Die Gefährlichkeit von Covid und die Massnahmen dagegen standen in scharfer Diskrepanz!

Was für freie Medien schon einige Monate Thema war, las man jetzt plötzlich in aller Deutlichkeit auch in der NZZ. Die Kolumne sammelte über 500 Kommentare und wurde auf Social Media mit etwa 300 000 Shares der meistgeteilte Meinungstext des Jahres. Kurze Zeit später wurde ich von der NZZ entlassen, als wohl zugkräftigster Kolumnist. Dazu gibt es eine Vorgeschichte.

Kleine Tiefenbohrung

Vor acht Jahren schickte ich neben meiner Arbeit als Universitätsdozent an der Sorbonne immer mal wieder Artikel an Zeitungen, quasi als Handübung, um im Training zu bleiben für das Schreiben von Büchern. Ich sah mich bis dahin eher als Sachbuchautor, weniger als Journalist. Ich bekam damals bei weitem nicht jeden Text unter, den ich schrieb.

Doch diesmal klappte es. Ein scharfer Kommentar über Millennials war mir gerade vom Magazin *Brand eins* gecancelt worden, und weil ich dann oft ein «Jetzt erst recht»-Gefühl habe, schickte ich den Text an die von mir bis dato ehrfürchtig gemiedene NZZ.

Für eine Ausgabe der NZZ fuhr der österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard Hunderte Kilometer mit dem Auto durch Europa. Der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer las aus ihr wegen ihres guten Deutsch, einer seiner Nachfolger, Helmut Schmidt, informierte sich aus ihr verlässlicher über internationale Politik als aus dem Bundesnachrichtendienst. Die NZZ hielt ich für *out of my league*.

Doch es ergab sich eine glückliche Fügung. Der Millennial-Text wurde akzeptiert, ging durch die Decke, und ich hatte ein Kolumnenangebot in der Mailbox, das ich gerne annahm. Der ehemalige österreichische Bundeskanzler Wolfgang Schüssel dankte auf seinem Kolumnenplatz ab, und ich machte mich erstmals ans Kolumnistenhandwerk. Ohne überhaupt genau zu wissen, was das ist.

Die Verbindung zur NZZ wurde zu einem *turning point* für mich und meine publizistische Biografie. Ich bekam plötzlich ein grosses, gebildetes und anspruchsvolles Publikum, und ich

Ich wollte einfach die Dinge schonungslos auf den Punkt bringen.

hätte auch ohne Dozentenstelle erstmals vom Schreiben leben können. Die Texte trafen oft den Zeitgeist oder dienten zumindest als Aufreger für das eher bürgerliche Publikum: Ich schrieb zu Meinungsfreiheit und *Charlie Hebdo*, ich forderte die Abschaffung von Religionen, ich schrieb gegen den deutschen Fernsehmoderator Jan Böhmermann an, gegen Nudging, Big Data, Überwachung, die Ökonomisierung aller Lebensbereiche, für Bitcoin, für Dezentralität, für Assange, für die Pressefreiheit und die Freiheit allgemein.

Am Ende war meine Kolumne für mich jedes Mal wie eine kleine Tiefenbohrung. Ich sah es als meine Aufgabe als Kolumnist an, ein Thema aus der Vogelperspektive und im Querschnitt zu anderen Themen auf seine Essenz einzudampfen und dem Leser eine Art engagiert vorgetragene und dichte Analyse zu präsentieren. Bei vielen Themen lag ich womöglich nah auf Redaktionslinie, bei einigen war ich mehr oder weniger weit entfernt, vermute ich. Genau vermessen habe ich das nie.

Doch die Linien wurden irgendwann sichtbar. In einer Kolumne fragte ich, ob es die westliche Wertegemeinschaft noch gibt, wenn mit Julian Assange ein Aufdeckungsjournalist in britischen Gefängnissen vor sich hin schmort;



Corona machte mir Beine: Matuschek.

aus NZZ-Sicht ist das eher die Praxis autoritärer Regime.

Es war die erste Kolumne, die nicht so recht durchgehen wollte, es mit Änderungen aber noch ans Tageslicht schaffte, wir schreiben das Jahr 2019. Weitere Verweise auf das Thema Assange geschahen etwas verdeckter. Als ich erneut in einer Kolumne zum Thema Assange unmissverständlich wurde, fiel diese ein einziges Mal in sechs Jahren aus. Im Feuilleton der NZZ bekam ich trotzdem noch einmal die Möglichkeit mit einer Analyse der Person Assange als Freiheitsheld.

Kurz: Meine drängenden Appelle in Bezug auf das Schicksal des Wikileaks-Gründers begannen in der Aussenwahrnehmung die Linie der NZZ



zu gefährden, vermute ich. Ich verstehe das aus redaktioneller Sicht. Was ich nicht verstehe, ist die Linie.

Gleichwohl sehe ich die Funktion des Kolumnisten nicht darin, permanent der Nestwärme des redaktionellen Konsenses nachzueifern, denn über diesen wusste ich ohnehin nur wenig, und er war mir auch egal. Ich wollte einfach die Dinge schonungslos auf den Punkt bringen. Auch darin liegt für mich eine legitime Aufgabe eines Kolumnisten: Missstände benennen, sich selbst zum Anwalt einer Sache oder eines Themas machen und sie auf einer etwas grösseren Tribüne präsentieren. Ich sehe mich vielleicht nicht als aktivistischen Publizisten, wohl aber als engagierten.

Der Kolumnist atmet die Gegenwart ein, er ist direkt an ihrer Entstehung beteiligt, er kann einem Thema Leben einhauchen und die Luft aus anderen Themen herauslassen. Plötzlich war ich Teil der meinungsbildenden Info-sphäre des Mainstreams mit latentem Nicht-zugehörensdrang. Wieder mal Grenzgänger, so, wie ich es am liebsten mag. Relative Narrenfreiheit und – da ohne Vertrag – eben ständig kündbar. Man liess mich gewähren als wohl etwas bunten Hund. Es war eine insgesamt vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Dann kam Corona. Und mit Corona kamen Massnahmen, kamen Demonstrationen dagegen, kamen Ken Jebsen als Joker, Bill Gates und die Frage nach Sinn und Unsinn der ganzen Corona-Politik. Meine Texte wurden deutlicher, sie wurden kritischer und anti-mainstreamiger.

Für die NZZ begann wohl spätestens jetzt ein kleiner Seiltanz. Sie hat in Deutschland den Ruf als «Westfernsehen», weil sie etwas differenzierter auf die Alternative für Deutschland (AfD) blickt oder mit dem ehemaligen Präsidenten des Verfassungsschutzes, Hans-Georg Maassen, spricht. Sie schaltete sogar Anzeigen auf Facebook, wo sie sich als Plattform für kritisches Denken beim «Covidioten»-Publikum anbot.

Doch während meine Klicks immer stärker durch die Decke gingen, sank mein Stern bei der Redaktion. Irgendwann kam die Nachricht, dass alle externen Kolumnen beendet werden sollten. Ich hätte weiter in der NZZ veröffentlichen können. Mit nur einem Unterschied: jetzt nicht mehr als Kolumnist, dem man nicht reinredet, sondern als Gast, dem man die Texte leichter zuschneiden kann.

Was wollte ich mehr?

Die Wände wurden enger, wir sind im Sommer 2020, es gab die ersten Lockdowns, das Thema Cancel-Culture und Demos gegen Corona-Massnahmen und «Black Lives Matter». Corona beschleunigte mein Leben, machte mir Beine, brachte alles durcheinander. Je mehr Lockdown, desto mehr wollte ich raus in die Welt. Je mehr Enge, desto eher strebte ich in die Weite. Sternzeichen Fische. Wenn man zu-drückt, entgleitet er.

So wie viele andere in der Schweiz schwang ich mich erstmals seit zwanzig Jahren wieder auf einen *Töff*, wie man hier Motorräder nennt, und fuhr 20 000 Kilometer auf einer kofferbela-denen, schweren Honda Pan European quer durch Europa, offiziell im Home-Office, aber eben nicht immer *home*. Beruflich hätte es an dieser Stelle nicht besser laufen können. Die Kolumne brummte, ich hatte einen guten Job als Stellvertretender Chefredaktor des Magazins *Schweizer Monat*. Ich konnte in einer der teuersten Städte der Welt vom Schreiben gut leben. Was wollte ich mehr?

Doch es war Corona, und damit stellte sich für mich die Frage, ob ich lieber komfortabel

in einer Lüge leben oder eher unkomfortabel auf der Suche nach Wahrheit bleiben will. Ich entschied mich für Letzteres. Aber in einer besonderen, nicht selbstbestimmten Konstellation. Es war einer dieser Scharniermomente im Leben, wo man sich entweder weiter in die Augen schauen kann oder sich selbst ein Stück weit verrät.

Im September 2020 kam alles zusammen, ich wurde vor meine persönliche Prüfung gestellt. Das Thema Cancel-Culture wurde immer drän-gender. Zeitgleich mit der Kolumne «Was, wenn am Ende die «Covidioten» recht haben?», die wie eine Supernova abging, veröffentlichte ich mit Gunnar Kaiser den «Appell für freie Debatten-räume», der ebenfalls grössere Wellen schlug.

Im «Appell» spreche ich mich deutlich gegen jegliche Kontaktschuld, gegen den Boykott von Plattformen aus. Der «Appell» ist aus dem Herzen geschrieben, aus vollster Überzeugung. Jetzt geht der NZZ-Text durch die Decke, es scheint etwas aufzubrechen, und es kommt

*Lieber gar nichts mehr publizieren
als so schreiben zu müssen
wie die, die man jetzt liest.*

eine Anfrage vom Medienportal Ken FM: «Können wir den Text als Podcast haben?» Ich zögere. Die NZZ wäre wohl nicht begeistert, denke ich mir. Ich scherze, dass ich dann wohl meinen Job los bin.

Doch ich hatte seit Beginn der Kolumne zwei Regeln. Erstens, nicht so zu schreiben, wie die Leute, die gerne mal in der NZZ erscheinen wollen und sich erst noch eine Krawatte umbinden, bevor sie den Füllfederhalter aufziehen. Sondern immer nur mir treu zu bleiben. Und zweitens, dass eine Kolumne immer erst dann wirklich interessant ist, wenn sie normalerweise nicht erschienen wäre. Ich wollte nicht klingen wie jemand, der sich mit jeder Kolumne bei der Redaktion darum bewirbt, dass er die Kolumne behalten kann, sondern wie jemand, der jederzeit damit rechnet, herausgeschmissen zu werden.

Kurz: Ich konnte mich im Moment der Anfrage von Ken FM nur für die Freigabe der Kolumne entscheiden. Mir war's den Ärger mit der NZZ wert, wenn ich dafür mit mir im Reinen darüber war, dass ich nicht gegen Kontaktschuld appellieren und sie gleichzeitig als Feigenblatt hervorholen kann, wenn es mir passt. Entweder, ich glaubte an das, was ich forderte, oder eben nicht. Am Ende spricht der Autor und nicht die Plattform. Etwas, was bei der NZZ wahr ist, ist woanders nicht weniger wahr. Zweitverwertungen waren bisher kein Thema, und das Urheberrecht lag mangels Vertrages bei mir.

Die Kolumne schoss hoch, die Ken-FM-Geschichte befeuerte das Ganze noch zusätzlich, die NZZ drohte Ken mit rechtlichen Schritten,

und er löscht den Podcast wieder. Mich setzte man vor die Tür. Bei der NZZ flatterten Leserbriefe und Abo-Kündigungen ein. Zugleich warb ich für meinen «Appell», ohne mich als Cancel-Opfer darzustellen, während die Leute fragten, was denn da bei der NZZ los sei.

Freiheit ist wie ein Lichtschalter

Erdrutsche. Überall. Jetzt bei mir. Rauswurf! Immer mehr Leute beim «Appell», wir gingen in die Tausende. Am Tag des Rauswurfs klingelt ab 8 Uhr das Telefon. Ich bekomme an diesem Tag sieben Kolumnenangebote, am hartnäckigsten ist die *Welt* aus Berlin.

Doch ich konzentriere mich lieber auf den «Appell». Zusage von John Cleese! Ich wollte auch nicht gleich in einem anderen Stall das nächste Schreibpferdchen machen. Ich fuhr nach Dubrovnik, nach Nizza, durchpflügte Europa, fühlte immer mehr, dass ich aus der Enge des Alten nur noch herauswill. Lieber gar nichts mehr publizieren als so schreiben zu müssen wie die, die man jetzt liest.

Im Grunde müsste man den Journalismus völlig reformieren, vom Kopf auf die Füße stellen. Er ist völlig dysfunktional. Der Bruch mit der NZZ war nur Symptom für eine grössere Entfremdung, die viele Intellektuelle seit Jahren wahrnehmen; der Eindruck, dass man in zwei Realitäten lebt, die nicht mehr kongruent sind, und der sich zwangsläufig irgendwann zu der Frage verdichtet: Wer von uns beiden lebt in der Wahrheit, wer in der Lüge? Nichts entzweit Menschen stärker als die Ferne im Denken.

Den dritten Erdrutsch löste ich selbst aus und kündigte beim *Schweizer Monat* meine 100-Prozent-Stelle. Wenn schon, dann gleich richtig. Ich wollte mir grundsätzlich darüber Gedanken machen, an was der Journalismus krankt, und entweder direkt für meine Leser schreiben oder gar nicht. Dieser Versuch war mir ein gutes Monatsgehalt wert, um bei null wieder anzufangen. Ich hatte einen Substack-Newsletter angelegt, um die Unterzeichner des «Appells» auf dem Laufenden zu halten. Zahlreiche Anmeldungen kamen auch von erbosten Ex-NZZ-Abonnenten.



„Es ist so frisch, dass sogar der Bäcker noch dran hängt...“

Dann kam der Oktober 2020. Vielleicht erstmalig befiel mich das Gefühl, dass das ganze Corona-Thema extrem faul ist und dass das Ganze auch nicht so schnell aufhören würde. Der nächste Lockdown kündigte sich durch Dementis an. Im Grunde war man immer auf der sicheren Seite, wenn man das Gegenteil von dem glaubte, was offiziell gesagt wurde. Ich war jetzt Beschreiber in einer Welt, die auf dem Kopf stand. Ich wollte weiter weg. Ich buchte blind nach Fuerteventura, wurde ordnungsgemässes Mitglied im lokalen Social Club, surfte und fing an, meine erste kleine virtuelle Druckerpresse anzuwerfen: die «Freischwebende Intelligenz».

Wenn schon über den ganzen Wahnsinn schreiben, dann dort, wo der Wahnsinn weniger stark ist, wo sich vielleicht am ehesten noch freiheitsliebende Menschen (Surfer?) tummeln, wo alles einfach nicht so streng ist. Ich fing an, zu segeln, ich erforschte die Kanaren, ich tourte durch Mittelamerika, Panama, Costa Rica sowie Kolumbien, Mexiko. Ich suchte nach Freiheitsinseln. Nach Refugien. Umsonst. Denn irgend-

Wer von uns beiden lebt in der Wahrheit, wer in der Lüge?

wie war das Thema überall. Reisen war durchaus möglich. Doch gleichzeitig nützte es wenig: Letztlich war man nirgends davor sicher.

In einem meiner Assange-Texte schrieb ich, dass Freiheit unteilbar ist. Und ich denke immer noch so. Freiheit ist wie ein Lichtschalter, der umgelegt werden kann. Assange ist als Beispiel physisch in das Gefängnis vorausgegangen, in dem wir alle zumindest geistig ebenfalls schon sitzen. Die Vorzeichen der Freiheit sind in ihr Gegenteil umgeschlagen.

Doch gerade in einem solchen Moment gilt es zu sagen: «Jetzt erst recht.» Ich weiss, dass es viele Menschen gibt, die ähnlich erschrocken über die Lage sind wie ich und die ähnlich denken. Ich bin dankbar, dass ich als Publizist gerade in einer solchen Situation direkt mit meinem eigenen Publikum sprechen kann. Heute bekomme ich statt zehn Briefe jährlich plötzlich Hunderte Mails pro Woche.

Lesen Sie meine Texte, nunmehr aus der Feder des freischwebenden Autors, als Warnschilder; in der Gegenwart errichtet, um in die Zukunft zu weisen.

Milosz Matuschek, *Weltwoche*-Kolumnist seit Juni 2022 («Schöne neue Welt»), ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org.

Der vorliegende Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch: «Wenn's keiner sagt, sag ich's. Verengte Räume – Absurde Zeiten». Fifty-Fifty. 256 S., Fr. 28.90.



INSIDE WASHINGTON Ärzte ohne Grenzen

Dr. Deborah Birx hat jüngst einen Erinnerungsband mit dem Titel «Silent Invasion» veröffentlicht. Darin gesteht die Architektin der Pandemiepolitik des Ex-Präsidenten Donald Trump freimütig, wie unermüdlich sie darum bemüht war, ihre Absicht, als Reaktion auf Covid-19 extreme Lockdowns durchzusetzen, zu verschleiern. Sie erzählt, wie es ihr dank «Tricks» und «List» gelang, das trumpische Weisse Haus, Gouverneure und eine Öffentlichkeit, die Widerstand zu leisten drohten, zu manipulieren. Birx gibt zu: «Ich verfügte noch nicht über die nötigen Zahlen», um unbeschränkte Lockdowns begründen zu können, um «die Ausbreitung zu bremsen». Aber ihre Entschlossenheit, ihre Empfehlungen zu «revidieren» und zu «verstecken», siegte über die Spärlichkeit ihrer Daten. Als sie auf Fox News für ihr Buch warb, enthüllte Birx: «Ich wusste, dass diese [Covid-]Impfstoffe nicht vor einer Infektion schützen», und fügte lässig hinzu: «Ich glaube, mit den Impfungen haben wir etwas übertrieben.»

Eine Gruppe dissidenter Epidemiologen und Ärzte hat eine Klage eingereicht. Letzte Woche haben sich vier Wissenschaftler in ein wenig bekanntes Gerichtsverfahren eingeschaltet und Vertreter der Gesundheitsbehörden beschuldigt, ihr Recht auf freie Meinungsäusserung mit Füßen getreten zu haben, indem sie soziale Medien anwies, sie zu zensurieren und anzuschwärzen, weil sie es gewagt hatten, die Politik der Regierung zu kritisieren. E-Mails, die in den letzten drei Wochen entdeckt wurden, enthüllen, wie diese Experten der Regierung die sozialen Medien einspannten, um unliebsame Untersuchungen zu unterbinden.

Vor zwei Jahren wurde die Theorie, das Virus sei aus einem Labor entwichen, als Verschwörungstheorie von Spinnern abgetan. Jetzt wird klar, dass die Verschwörer mitten in Washington sassen.

Amy Holmes

Kulturelle Aneignung ist ein Segen

Auch wenn selbsternannte Antirassisten dagegen Sturm laufen:
Wo Fremdes das Eigene befruchtet, blüht das Leben.

Robert Nef

Mit dem Abbruch eines Konzerts von drei Schweizern, die in Bern im entsprechenden Outfit Reggae-Musik spielten, ist der Tiefpunkt der politisch korrekten Rassismuskonversation erreicht. Es ist jener Punkt, bei dem sich der Antirassismus selbst als Rassismus entlarvt.

Die vom Abbruch betroffenen Musiker haben nicht resigniert, aber sie wollen sich nicht parteipolitisch vereinnahmen lassen. In einem Interview äussern sie sich im *Nebelspalter* wie folgt: «Jesse: Kulturelle Aneignung findet statt. Überall auf der Welt. Ohne das jetzt werten zu wollen. Die Frage ist: <Wie findet sie statt?> Wird die <angeeignete> Kultur respektlos behandelt oder Leute aufgrund ihrer Kultur ausgeschlossen? Dominik: Vor allem halte ich es für sehr problematisch, von kultureller Aneignung in Bezug auf Musik zu sprechen. Musik ist dazu da, dass sie verbindet und nicht ausschliesst. Vor allem schätzen es die Menschen aus der Rastafari-Kultur, wenn ihre Ansichten, ihre Vibes sozusagen, durch Musik weitergetragen werden.»

Regenbogenfarbene Tagesordnung

Wenn die betroffenen Musiker «das nicht werten wollen», heisst das nicht, dass man als Freund einer freien, weltoffenen Kultur, als Befürworter des kulturellen Austauschs schweigen sollte. Dass es Fanatiker gibt, die überall Rassismus wittern, ist in einer offenen Gesellschaft wohl nicht zu vermeiden. Aber dass es eine Öffentlichkeit gibt, die sich zunehmend dadurch einschüchtern lässt, um ja nicht etwas allenfalls Unkorrektes zu machen, ist ein Alarmzeichen. Gefügte, vom Mainstream geprägte Statisten finden sich nicht nur in Bern, aber wehe, wenn sie schweizweit zunehmend den Ton angeben und niemand mehr wagt, ihnen zu widersprechen.

Menschen mit einem noch gesunden Menschenverstand müssen sich jetzt von diesen Scharfmachern abgrenzen. Sie dürfen sich diese Unkultur der politischen Korrektheit nicht schrittweise und bis und mit kultureller Aneignung gefallen lassen. Man darf jetzt angesichts einer aus dem Ruder gelaufenen Rassismus- und Genderdiskussion auch in der Schweiz



Die Appenzeller spielen auch Masolke.

nicht einfach zur medial tonangebenden rot-grünen und regenbogenfarbenen Tagesordnung zurückkehren.

Kultur wird durch Austausch belebt. Das gilt nicht nur in der Musik, aber es manifestiert sich dort besonders deutlich. Viel angeblich eigenständige Volksmusik beruht auf grenzüberschreitendem Import. Die Appenzeller spielen

Kultur besteht seit je aus Austausch und aufs einer Übernahme dessen, was anderswo Erfolg hat.

und tanzen nicht nur Wälserli, sondern auch Masolke. So nennen sie die aus Polen «kulturell angeeignete» Mazurka. Wien wurde zur Weltstadt der Musik, weil es dort zur musik-kulturellen Aneignung osteuropäischer Harmonien und Rhythmen kam. Auch der «Türkische Marsch» von Mozart war eine gleichzeitig aus- und eingrenzende Aneignung, nicht zufällig in jener Stadt, vor deren Mauern der damalige Vormarsch der Türken nach Westeuropa gestoppt wurde.

Kultur besteht seit je aus Austausch und auf einer Übernahme dessen, was anderswo Erfolg hat. Selbstbewusstes Kulturleben und Rezeption von Fremdem befruchten sich gegenseitig, wenn das Fremde nicht dominiert. Was auffällt, gefällt,

und was andern gefällt, muss aktiv kommuniziert und getestet werden. Es wird zur Mode, die ihrerseits autonom selektioniert, was Bestand hat und was wieder verschwindet, um dann in anderem Gewand irgendwann wieder aufzutauchen. In der Mode ist der Zusammenhang von Wirtschaft und Kultur gut sichtbar, und jene Kultur wird steril, in der die Politik bestimmt und bezahlt, was gerade Mode sein darf.

Charme des Eigentums

Wirtschaft hat kulturelle Wurzeln und beruht auf dem Austausch von Eigenem und Fremdem. Der eigentliche Charme des Eigentums besteht darin, dass es zunächst zwar spezifiziert und isoliert, aber gerade durch Isolation den Austausch als Transaktion und als einvernehmliche wechselseitige Aneignung ermöglicht. Was aus dieser neuen Kombination von Eigenem und durch Austausch Angeeignetem entsteht, ist nicht vorausbestimmbar. Darum haben die Musiker recht, wenn sie bemerken, die Bewertung bleibe stets offen und liege jenseits von Zulassung und Verbot. Der Marktpreis zeigt die jeweilige Knappheit besser an als alle noch so objektiven oder gar moralisierenden behördlichen Bewertungen.

Eine von Gleichheitsfanatikern definierte homogene Weltkultur, bei der das, was allen gemeinsam ist und gemeinsam gehört und gehören darf, obrigkeitlich definiert und von Gerichten sanktioniert wird, ist eine totalitäre und egalitäre Horrorvorstellung. Sobald von Regierungen und von Gerichten entschieden wird, wer sich von wem was kulturell und ökonomisch aneignen darf und was allenfalls rassistisch gedeutet werden könnte, kippt eine auf Privateigentum und Privatautonomie und offenen Märkten beruhende Gesellschaft in eine totalitäre, sozialistische Zwangsgemeinschaft um. Kultur wird definitiv zur Sache des Staates. Der Staat bestimmt dann nicht nur, wer welche Musik spielt, sondern auch, wer öffentliche Reden halten darf und wer generell den Ton angibt.

Wehret den Anfängen! Wir sind schon recht weit in die falsche Richtung fortgeschritten.

Robert Nef ist Publizist in St. Gallen.

Intellektuelle Selbstvergottung

Der antike Grossdenker Platon träumte von Philosophenkönigen.
Karl Popper legte 1945 die Schwächen dieser Idee gnadenlos offen.

Oliver Zimmer

Heute wissen die meisten Menschen in zivilisierten Ländern, dass die Vorstellung einer rassischen Überlegenheit ein Mythos ist. Doch selbst wenn es sich dabei um eine anerkannte Tatsache handeln würde, liessen sich daraus keine politischen Sonderrechte für die überlegenen Personen ableiten. Das Einzige, was sich aus einer solchen Überlegenheit ableiten liesse, ist die Pflicht zu einer besonderen moralischen Verantwortung. Diese Verantwortungshaltung wäre auch gegenüber jenen einzufordern, deren Überlegenheit sich im Bereich des Intellekts, der Moral und der Bildung manifestiert.

Sir Karl Popper

Die Unfähigkeit, die eigenen Grenzen zu erkennen: Karl Popper (1902–1994) sah darin bereits 1945 ein Signum des moralischen Intellektualismus seiner Zeit. Das obige Zitat stammt aus seinem Schlüsselwerk «The Open Society and Its Enemies», das seit seiner Veröffentlichung vor einem Dreivierteljahrhundert weit über die Wissenschaft hinaus Beachtung fand.

Im ersten Teil seines Buches unterzieht der Philosoph und Logiker Platons Staatstheorie einer grundlegenden Kritik. Popper identifiziert Platons Kontrastierung demokratischer Dekadenz mit der angeblich überlegenen Ratio des Führerstaates als das intellektuelle Grundmuster des modernen Totalitarismus. Auch sieht er darin das Vorbild jener, die ihren Herrschaftsanspruch durch intellektuelle Selbstvergottung zu legitimieren suchen.

Abkömmling reicher Familie

An den Schluss seiner Platon-Exegese setzt Popper eine ironische Bemerkung, die es in sich hat. Die Tragik des antiken Grossdenkers bestehe darin, dass er es nicht zum ersten Philosophenkönig gebracht habe, sondern bloss zum ersten Professor der Philosophie mit eigener Akademie in seiner Geburtsstadt Athen. Die unangefochtene Macht in den Händen einer kleinen



Avantgarde: Platon (l.) mit Aristoteles (Ausschnitt aus Raffaels «Schule von Athen», 1510–11).

Avantgarde – dieses von Platon ganz offen, von seinen modernen Jüngern dagegen meist nur hinter vorgehaltener Hand hochgehaltene Ideal –, sie sollte ihm verwehrt bleiben.

Poppers ironischer Kommentar zu Platons fehlgeschlagenem Karriereplan ist indessen kaum als Zeichen der Erleichterung zu deuten. Vielmehr artikuliert sich darin die Hoffnung, dass die Philosophenkönige mit ihrer gesellschaftspolitischen Vision auch künftig – und zwar auf der ganzen Linie – scheitern mögen. Denn für Popper gibt es hier keinen Zweifel: Die Zurückweisung des politischen Herrschaftsanspruchs von Intellektuellen und Experten ist eine Grundvoraussetzung der Demokratie. Den Vorwurf des Anti-Intellektualismus hätte er in diesem Zusammenhang genauso abgelehnt wie den Zuspruch jener Populisten, bei denen das

Volk schon deshalb immer recht hat, weil es das Volk ist.

Der einzige Held in Poppers Werk ist Sokrates, weil er, trotz seiner Kritik an der Demokratie, nach dem Grundsatz handelt: «Meine Autorität, falls ich eine solche besitze, gründet einzig und allein in meinem begründeten Wissen darum, wie wenig ich weiss.» Während Sokrates die Skepsis auch gegenüber dem eigenen Urteil zur Tugend erhob und die Philosophen als Sucher der Wahrheit verstand, begriff Platon seine Philosophenkönige als deren alleinige Besitzer.

Platons Anspruch, eine von Ort und Zeit unabhängige Perspektive einzunehmen, dekonstruiert Popper als Pharisäertum. Indem er Platon in seinem Athener Milieu verortet, entlarvt er dessen Theorie als das, was sie seiner Meinung nach ist: kein universales Denkgebäude, sondern ein ideologisches Narrativ in eigener Sache.

Die Ursache von Platons Geschichtsbild liegt nach Popper in dessen Biografie. Platon war der Abkömmling einer der reichsten aristokratischen Familien Athens, deren Macht durch die Demokratie bedroht war. Sein Onkel Kritias führte die

Partei der Tyrannen mit an. Diese Erfahrung habe Platon dazu gebracht, die Oligarchie zu verteidigen: theoretisch durch Verbreitung einer konservativen Geschichtsphilosophie, in der historische Entwicklungen einem naturhaften Gesetz unterliegen; praktisch durch Installation einer kleinen, mit schier unbegrenzten Machtmitteln ausgestatteten Elite.

Der gesellschaftliche Umbruch, den Platon als Zerfall eines sittlichen Idealzustands erlebte, sollte durch die Herrschaft der Weisen rückgängig gemacht werden. Klassenkonflikt sollte durch eine Kastenordnung ersetzt werden. Platon unterfütterte seine Argumente bekanntlich mit Metaphern aus dem Tierreich: Sein idealer Staat war einer, in dem es den patriarchalen Schafhirten gelingen würde, das menschliche Vieh in Zaum zu halten.

Gegen diese Vision politischer Ordnung bringt Popper seinen eigenen Demokratiebegriff in Stellung. Danach setzt die funktionierende Demokratie voraus, dass die gesellschaftlichen Eliten Haltung annehmen. Dies tun sie, indem sie sich in sokratischer Bescheidenheit üben, getreu dem Grundsatz: Demokratie ist die institutionalisierte Form des Zweifels am eigenen Urteil.

In der Praxis einer lebendigen Demokratie mutiert dieser Zweifel zu einer produktiven Kraft. Nicht ein Wertekonsens bildet somit für Popper das Kennzeichen der Demokratie, sondern der Streit der Meinungen. Denn auf dem Feld der Politik dient der demokratische Streit dem gleichen Ziel wie Hypothesen und

Der Streit der Meinungen bildet für Popper das Kennzeichen der Demokratie.

deren (versuchte) Falsifizierung in der Wissenschaft: der Wahrheitssuche. Im Gegensatz zur von Platon favorisierten Herrschaft der Weisen handelt es sich bei der Demokratie um ein Instrument, das die Macht horizontal (und nicht vertikal) teilt.

Freiheit ohne Risiko?

Laut Popper geht es hier vor allem um das Bekenntnis zu einem politischen Instrument, das zwischen verschiedenen Interessen und Werten vermittelt: «Wer sich zum Prinzip der Demokratie bekennt, ist deshalb nicht gezwungen, das Resultat eines demokratischen Entscheids als Ausdruck letzter Weisheit zu betrachten. Obschon er den Entscheid der Mehrheit im Interesse der demokratischen Institutionen akzeptieren wird, wird er sich frei fühlen, diesen Entscheid mit demokratischen Mitteln zu bekämpfen, damit er revidiert werden möge. Sollte er es erleben, dass die Mehrheit die demokratischen Institutionen zerstört, wird er aus dieser traurigen Erfahrung schliessen, dass es keine sichere Methode gegen die Tyrannei gibt. Doch an seinem Entscheid, die Tyrannei zu bekämpfen, wird es nichts ändern. Noch liefert ihm diese Erfahrung den Beweis der Inkonsistenz seiner Theorie.»

Aus diesem Zitat lassen sich drei Schlüsse ziehen: Erstens gibt es zur Demokratie in einer freiheitlichen Ordnung, in der Freiheit nicht das Privileg der wenigen ist, keine Alternative. Zweitens ist Freiheit ohne Risiken nicht zu haben. Und drittens sollte man Popper lesen. Gerade heute.

Karl Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Band 1: Der Zauber Platons. Mohr Siebeck, 2003. 524 S., Fr. 129.–

Oliver Zimmer ist Historiker und Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema) in Zürich.

Lob des Warmduschens

Lasst uns die Hähne aufdrehen, bis irgendjemand uns einen Strich durch die Rechnung macht.

Linus Reichlin

Zum Warmduschen kann ich nur sagen: Tut es, solange es noch klappt.

Man sollte sich bewusst sein, dass es sich hier um ein Märchen handelt: Dass man in seiner eigenen Wohnung den Hahn aufdreht und dann warmes Wasser rauskommt, ist zu schön, um für immer wahr zu sein.

Wenn ich warm dusche, denke ich, dass ich bei meinem Auftritt als Mensch auf dieser Erde wirklich das grosse Los gezogen habe. Ich hätte ja auch zu irgendeiner anderen Zeit der Menschheitsgeschichte geboren werden können, und nie hätte ich eine Dusche gehabt, geschweige denn endlos warmes Wasser und ein Badetuch mit einer kleinen Möwe drauf.

Wenn ich will, kann ich 102 Stunden duschen und komme erst noch ins Guinness-Buch der Rekorde. Beim Warmduschen kann ich, wenn ich will, fortwährend Erdnüsse essen oder Salami – alle Lebensmittel, die wasserabweisend sind, eignen sich für ein «Shower-Dinner».

Fünfzehn Bier aus der Dose

Ich kann mir einen Klappstuhl unter die Dusche stellen und beim Warmduschen fernsehen, dann ist es ein «Shower-TV-Dinner». Und dazu trinke ich ein Bier aus der Dose – aber was heisst eins! Fünfzehn Bier aus der Dose, denn das Glück, in dieser geschichtlich einmaligen Zeit des Warmduschens zu leben, hält man nur be-soffen aus.

Und während ich dusche und Bier trinke, schaue ich mir auf CNN an, wo die Russen in der Ukraine gerade stehen oder welche Kriegs-gefahr Nancy Pelosi gerade wieder heraufbe-schwört.

Eins ist klar: Man muss einfach immer darauf gefasst sein, dass plötzlich nur noch kaltes Wasser kommt oder gar keins mehr. Wenn nur noch kaltes kommt, weiss man: «Aha, ein konventioneller Krieg.»

Kommt gar keins mehr, weiss man: «Hoppla, das sieht nach Nuklearkrieg aus.»

Auf letzteren bin ich nicht vorbereitet, aber einen konventionellen könnte ich nachweislich überstehen – allerdings nur in Florida. Vor ein paar Monaten war ich dort, und nach dem

Sport in der Mittagshitze hatte sogar ich das Bedürfnis nach einer kalten Dusche. Seither weiss ich, dass Florida im Kriegsfall für mich *the place to be* ist, jedenfalls bis zum Tag, an dem gar kein Wasser mehr kommt.

Wie bei einem Nuklearkrieg

Vielleicht interessiert's jetzt noch jemanden, ob ich unter der Dusche pinkle oder nicht. Es gibt ja Männer, die verkneifen sich das, weil sie nicht gern mit den Füßen in einem Cocktail aus Wasser und Urin stehen. Ich hingegen bin der Meinung, man soll beides tun – pinkeln und warm duschen – solange es noch klappt.

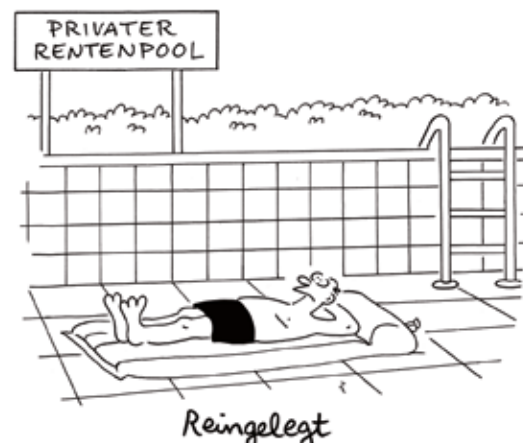
In Florida, beim Kaltduschen, klappte das Pinkeln bei mir schon nicht mehr, da kam bei mir gar nichts, wie bei einem Nuklearkrieg.

Ein Freund von mir sagte mal, er habe sich das Pinkeln unter der Dusche angewöhnen müssen. Vorher fand er es seiner Frau gegenüber nicht anständig, weil sich dabei unter der Duschmatte Bakterien bilden.

Ich sagte nichts, dachte aber, dass seine Frau vielleicht aufhören sollte, das Wasser unter der Duschmatte wegzuschlüpfen.

Aber auch hier gilt: Jeder soll tun, was er will, solange es noch geht.

Lasst uns die Hähne aufdrehen und warm duschen, bis irgendjemand uns einen Strich durch die Rechnung macht.



«Ich bin ein altmodischer Freiheitskämpfer»

Ungarns Premier hat an der wichtigsten Konferenz der amerikanischen Konservativen in Texas eine bemerkenswerte Rede gehalten. Wir drucken sein Plädoyer für die westlichen Werte im Wortlaut.



«Die Progressiven wollen immer euer Geld»: Viktor Orbán in Dallas, 4. August.

Vielen Dank, Leute!
Es ist toll, bei euch zu sein! Es ist fantastisch, hier in Texas zu sein, dem *Lone Star State* der grossartigen Vereinigten Staaten von Amerika. Wenn ich richtigliege, bedeutet *Lone Star State*, dass Unabhängigkeit, Freiheit und Souveränität die höchsten Werte in diesem Teil Amerikas sind. Wenn das stimmt – und es muss stimmen, wenn ich mich umschaue –, dann haben wir etwas gemeinsam, auch wenn Ungarn über 5000 Meilen von Dallas entfernt ist. Mein Land, Ungarn, ist der *Lone Star State* von Europa. Der Hauptunterschied zwischen unseren Ländern besteht darin, dass die Ewing Oil Company in Budapest leider keine Körperschaftssteuer zahlt. Aber Unabhängigkeit, Freiheit und Souveränität sind das, wofür wir Ungarn in den letzten 500 Jahren gekämpft haben. Wir haben im Mittelalter und in der Neuzeit für das Christentum gekämpft. Und wir haben im 20. Jahrhundert für die christliche Demokratie gekämpft, und das tun wir

bis heute. Wir sind eine Nation von fünfzehn Millionen Menschen im Herzen Europas mit einer einzigartigen Sprache. Papst Franziskus hat mir einmal gesagt, Ungarisch sei die offizielle Sprache im Himmel, weil es eine Ewigkeit dauert, sie zu lernen. Das ist nur eine leichte Übertreibung. Das ist wahrscheinlich genug, was man über Ungarn wissen sollte.

Was mich betrifft, so sollt ihr wissen, dass ich ein altmodischer Freiheitskämpfer bin. Ich bin auch der dienstälteste Ministerpräsident Euro-

*«Mein Land, Ungarn,
ist der Lone Star State
von Europa.»*

pas, der einzige politische Führer gegen die Einwanderung auf unserem Kontinent, ein Vater von fünf Kindern und Grossvater von fünf Enkeln. Ich stehe an der Spitze eines Landes, das Tag für Tag von progressiven Liberalen be-

lagert wird. Es gibt viele Dinge, von denen ein mitteleuropäischer, antikommunistischer, altmodischer Freiheitskämpfer, der unter kommunistischer Herrschaft aufgewachsen ist, nie zu träumen gewagt hätte. Eines davon ist, eine Rede an der CPAC [Conservative Political Action Conference, d. Red.] hier in den Vereinigten Staaten zu halten. Im Land der Freien, wo der Geist der Freiheit heller leuchtet als an jedem anderen Ort der Erde. Heute ist dieser Traum wahr geworden! Und ich kann nie dankbar genug sein. Deshalb möchte ich den Organisatoren für die Einladung danken, insbesondere Matt Schlapp, und euch allen dafür, dass ihr mich willkommen geheissen habt.

Die angesehensten Konservativen der Vereinigten Staaten wollen, dass ich auf ihrer Konferenz spreche. Ich habe mich in den letzten zwei oder drei Wochen gefragt, was ihr von mir hören wollt. Ich komme aus einem tausendjährigen Land mit reicher Geschichte, aber seien wir ehrlich: Ungarn ist weit davon entfernt, eine globale

Supermacht zu sein. Die Vereinigten Staaten sind eine globale Supermacht. Ihre führenden Politiker sollten auf unseren Konferenzen in Ungarn eine Eröffnungsrede halten. Aber ich glaube, ihr habt es geschafft, viele Leute zu verwirren, indem ihr mich eingeladen habt. Zum Beispiel die linken Medien. Ich sehe schon die Schlagzeilen von morgen: «Rechtsextremer europäischer Rassist und Antisemit, das trojanische Pferd Putins, hält Rede auf konservativer Konferenz.» Aber ich will sie nicht auf Ideen bringen. Sie wissen am besten, wie man Fake News schreibt. Stattdessen werde ich euch die Wahrheit sagen: In Ungarn haben wir eine Nulltoleranz-Politik gegenüber Rassismus und Antisemitismus eingeführt; uns zu beschuldigen, sind also Fake News, und diejenigen, die diese Behauptungen aufstellen, sind einfach Idioten. Sie sind die industrielle Fake News Corporation.

Progressive NGOs sind wahrscheinlich auch verwirrt. Sie sind bereits damit beschäftigt, ihre sogenannten Forschungspapiere zu schreiben, um die Amerikaner darüber zu informieren, wie ich die ungarische Demokratie zerstört habe. Gemäss ihren Recherchen habe ich es geschafft, die ungarische Demokratie im Jahr 2011 zu ruinieren. Und dann, so sagen sie, habe ich sie 2012 erneut ruiniert. Und dann 2013, 2014 und 2015. Und so weiter. Jedes einzelne Jahr! Aber wie habe ich es geschafft, etwas zu zerstören, das bereits ruiniert war? Um diese Frage zu beantworten, muss man ein fanatischer Liberaler sein.

Schliesslich habt ihr mit meiner Einladung auch die Elite der Demokratischen Partei überrascht. Ich möchte es klar sagen: Wir respektieren die Regierung der Vereinigten Staaten. Wir sind hier zu Gast, und wir müssen uns auch gegenüber der derzeitigen Regierung anständig verhalten. Aber es gibt auch eine andere Seite der Medaille, die ich nicht ignorieren kann. Eure Regierung hat Europa und insbesondere Brüssel unter ideologischen Druck gesetzt. Das ist nicht gut für uns. Es ist schlecht.

Die Obama-Regierung hat versucht, uns zu zwingen, das ungarische Grundgesetz zu ändern und christliche und nationale Werte daraus zu streichen. Habt ihr das verstanden? Die führende Macht der freien Welt wollte uns zwingen, unsere Verfassung nach einem globalistischen liberalen Konzept zu ändern. Wie bizarr! Das kam über-

raschend und hat uns sehr zu schaffen gemacht. Aber wir haben uns erfolgreich gegen diesen Versuch gewehrt. Seitdem sind wir nicht mehr die Lieblinge der amerikanischen Demokraten. Sie wollten nicht, dass ich hier bin, und sie haben alles getan, um einen Keil zwischen uns zu treiben. Sie hassen mich und verleumden mich und mein Land, so wie sie euch hassen und euch und das Amerika, für das ihr steht, verleumden. Wir alle wissen, wie das funktioniert. Die progressiven Liberalen wollten nicht, dass ich hier bin, weil sie wussten, was ich euch sagen würde. Denn ich bin hier, um euch zu sagen, dass wir unsere Kräfte vereinen sollten. Denn wir Ungarn wissen, wie man die Feinde der Freiheit auf dem politischen Schlachtfeld besiegen kann.

Liebe Freunde, wir, die Ungarn, haben den Kommunismus besiegt, der uns durch sowjetische Truppen und Waffen aufgezwungen wurde. Es hat eine Weile gedauert. Wir haben unseren Kampf 1956 begonnen und 1990 gewonnen. Aber wir haben es geschafft. Unsere Väter haben den ersten Schuss abgefeuert, und wir, ihre Söhne, haben den Krieg gewonnen. Wir wissen, was wir Ronald Reagan zu verdanken haben. Aber die Kommunisten sind schwer zu besiegen. Sie sind aus ihrer Asche auferstanden, haben sich mit den Liberalen zusammengetan und sind überall auf der Welt stärker denn je zurück. Wenn jemand Zweifel daran hat, dass fortschrittliche Liberale und Kommunisten dasselbe sind, fragt ihr einfach uns, die Ungarn. Wir haben sie beide bekämpft, und ich kann euch sagen: Sie sind gleich. Also mussten wir sie erneut besiegen. Und seit 2010 haben wir immer wieder gewonnen, gewonnen und gewonnen. Das letzte Mal mit der Unterstützung von Donald Trump, für die wir sehr dankbar sind. Wir haben so viel gewonnen, dass wir uns nur noch am Kopf kratzen. Gewinnen ist zu unserer täglichen Gewohnheit geworden. Aber wir kennen das alte Sprichwort: Mit den Homeruns von gestern gewinnt man nicht die Spiele von heute. Ich bin seit 32 Jahren Mitglied des Parlaments, davon 16 Jahre in der Opposition und 16 Jahre als Premierminister. Ich habe gelernt: «Wer aufgibt, gewinnt nie, und wer gewinnt, gibt nie auf.» Das ist das Geheimnis unserer Siege. Man muss zu seinem Land stehen, in guten und in schlechten Zeiten.

Liebe Freunde, ich bin hier, um euch zu sagen, dass wir unsere Erfahrungen teilen sollten. Ich bin hier, um euch zu sagen, dass unsere Werte – die Nation, die christlichen Wurzeln und die Familie – auf dem politischen Schlachtfeld erfolgreich sein können. Selbst heutzutage, wo das politische Leben von der liberalen Hegemonie beherrscht wird. Ich bin hier, um euch zu erzählen, wie wir diese Werte in Ungarn erfolgreich und zum Mainstream gemacht haben! Vielleicht

kann unsere Geschichte euch helfen, Amerika grossartig zu erhalten!

Hier ist also unsere Geschichte. Der Schlüssel zu unserer Erfolgsgeschichte ist, dass wir, wenn wir kämpfen, mindestens 100 Prozent geben. Wir sagen die Wahrheit und vertreten die Wahrheit, auch wenn die halbe Welt uns dafür angreift. Halbherzig kann man nicht gewinnen. Entweder man gibt alles, was man hat, und gewinnt, oder man geht auf Nummer sicher und verliert.

Zuallererst müssen wir also unseren jüdisch-christlichen Lehren vertrauen. Sie helfen uns, zu entscheiden, welche Handlungen richtig und welche falsch sind. Wenn ihr an Gott glaubt, glaubt ihr auch, dass wir Menschen nach Gottes Ebenbild geschaffen wurden. Deshalb müssen wir mutig genug sein, um auch die heikelsten Fragen anzusprechen: Migration, Geschlecht und Zusammenprall der Zivilisationen. Keine Sorge: Ein christlicher Politiker kann nicht rassistisch sein. Wir sollten also nie zögern, unsere Gegner in diesen Fragen massiv herauszufordern. Aber seid sicher: Die christlichen Werte bewahren uns davor, zu weit zu gehen. Ausserdem wissen wir, dass am Ende unseres Lebens der Moment kommen wird, an dem alle unsere Taten beurteilt werden. Man kann also nicht

«Clint Eastwood sagte: <Ein Mann muss seine Grenzen kennen.> Leider kennt die Linke keine Grenzen.»

alles tun. Man hat Grenzen. Wie Clint Eastwood sagte: «Ein Mann muss seine Grenzen kennen.» Aber leider kennt die Linke in der Politik keine Grenzen.

Und wie es aussieht, meine Freunde, versuchen die heutigen Progressiven wieder einmal, die westliche Zivilisation von ihren christlichen Wurzeln zu trennen. Sie überschreiten damit eine Grenze, die niemals überschritten werden sollte. Wenn man die westliche Zivilisation von ihrem jüdisch-christlichen Erbe trennt, geschehen die schlimmsten Dinge in der Geschichte.

Seien wir ehrlich: Die schlimmsten Dinge in der modernen Geschichte wurden von Menschen verübt, die das Christentum hassten. Scheut euch nicht, eure Feinde bei ihrem Namen zu nennen. Ihr könnt auf Nummer sicher gehen, aber sie werden niemals Gnade walten lassen. Denkt zum Beispiel an George Soros, wie ihr ihn hier nennt. In Ungarn nennen wir ihn: *Gyuri bácsi*, das heisst Onkel Georgie. Er ist der reichste und einer der talentiertesten Ungarn der Welt! Nur ein Tipp: Seid vorsichtig mit talentierten Ungarn! Ich kenne George Soros sehr gut. Er ist mein Gegner. Er glaubt an nichts von dem, was wir tun. Und er hat eine Armee zu seinen Diensten: Geld, Nichtregierungsorganisationen, Universitäten, Forschungseinrichtungen und die halbe Bürokratie in Brüssel. Er benutzt diese Armee, um





«Der Westen befindet sich im Krieg mit sich selbst.»

seinen Gegnern, wie uns Ungarn, seinen Willen aufzuzwingen. Er glaubt, dass die Werte, die uns allen lieb sind, zu den Schrecken des 20. Jahrhunderts geführt haben. Aber genau das Gegenteil ist der Fall. Unsere Werte bewahren uns davor, die Fehler der Geschichte zu wiederholen. Die Schrecken des Nationalsozialismus und des Kommunismus geschahen, weil einige westliche Staaten in Kontinentaleuropa ihre christlichen Werte aufgegeben haben. Und die progressiven Kräfte von heute wollen dasselbe tun. Sie wollen die westlichen Werte aufgeben und eine neue Welt schaffen, eine postwestliche Welt. Wer wird sie aufhalten, wenn wir es nicht tun?

Liebe Freunde, ich habe auch gelernt, dass es nicht ausreicht, zu wissen, wofür man kämpft, um zu gewinnen. Man muss auch wissen, wie man kämpfen soll. Meine Antwort lautet: Spielt nach euren eigenen Regeln! Aber wie macht man das? Es ist so einfach, wie es klingt. Man muss spielen, um zu gewinnen. Man kann nicht den Sieg erwarten und für die Niederlage planen. Ihr müsst glauben, dass ihr besser seid als eure linksliberalen Gegner. Und kümmert euch nicht darum, was die Liberalen sagen! Sie sagen immer, dass man verlieren wird. Sie sagen, dass man es nicht schaffen kann.

Ihr müsst ihnen nur das Gegenteil beweisen. Aber eines habe ich gelernt. Wir können nicht mit liberalen Mitteln erfolgreich kämpfen, weil unsere Gegner liberale Institutionen, Konzepte und liberale Sprache benutzen, um ihre marxistischen und hegemonistischen Pläne zu verschleiern.

Politik, meine Freunde, ist nicht genug – dieser Krieg ist ein Kulturkrieg. Wir müssen unsere Kirchen, unsere Familien, unsere Universitäten und unsere Gemeinschaftseinrichtungen wiederbeleben. Ungarn ist eine alte, stolze Nation von der Grösse Davids, die allein gegen den wachen globalistischen Goliath steht. Wir fordern die Solidarität der amerikanischen Kon-

servativen. Sie befinden sich im totalen Angriff, also brauchen wir eine totale Verteidigung. Ihr müsst mutig sein. Wenn ihr Angst verspürt, habt ihr eine Aufgabe zu erfüllen. Das Einzige, was wir Ungarn euch zeigen können, ist, wie wir uns nach unseren eigenen Regeln wehren können. Lasst mich ein paar Beispiele nennen.

Zum Thema Migration, meine Damen und Herren, waren wir die Ersten in Europa, die nein zur illegalen Einwanderung gesagt und die Invasion illegaler Einwanderer gestoppt haben. Wir glauben, dass wir die illegale Einwanderung stoppen müssen, um unser Land zu schützen. Wir in Ungarn haben beschlossen, die Menschen

«2015 kamen 400 000 Migranten an unsere Grenzen, dreimal so viel wie bei Dschingis Khans Invasion.»

zu fragen, ob sie illegale Einwanderung wollen oder nicht. Wir haben ein Referendum abgehalten. Das ungarische Volk hat entschieden, dass es keine Migration will. Sie wollen also nicht nach den Regeln der Progressiven spielen. Sie lehnten die falsche Behauptung ab, dass man Migranten nicht aufhalten kann, und zwangen uns Führer zum Handeln. Und wir haben die illegale Migration gestoppt. Wir haben diese Mauer tatsächlich gebaut! Und das hat die illegale Einwanderung gestoppt. Wie Tucker Carlson sagte, als er uns besuchte: «Es ist keine Hightech-Mauer, sondern sie wird von Menschen bewacht, die ihr Land lieben.» Und das Grenzschutzsystem funktioniert!

Während der grossen Migrationskrise im Jahr 2015 kamen 400 000 illegale Einwanderer an unsere Grenzen.

Das ist fast dreimal so viel, wie Dschingis Khan bei seiner Invasion in Europa hatte. Nachdem wir die Mauer gebaut hatten, gelang es uns, die illegale Migration auf null zu reduzieren. In diesem Jahr haben wir bereits 160 000 illegale Grenzübertrittsversuche erlebt. 160 000 illegale Grenzübertrittsversuche. Deshalb fan-

gen wir an den ungarischen Grenzen jeden illegalen Migranten auf und eskortieren ihn zurück auf die andere Seite der Grenze. Die Regel ist einfach: Sie können bei unseren Botschaften Asyl beantragen, aber wenn sie versuchen, illegal nach Ungarn zu kommen, werden sie es niemals schaffen! Und das, obwohl wir nicht nur aus dem Süden unter Druck stehen, sondern auch von den Eierköpfen der Europäischen Union. Ja, das ist der Fall, meine Freunde! Sie wollen, dass wir unsere Null-Migrations-Politik aufgeben, weil sie auch wissen, dass dies die entscheidende und letzte Schlacht um die Zukunft ist. Aber die Zukunft ist das Wichtigste, was wir unseren Kindern und Enkelkindern mitgeben können. Deshalb werden wir in Ungarn niemals kapitulieren!

Liebe Freunde, kommen wir zur Familienpolitik, die das Herzstück unserer Politik ist. Die Progressiven behaupten überall auf der Welt, dass Familien nicht geschützt werden sollten. In Europa sagen sie, dass es so etwas wie Familie nicht gibt, denn Liebe ist Liebe und Familie ist Familie. Wenn man Familie nicht definieren kann, ist nichts eine Familie. Und sie sagen, dass die westlichen Familien die Orte sind, an denen die Unterdrückung durch das sogenannte Patriarchat beginnt. Aber in der Familienpolitik haben wir in Ungarn wieder nach unseren eigenen Regeln gespielt. Wir wissen, dass die Familie der Ort ist, an dem die Werte der Eltern an die nächste Generation weitergegeben werden. Wenn die traditionellen Familien verschwunden sind, gibt es nichts, was den Westen vor dem Untergang bewahren kann. Deshalb haben wir in Ungarn im letzten Jahr mehr als 6 Prozent unseres Bruttoinlandsprodukts für die Familienpolitik ausgegeben. Alle Subventionen stehen den Familien bereits nach der Zeugung zur Verfügung. Familien erhalten automatisch Steuererleichterungen, der Staat übernimmt nach dem dritten Kind ihre Studienkredite. Frauen sind nach der Geburt ihres vierten Kindes lebenslang von der Einkommenssteuer befreit. Und wir kämpfen dafür, dass diese Steuerbefreiung auch für Mütter mit drei Kindern gilt. Wenn ihr also noch nicht verheiratet seid, solltet ihr euch sofort eine ungarische Frau suchen! In den letzten zehn Jahren, meine Damen und Herren, hat sich die Zahl der Eheschliessungen in Ungarn verdoppelt, und die Zahl der Abtreibungen hat sich halbiert. Das ist kein schlechter Start.

Liebe Freunde, in Ungarn mussten wir nicht nur eine physische Mauer an unseren Grenzen und eine finanzielle Mauer um unsere Familien bauen, sondern auch eine juristische Mauer um unsere Kinder, um sie vor der gegen sie gerichteten Gender-Ideologie zu schützen. Damit wir uns richtig verstehen. Sie sind der Meinung, dass Eltern

dem progressiven Erziehungsstil folgen sollten. Wenn sie sich weigern, sollten sie vom Staat gezwungen werden. Wir Ungarn kennen diesen alten kommunistischen Trick, und wir lehnen ihn ab! Das ungarische Volk hat in einem Referendum erneut Programme zur sexuellen Orientierung in Schulen ohne elterliche Zustimmung abgelehnt. In der langen Geschichte Ungarns hat es noch nie ein Referendum gegeben, bei dem eine so grosse Mehrheit der Menschen nein zu Gender oder sonst etwas gesagt hat!

Jetzt schützt die ungarische Verfassung Familien und Kinder. Lasst mich ein paar Sätze aus unserem Grundgesetz zitieren. In unserer Verfassung steht: «Die Familie und die Nation bilden den wichtigsten Rahmen unseres Zusammenlebens.» «Die ungarischen staatlichen Institutionen sind verpflichtet, die christliche Kultur Ungarns zu schützen.» «Ungarn schützt die Institution der Ehe als Vereinigung von einem Mann und einer Frau.» «Die familiären Bindungen müssen auf der Ehe oder der Beziehung zwischen Eltern und Kindern beruhen.» Fazit: Die Mutter ist eine Frau, der Vater ist ein Mann, und lasst unsere Kinder in Ruhe. Punktum! Ende der Diskussion!

Liebe Freunde, ein weiterer Faktor unseres Erfolges ist, dass meine Regierung sich kompromisslos für Recht und Ordnung einsetzt. Wir haben beschlossen, dass wir nicht mehr Geschlechter brauchen, sondern mehr Ranger. Weniger Dragqueens und mehr Chuck Norris. Wir glauben, dass es keine Freiheit ohne Ordnung gibt. Wenn es keine Ordnung gibt, entsteht Chaos. In Ungarn sind die Strafverfolgungsbehörden nicht die Feinde des Volkes. Sie sind die Hüter der Freiheit. Deshalb sollte das Gesetz nicht Kriminelle schützen, sondern die Opfer und diejenigen, die das Gesetz verteidigen. Die Polizei sollte hochgeachtet werden. Ungarn ist also das sicherste Land in Europa. Tatsächlich gehört Budapest zu den wenigen europäischen Hauptstädten, in denen man auch nachts sicher herumlaufen kann. In Ungarn werdet ihr nur hören: «Mehr Geld für die Polizei!»

Und zum Schluss noch ein paar Bemerkungen zur Besteuerung, liebe Freunde, die Progressiven wollen immer euer Geld: Sie lieben höhere Steuern. Wir glauben, dass die Menschen ihr Geld selbst in der Hand haben sollten. Zu diesem Zweck haben wir eine Pauschalsteuer auf das persönliche Einkommen eingeführt, die derzeit 15 Prozent beträgt. In nur zehn Jahren haben wir den Steuerkeil um 10 Prozent gesenkt, was die grösste Steuersenkung in Europa war. Wir haben die niedrigste Körperschaftssteuer in Europa, die bei pauschalen 9 Prozent liegt. Mit dieser niedrigen Körperschaftssteuer hatten wir letztes Jahr eine Investitionsquote von 27 Prozent,

die zu den besten in Europa gehörte. Erst kürzlich gerieten wir wieder in die Kritik, als wir uns gegen die Initiative zur globalen Mindeststeuer aussprachen. Alle europäischen Länder haben kapituliert. Ungarn ist der letzte Mann, der noch steht. Aber das Imperium schlägt immer zurück. Die derzeitige US-Regierung hat beschlossen, das Steuerabkommen zwischen Ungarn und den Vereinigten Staaten aufzukündigen. Dabei handelte es sich wahrscheinlich um das beste Steuerabkommen, das je ausgehandelt wurde. Es war gut für die US-Investoren. Es gibt 1700 amerikanische Unternehmen, die in Ungarn tätig sind. Ich glaube, das war tatsächlich die Rache der Linken. Denn das US-Finanzministerium hat irgendwie vergessen, dass sie ein sehr ähnliches Abkommen mit Russland haben. Aber nicht mehr mit Ungarn. Seltsam, nicht wahr?

GENEVA | LUGANO | ZURICH | LUXEMBOURG
| BEIJING | HONG KONG

Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.
To meet both
your personal and
corporate needs.

Wealth Management &
Corporate Advisory solutions.
www.bil.ch

BIL 1866 BANQUE INTERNATIONALE
A LUXEMBOURG | SUISSE

Meine Damen und Herren! Endlich müssen wir über den Krieg sprechen. Die Ukraine ist unser Nachbar. Wir sind voll und ganz solidarisch mit ihr. Der Angriff Russlands auf die Ukraine hat bisher fast eine Million Flüchtlinge nach Ungarn getrieben. Derzeit kommen jeden Tag mehr als zehntausend Flüchtlinge. Die meisten dieser Flüchtlinge wagen sich weiter nach Europa, aber eine Million Menschen, die in ein Land mit zehn Millionen Einwohnern eindringen, ist eine Menge. Meiner Meinung nach eskaliert die Strategie der globalistischen Führer, verlängert den Krieg und verringert die Chance auf Frieden. Ohne amerikanisch-russische Gespräche wird es keinen Frieden in der Ukraine geben. Immer mehr Menschen werden sterben und leiden, und unsere Volkswirtschaften werden

an den Rand des Zusammenbruchs geraten. Ich kann euch nicht sagen, was ihr tun sollt; das ist Ihre souveräne Entscheidung. Eines kann ich euch jedoch sagen: Nur starke Führer sind in der Lage, Frieden zu schaffen. Wir in der Nachbarschaft der Ukraine brauchen dringend starke Führer, die in der Lage sind, ein Friedensabkommen auszuhandeln. Mayday, Mayday! Bitte helft uns! Wir brauchen ein starkes Amerika mit einem starken Führer.

Liebe Freunde, ich denke, ich habe euch lange genug provoziert. Bevor mir Matt Schlapp also das Mikrofon wegnimmt, lasst uns zu einem Schluss kommen. Die Welt hat mehrere grosse Nationen, aber keine mit der Macht und dem Einfluss der Vereinigten Staaten. Auf Gedeih und Verderb blickt die Welt auf euch, wenn es um die Zukunft geht. Und die Zukunft des Westens ist ernsthaft in Frage gestellt. Wir im Westen haben eine Krise wie diese schon lange nicht mehr erlebt. Die ideologischen Kriege des 20. Jahrhunderts – gegen die totalitären Mächte Nazideutschland und die Sowjetunion – waren schrecklich, aber der demokratische Westen hat sich zusammengerauft und beide besiegt. Jetzt befindet sich der Westen im

«Wir haben eine andere Zukunft vor Augen. Die Globalisten können alle zur Hölle fahren.»

Krieg mit sich selbst. Wir haben gesehen, welche Zukunft die globalistische herrschende Klasse zu bieten hat. Aber wir haben eine andere Zukunft vor Augen. Die Globalisten können alle zur Hölle fahren; ich bin nach Texas gekommen!

Also müssen wir den Kampf aufnehmen. Der Sieg wird niemals auf dem Weg des geringsten Widerstandes errungen werden. Wir müssen die Institutionen in Washington und in Brüssel zurückerobern. Wir müssen uns gegenseitig als Freunde und Verbündete gewinnen. Wir müssen die Bewegungen unserer Truppen koordinieren, denn wir stehen vor der gleichen Herausforderung. In diesem Jahr stehen Zwischenwahlen an. Dann Präsidentschafts- und Kongresswahlen im Jahr 2024. Und im selben Jahr werden wir Wahlen zum Europäischen Parlament haben. Diese beiden Orte werden die beiden Fronten in der Schlacht um die westliche Zivilisation bestimmen. Heute haben wir keine von beiden. Doch wir brauchen beide. Wir haben zwei Jahre Zeit, um uns darauf vorzubereiten. Ich muss sagen, dass es nicht leicht sein wird. Aber fürchtet euch nicht, sondern glaubt an die Lehre des polnischen Papstes Johannes Paul II.: «Es gibt keinen Feind, den Christus nicht schon besiegt hat.» Also lasst uns hinausgehen und es tun!

Gott segne Texas! Gott segne unsere Freundschaft! Viel Glück und auf Wiedersehen!

Zürichs Krieg gegen das Auto

Die Stadtregierung beseitigt Hunderte von Parkplätzen.

Die Velofahrer jubeln. Die Gewerbler verlieren Kunden, Zeit und Geld.

Beni Frenkel

Wie ärgert man am besten einen Búezer grün und blau? Nicht mit unangemeldeten Lebensmittelkontrollen, auch nicht mit Zertifikatpflichten. Nein, wer einem Búezer das Leben so richtig madig machen will, baut Parkplätze ab.

So geschehen bei Mehman Guliver, dem Geschäftsführer des «Medina». Bis vor einem Jahr gab es vor seinem Restaurant in Zürich Wollishofen fünf Parkplätze. Die Stadt Zürich hob diese Parkmöglichkeiten ohne Ersatz auf. Das war ein herber Schlag, und ein Jahr später ist Guliver immer noch am Verzweifeln: «Der Umsatz ging um fast 30 Prozent zurück», sagt er. Maler, Handwerker, Bauarbeiter, unterwegs in den Kastenwagen, passieren das Restaurant, finden keinen Parkplatz und fahren weiter.

Warum die Parkplätze in Wollishofen nicht mehr da sind, sagt viel über die Präferenzen der Regierung der Limmatstadt aus. Zugunsten der «Verkehrssicherheit und der Veloförderung», so die Verwaltung, seien die fünf Parkplätze weggestrichen worden.

Das wären an sich zwei gute Gründe, nur treffen sie in diesem Fall nicht zu. Gemäss Unfallkarte der Schweiz gab es letztmals vor zehn Jahren einen Leichtverletzten auf der Höhe des ersten Parkplatzes. Nicht nur Guliver stöhnt über solche Massnahmen. Wer in Zürich mit Leuten aus Klein- und Mittelbetrieben redet, hört immer das Gleiche: «Wir fahren mit Tempo dreissig zum Kunden und suchen nach Parkplätzen, die es nicht mehr gibt.»

Vorgeschmack auf das Chaos

Nach der vor eineinhalb Jahren angenommenen Volksinitiative «Sichere Velorouten für Zürich» wird die Suche nach einem freien Parkplatz in Zukunft noch anstrengender werden. Einen Vorgeschmack auf das bevorstehende Chaos brachte die Ankündigung von Mitte Juni: Die Stadt plane drei neue «Velovorzugsrouten»

von insgesamt knapp zehn Kilometern Länge. 496 Parkplätze in der blauen Zone sollen dabei aufgehoben werden. Die blaue Zone – was sich nach Ferien anhört – ist für die Stadtregierung ein rotes Tuch. Vor zwei Jahren wurde allen Ernstes vorgeschlagen, die Kosten der Jahresparkkarte von 300 auf 780 Franken zu erhöhen. Der Grund? Damit soll das «Ungleichgewicht zu privaten Parkplätzen» aufgehoben werden.

Auch die kleinen und mittleren Unternehmen, die KMU, hatte der Stadtrat im Visier. Viele Firmenfahrzeuge stehen nämlich nachts in der blauen Zone, und zwar gratis. Für die «erweiterte Gewerbebewilligung für ein Jahr

Das Gewerbe kriegt nicht so viel Liebe ab. Im gleichen Zeitraum sank nämlich die Zahl der Beschäftigten in Fahrzeugreparaturwerkstätten um über 7 Prozent, die Zahl der Garagisten um 20 Prozent. Es gibt Strassenzüge in der Stadt, die nur noch aus Wohnungen bestehen. Viele Gewerbler sehen hier keine Zukunft mehr.

Umsatzrückgang, Entlassungen

Ganz so düster ist es in der Altstadt links der Limmat noch nicht. Ein Nobelgeschäft reiht sich an das andere. Doch auch in diesem Labyrinth ehrwürdiger Geschäfte ist nichts mehr so wie vor sechs Jahren. Grund ist die Neugestaltung des Münsterhofs. Aus dem Umschlagplatz mit vielen Parkplätzen wurde eine Piazza mit südländischem Flair. Ein Jahr nach der Einweihung des umgestalteten Münsterhofs machte der *Tages-Anzeiger* eine Umfrage beim umliegenden Gewerbe. Das Ergebnis: Umsatzrückgang, Entlassungen.

Stadtpräsidentin Corine Mauch hat dafür kein Gehör. Ein derart historischer Platz dürfe nicht als Parkplatz dienen, sagte sie in ihrer Eröffnungsrede zum neuen Münsterhof. Das hätten mittlerweile auch die «Verfechter des Automobils» eingesehen.

Und die KMU? Was weiss der Zürcher Stadtrat darüber? Neun Mitglieder, allesamt intelligent, strebsam, dossierfest, lesefreudig, keine Frage. Vor ihrer politischen Karriere waren sie wissenschaftliche Mitarbeiter, Projektleiter, Doktoranden. Kein Einziger von ihnen arbeitete aber in einem Zürcher Handwerks- oder Servicebetrieb. Deren Nöte sind ihnen fremd. Vielleicht haben sie in einem Paper einmal etwas darüber gelesen.

Vielleicht auch die Zahl 136 160: So viele Probleme hat die rot-grüne Stadtregierung noch zu lösen. Das ist die Anzahl der in der Stadt Zürich registrierten Personenwagen.



«Velovorzugsrouten.»

(inkl. Nachtparkierung)» schlug deshalb die rot-grüne Exekutive einen «erschwinglichen» Preis vor: 2500 Franken. Das rief dann sogar den Preisüberwacher auf den Plan. Die Stadt krebste zurück.

Subventionierte Wohnungen, Baugenossenschaften, Verhandlungen mit den SBB bei der Europaallee über günstige Wohnungen – die Stadt Zürich tut viel für die finanziell schwächeren Haushalte. Das lässt sich aus den Statistiken gut ablesen. Die Einwohnerzahl der Stadt wuchs zwischen 2011 und 2019 um über 11 Prozent.

So erfolgreich manipulieren Frauen

Frauen sind hilflos, ja klar – darum besitzen sie die Macht der ultimativen Beeinflussung.



Frauen sind Expertinnen in subtiler Manipulation. Sie beeinflussen Männer psychologisch, damit sie auf eine bestimmte Weise handeln, denken oder fühlen – und diese stehen der Taktik relativ waffenlos gegenüber. Relativ, denn Männer können erkennen, ob sie manipuliert werden. Ich biete gerne Hilfe.

Haben Sie sich schon einmal gefragt, warum Sie mit der besseren Hälfte in Ibiza am überfülltesten Strand liegen, wo Sie doch lieber eine Wandertour durchs Tirol gemacht hätten – aber trotzdem denken, «na gut, eigentlich möchte ich ja schon hier sein»? Frauen manipulieren so raffiniert, dass Männer sich sogar gut dabei fühlen, wenn ihre Bedürfnisse übergangen werden. Frauen tischen tausend Gründe auf, warum ihre Idee die bessere sei – und weil Männer häufig keine Lust auf stundenlanges Feilschen haben, beugen sie sich den Wünschen proaktiv. Nachgeben, aus Unlust, sich der Frau entgegenzusetzen, ist eine geläufige Schwäche des Mannes – und so entscheiden Frauen fast alles. Laut Statistiken entscheiden sie zu zwei Dritteln den Autokauf, egal, ob das Gefährt für den Ehemann oder den eigenen Gebrauch gedacht ist. Sie ist die Autorität im Haushalt, im Haus, im Garten. Sie entscheidet über Wohnungseinrichtung, gemeinsame Freizeitaktivitäten, sie hat das letzte Wort bei der Schule der Kinder und darüber, ob er die neue Stelle annimmt.

Um zu bekommen, was sie wollen, setzen Frauen Tränen ein. Männer wissen oft nicht, wie sie mit einer weinenden Frau umgehen sollen. Um den Wasserfall trocken zu legen, tun sie so ziemlich alles – und Frauen wissen das. Tränen funktionieren wie ein Joker, wenn alles andere versagt. Privat, aber auch im Beruf: Mit Frauen gehen männliche Vorgesetzte tendenziell empathischer um als mit dem eigenen Geschlecht, und manche Frauen machen

sich das Mitgefühl von Männern zunutze. Ich habe selbst schon beobachtet, wie Frauen unter Träneneinsatz das Chefbüro aufsuchten, mehr Lohn oder Mitarbeit bei einem Projekt erschluchteten – und rauskamen mit mehr Lohn und einem neuen Projekt.

In Feministenkreisen wird punkto Sex gerne mal das Bild der hilflosen, von Männern ausgenutzten Frau gemalt. Gefangen in der herrschenden Opferkultur, übersehen sie dabei, dass Frauen aus ihrer Weiblichkeit Nutzen ziehen. Natürlich nicht alle, nicht immer, aber Frauen tun es, sie setzen Sexualität für ihre Zwecke ein. Eine Taktik ist Sexverweigerung, eine andere das Überstreifen der Sorte Lingerie, die Tote zum Leben erweckt, zwecks Andeutung der Belohnung, die auf den Partner nach Erfüllung ihres Wunschs wartet. Für das männliche Gehirn ist «Manipulation» in dem Moment ein viel zu kompliziertes Wort.

Ein weiterer bewährter Weg, bei einem Mann auf sanfte Art ein bestimmtes Handeln zu erreichen, ist Schmeichelei. Unter Männern ist der Wunsch, gebraucht zu werden, ausgeprägter als unter Frauen, und sie haben das brennende Bedürfnis, zu beweisen, dass sie ihnen übertragene Aufgaben meistern. Natürlich könnte man als Frau den lästigen Vireneinfall am Computer mit intensivem Googeln irgendwie selbst aus der Welt schaffen. Aber wieso sollte man das tun, wenn man einfach etwas Nettes sagen kann und das Problem sich dann quasi von alleine löst? Mein persönlicher Klassiker: «Schatz, ich kenne nun mal keinen, der sich mit Computern so gut auskennt wie du.» Frauen bringen es fertig, einem Mann das Gefühl zu geben, keiner könne es besser als er und kein Problem auf der Welt sei gerade wichtiger. Männer, die sich ja gerne als kultivierte

Kenner der Weiblichkeit sehen, sind hinterher sogar noch auf ihre Leistung stolz: «Na, wer löst denn das Problem, wenn nicht ich?»

Frauen sind sich über diesen zentralen Punkt des Mannseins einig: Männer vergessen bemerkenswert schnell. Macht sie etwas falsch, ärgert er sich, und die Sache ist abgehakt. Umgekehrt rufen Frauen ihren Männern einen Fehler auch sieben Jahre später noch in Erinnerung, beispielsweise in Momenten, in denen sein schlechtes Gewissen für ihre Zwecke von Vorteil ist. Die Hälfte der Geschichte erfindet sie dann dazu, was aber keine Rolle spielt; den Wahrheitsgehalt kann er ja nicht beurteilen, weil er den Vorfall längst vergessen hat (und wo er genau jetzt im Streit ein Argument bräuchte, ist keins da). Gerne kombiniert sie das Kalkül mit dem Vorwurf, was man als Frau alles ertragen müsse. Sie braucht nur in trockenem Ton «Du bist so eine Enttäuschung» hinzuklatschen, und auch der Standhafteste fühlt sich schuldig und miserabel. Ob er tatsächlich einen Fehler begangen hat – völlig einerlei.

Eigentlich sind wir uns der weiblichen Manipulation alle bewusst, aber die Gesellschaft ist heute so beschäftigt mit Beschuldigungen gegen die Männer, dass ungünstige Wesenszüge bei den Damen in der medialen Öffentlichkeit kaum mehr angesprochen werden; die grosse Mehrheit schreibt nur noch über Diskriminierungen, es gibt kaum Darstellungen, in denen Frauen nicht als makellos, aber benachteiligt beschrieben werden. Und so ist das eigentlich ein 90er-Jahre-Text, gänzlich aus der Zeit gefallen, aber vielleicht schafft er es ja in einen «Toxische Kolumnen aus der Postmoderne»-Geschichtsbuch.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter: @TamaraWernli

Berliner, die Urs Fischer lieben

Der Schweizer Fussballtrainer hat aus dem 1. FC Union Berlin ein Spitzenteam geformt. In der Köpenicker Heimat des Kultvereins entdecken gestandene Anhänger tiefste Gefühle.

Tom Kummer

Von was reden wir eigentlich, wenn wir von Liebe reden?» Herausfordernd schaut Hans-Günther in die Runde. Er betreibt eine Autowerkstatt in Köpenick, einem Viertel in Berlins Südosten. Einen kurzen Fussmarsch entfernt steht das Stadion Alte Försterei, die Heimat des Fussballvereins 1. FC Union Berlin. Trainer Urs Fischer aus Zürich hat Hans-Günther kürzlich seinen Wagen zur Inspektion anvertraut. Seither nimmt sich dieser immer öfter das Recht dazu, das Wort zu ergreifen. «Ich frage euch: Was unterscheidet eigentlich Menschenliebe von Trainerliebe? Ihr dürft es ruhig weiter erzählen: Ich liebe diesen Schweizer.»

Hans-Günther, seine Frau Helga, sein Kumpel Schmidti und dessen Frau Conny sitzen an einem heissen Sommerabend am Küchentisch in Köpenick, trinken Bier mit Korn und überlegen, was es auf sich hat mit dieser Liebe zum Fussballverein 1. FC Union Berlin, zur Alten Försterei und besonders zu Urs Fischer, dem Schweizer, der ihr Leben verändert hat.

Mörderischer Druck

Union Berlin, das Provinzteam aus der deutschen Hauptstadt, gehört neuerdings zu den Grossen im europäischen Fussball. Das ist Urs Fischers Verdienst. Aber kann Union die hohen Erwartungen erfüllen? Oder herrscht auch hier bald der mörderische Druck, an dem schon so viele Teams zerbrochen sind? Ist ja bekannt, was daraus wird: zu viel Liebe, zu hohe Erwartungen, zu grosses Chaos. Wie früher bei Schalke 04. Oder jetzt beim HSV.

Conny hält Schmidtis Hand und streichelt ihn. «Ihr wisst, was beim HSV passiert ist, oder? Wahnsinn! Da schießt sich ein Fan selbst in den Mund, vor Liebe und Enttäuschung.»

Schmidti befreit seinen Arm aus Connys Hand. «Der Bursche war doch übergeschnappt. Der wäre imstande gewesen, eine Bombe in der HSV-Kabine hochgeh'n zu lassen oder sonst was. Nur weil die den Aufstieg verpasst haben.»

«Klingt wie ein Albtraum», sagt Conny. «Aber das kann bei uns nicht passieren. Wir haben den Urs Fischer.»

Berlin

Auf dem Tisch stehen vier Flaschen Berliner Kindl und ein Kornschnaps der Marke Berliner Brandstifter. Hinter dem geöffneten Fenster beginnt der Wald, dahinter erhebt sich die Alte Försterei. Nachts, wenn gespielt wird, leuchtet das Stadion wie ein Ufo, wirft Licht gegen die Wolken und zurück auf Köpenick.

Hans-Günther hebt das Glas. «Wisst ihr, echte Liebe ist immer geistige Liebe! Aber das mit dem Urs Fischer ist etwas anderes, kommt von tiefer unten. Das habe ich so noch nie erlebt.»

«Klar ist das was Besonderes», sagt Schmidti. «Aber was, wenn es auch mit dem Fischer zu Niederlagen und Enttäuschungen kommt? Wie

«Wisst ihr, echte Liebe ist immer geistige Liebe! Aber das mit dem Urs Fischer ist etwas anderes.»

lange hält dann die Liebe, Hans-Günther? Ist doch so in der Liebe, da kommt immer irgendwann die grosse Enttäuschung.»

Auch Helga ist skeptisch. «Wer von uns weiss denn schon wirklich was von der Liebe? Mir kommt es schon länger so vor, als wären wir alle bloss Anfänger auf diesem Gebiet. Und ich geh jetzt auf die Fünfzig zu.»

Unbeeindruckt hebt Hans-Günther wieder sein Glas. «Auf die Liebe, auf Urs Fischer.» Zögerlich tun es ihm die andern nach.

Im Garten hinter dem Haus bellt ein Hund. Hans-Günther geht hinunter und nimmt Bessie an die Leine. Er führt sie auf die Hämmerling-



strasse, dann bei der Union-Fankneipe «Abseitsfalle» rechts rein, auf einen Waldweg direkt an der Wuhlheide, flankiert von Scheinwerferlampen wie im Todesstreifen zu DDR-Zeiten. Die Lampen sollen an Spieltagen für Sicherheit sorgen, wenn sich Tausende Fans über diesen naturbelassenen Waldweg von der S-Bahn-Station Köpenick der Alten Försterei nähern.

Bald taucht das Stadion vor uns auf. Zäune, Gitterstäbe, Stacheldraht, Fan-Graffiti an alten Mauern. «Weisst du, die grössten Unterschiede zu anderen Vereinen merkt man erst im Stadion drin», sagt Hans-Günther. «Hier gibt's keine Show vor dem Spiel. Wir sind keine Show-Leute, wir sind eiserne Schlosserjungs.»

22 000 Zuschauer fasst die Alte Försterei offiziell. Manchmal sind es sehr viele mehr. Fans steigen hier auch mal über den Zaun, was keinen kümmert. Bald soll die Kapazität des Stadions erweitert werden, auf 37 000 Plätze, davon 29 000 altmodische Stehplätze.

Plage aus England

Hans-Günther legt seinen Arm um meine Schultern. «Weisst du, der Aufstieg dreissig Jahre nach dem Mauerfall war für uns eine Wiedervereinigung im Kleinen. Wir stehen für den Osten, das Widerspenstige. Wir mussten schon in der DDR immer gegen Widerstände von oben ankämpfen. Nun gehören wir zur Elite des deutschen Fussballs. Aber den Spielstand lassen wir uns immer noch über Steckschilder anzeigen.»

Bessie kläfft sich das Maul heiser. Vor uns stehen englische Touristen. «Während der Saison kommen sie zu Tausenden, ist echt eine Plage geworden», sagt Hans-Günther. «Sie kommen wegen der billigen Stehplätze und weil es hier im Stadion noch richtig abgeht. Sie können hier ihre Körper testen. Wie viel kann man auf der Stehplatztribüne einstecken? Kotzt man sich vor Angst auf die Hose, oder hüpfen wir mit wackelnden Knien einfach immer weiter?» Er spuckt auf die Erde.

«Kommen die Engländer wirklich, weil sie vom durchkommerzialiserten Fussballzirkus auf der Insel die Nase voll haben?», frage ich.

«Ja, klar!», sagt Hans-Günther.



«Wie so ein Schweizer Herz schlägt. Ticktack, ticktack»: Erfolgscoach Fischer.

«Kommen die nicht vor allem, weil sie in deutschen Stadien so viel Bier trinken dürfen, wie sie wollen?», hake ich nach.

«Glaube ich nicht, nein. Das ist Fussball-Liebe, echte Liebe», sagt Hans Günther. Er hat sein Lieblingswort wieder entdeckt.

Unvermittelt wendet er sich zu einem Baum, pinkelt, dreht dazu den Kopf in meine Richtung und redet weiter. «Hier werden Sachen halt anders gemacht. Die Alte Försterei ist das Stadion der Unioner. Es gibt keine privaten Grossaktionäre, keine Abhängigkeit von privaten Unternehmen. Die Verantwortung für das Stadion tragen die Menschen, die hier eine Heimat gefunden haben und denen es am Herzen liegt.» Bessie kläfft den Engländern nach. Langsam gehen wir zurück zur Autowerkstatt.

«Hans-Günther, ich muss es dir jetzt doch sagen, obwohl ich zuerst nicht wollte: Eure Loblieder auf die «eisernen Schlosserjungs», auf eure «Trainerliebe», auf Urs Fischer – diese ganze Union-Romantik wirkt auf mich ein bisschen, wie soll ich sagen, überstrapaziert, wenn du weisst, was ich meine...»

Hans-Günther schaut mich verdutzt an. Dann wendet er den Blick auf Bessie. Die schnuppert den Waldboden ab, wo an Spieltagen Tausende Fans in die Wuhlheide pissen.

Ich versuche mich zu erklären. «Also, ich verstehe es schon irgendwie. Man will seine Wurzeln nicht verlieren, das Image des unbequemen Underdogs bewahren. Aber was passiert, wenn hier alles zur profitorientierten Folklore verkommt. Wie bei Schalke 04?»

Hans-Günther packt meinen rechten Arm, hält mich fest und schaut mir in die Augen. «Kein Scheiss jetzt, ja?! Wir sind ein Bundesligaverein! Ein europäischer Spitzenverein!

Aber mit Union-Atmosphäre! Daran wird sich nichts ändern!»

«Und wenn ihr euch was vorlügt?»

«Verrückt geworden?! Anderswo sind die Anhänger nur Kunden, wir verstehen uns als Familie. Man hilft sich, wenn's einem dreckig geht!»

Über die Autowerkstatt kehren wir zurück in die Küche. Conny raucht am Fenster eine Zigarette. Schmidtli studiert die *Sport-Bild*. Helga bestreicht Brötchen mit «Hackepeter».

Arbeiter, Punks, Künstler

Mein scheuer Einwand lässt Hans-Günther keine Ruhe. «Weisst du, als unser Verein 2004 zu finanzschwach war, um eine Lizenz für die Regionalliga zu bekommen, da spendeten die Fans Blut. Herzblut. Darum geht's! Wenn ein Union-Mitglied stirbt, wird das beim nächsten Spiel durchgesagt – dafür bleibt die Halbzeit-

«Wir stehen für das Widerspenstige. Wir mussten schon in der DDR gegen Widerstände ankämpfen.»

pause frei von Werbung. Auf Dauerbespaltung und Stimmungsmusik verzichten wir. Stattdessen haben wir uns Regeln gegeben. Die eigene Mannschaft wird nie ausgepiffen. Und keiner verlässt vor dem Schlusspfiff das Stadion.»

«Und ihr glaubt wirklich, das könnt ihr durchhalten?»

«Weisst du», sagt Hans-Günther, «wir waren immer schon anders, schon zu DDR-Zeiten. Das Stadion war gefüllt mit Arbeitern, dazwischen Hippies, Punks, Künstler, Oppositionelle. Man sagte: «Nicht jeder Staatsfeind ist ein Unioner, aber jeder Unioner ist ein Staatsfeind.»»

Schmidtli ruft dazwischen: «Bei Freistossen schrie mein Vater: «Die Mauer muss weg!»»

«Natürlich gefiel das der Stasi nicht», fährt Hans-Günther fort. «Aber ein ganzes Stadion konnten sie ja nicht verhaften. Weisst du, wir Unioner gehen mit unseren Schwächen ironisch um. Wir haben, wie sagt man ... wir haben einfach ...»

«...Kultur. Wir haben Kultur», sagt Helga mit spöttischem Unterton.

«Ja, Kultur! Genau! Wir haben Kultur!»

Helga lacht laut heraus. «Was weisst denn du von Kultur?»

«Leck mich am Arsch, Helga! Natürlich haben wir Kultur», sagt Hans-Günther. «Sonst wäre der Urs Fischer nicht nach Berlin gekommen, sondern in seinem feinen Zürich oder Basel geblieben. Was will der bei uns in Berlin, wenn es ihm nicht auch um Kultur geht?! Schliesslich gibt es hier vier Opernhäuser. Ehrlich jetzt, ich will nicht, dass man mich in der Schweiz falsch versteht: Es geht um eine Fussball-

kultur, die Menschen verbindet, so unterschiedlich sie auch sein mögen. Fans erzeugen einen Zusammenhalt, der nicht nur symbolisch ist...»

«Symbolisch? Was soll das jetzt wieder heissen, Hans-Günther?», fragt Schmidtli.

«Die Stadionerfahrung, Schmidtli! Kapiert du's echt nicht? Es ist die rauschhafte Erfahrung beim gemeinsamen Zuschauen. Und dabei die Grenzen des eigenen Körpers zu überschreiten. Es ist wie bei der Liebe. Genau wie bei der Liebe!»

Helga krümmt sich vor Lachen. «Was redest du da?! Wann hast denn du bei der Liebe zuletzt die Grenzen deines Körpers überschritten?»

«Mach mich nicht an!», sagt Hans-Günther. «Ich wollte nur einen Vergleich ziehen. Mir geht es darum, unserem Schweizer Gast zu erklären, wie sehr wir es schätzen, dass uns sein Land den Urs Fischer ausgeliehen hat.»

«Ausgeliehen? Der gehört jetzt uns», sagt Helga. «Wem sonst? Den lassen wir nie mehr ziehen. Manchmal bist du wirklich nicht zu retten. Aber ich liebe dich trotzdem, Schätzchen. Du bist mein Urs.»

Schmidtli dreht sich zu Conny um. «Von was reden die eigentlich, wenn sie von Liebe reden?»

Sie nimmt seine Hände, stützt ihre Stirn an die seine und schliesst ihre Augen. «Vielleicht können wir es ja auch hören, was Helga und Hans-Günther gerade hören», sagt Conny sanft.

«Was denn?», fragt Schmidtli.

«Wie so ein Schweizer Herz schlägt. Ticktack, ticktack. Hörst du es? Unser Herz, mein Schatz!»

Tom Kummer ist literarischer Korrespondent der *Weltwoche*. In seiner Rubrik «Basierend auf wahren Begebenheiten» spiegelt er die Wirklichkeit mit den Mitteln der Kunst. Neu von ihm erschienen: Unter Strom. Roman. Tropen. S. 256, Fr. 33.90.

Cassis ist kein Motta

Nr. 30/31 – «Vertrauen in die Schweiz»
Editorial von Roger Köppel

Ich bin beeindruckt, wie Roger Köppel einen so optimistischen Artikel verfassen konnte. Ich kann mich nicht erinnern, dass eine Bundespräsidentin oder ein Bundespräsident am 1. August je so viel Medienpräsenz erfahren durften. Da wurde stolz verkündet, dass man 50 000 Flüchtlinge aufgenommen habe. Aber das sind keine unschuldig Vertriebenen der USA-/Nato-Kriege aus den Zeltlagern in den Wüsten des südlichen und östlichen Mittelmeers. Nein, sie kommen – wie ich selbst feststellen konnte – per SUV aus der Ukraine. Leider ist Cassis kein Giuseppe Motta, sondern ein von den Medien missbrauchter EU- und Nato-Handlanger.

Hans Georg Braunschweiler, Rüschtikon

Echter Aufsteller

Nr. 30/31 – «Urvertrauen in den Schöpfer»
Michael Baumann über Elisabeth Schirmer

Zu lesen, wie die Uhren-Unternehmerin Elisabeth Schirmer ihr Urvertrauen in den Schöpfergott gefunden hat, ist sehr inspirierend und ermutigend für den eigenen Berufsalltag. Dieser Bericht ist ein echter Aufsteller und zeigt, dass der gelebte Glaube auch in den täglichen Herausforderungen gelingen und tragen kann.

Ueli Berger, Kaiseraugst

Nur der Preis zählt

Nr. 30/31 – «Die Dauerkrise ist die neue Normalität»
Interview mit Markus Blocher von Beat Gygi

Ich bin für eine Firma tätig, die fünfzig Arbeitsplätze in der Schweiz anbietet. In letzter Zeit

habe ich vermehrt beobachtet, dass sogar Bundesbetriebe die Aufträge ins Ausland vergeben. Uns ist klar, dass eine Produktion im Ausland günstiger ist. Aber wir entlöhnen unsere Mitarbeiter gut, haben Solarpanels auf dem Dach, halten alle Gesetze ein und bezahlen hier unsere Steuern. Aber heutzutage zählt nur der tiefste Preis – und sonst gar nichts.

Ruth Caesar, Walkringen

Zunehmend übergriffig

Nr. 30/31 – «Ich verstehe mich als mitteleuropäischen Patrioten» — Interview mit Karl von Habsburg von Roger Köppel und Christoph Mörgeli

Als «passionierter Europäer» plädiert Karl von Habsburg-Lothringen für die «Vereinigten Staaten von Europa» als Ziel der EU, wobei er diese offenbar mit Europa gleichsetzt. So formuliert er etwa im Zusammenhang mit dem Ukraine-Konflikt Kriegsziele «aus europäischer Sicht» und wünscht sich für die Zukunft die Partnerschaft eines territorial verstümmelten Russlands mit Europa. Dabei verkennt er, dass Europa ungleich mehr ist als das Brüsseler Bürokratensystem, das sich, etwa im Zusammenhang mit der Euro-Rettung, nicht einmal an seine eigenen Rechtsgrundlagen hält und mit zunehmender Übergriffigkeit die Völker Europas zu entmündigen versucht. Europa aber hat schon ganz andere Versuche der Gleichschaltung und Uniformierung überlebt. Die gute Nachricht lautet: «Allen Imperien der Geschichte blühte nur eine begrenzte Halbwertszeit, bis sie an ihrer Überdehnung und an ihren inneren Widersprüchen gescheitert sind.» (Hans Magnus Enzensberger)

Karl-Heinz Ruda, Niedermurach (D)

Fragezeichen

Nr. 29 – «Wann beginnt das Leben?»
Ulrich Kutschera über die menschliche Biologie

Zu einem Punkt muss ich ein Fragezeichen setzen. Ich fragte seinerzeit den Biologielehrer, ob es wahr sei, dass zwei Drittel aller befruchteten Eizellen es nicht schaffen, sich einzunisten. Die Antwort des Lehrers war: «Mindestens zwei Drittel, andere Biologen schätzen die Wahrscheinlichkeit bis zu 90 Prozent.» Ich weiss nicht, ob das noch immer dem heutigen Kenntnisstand entspricht. Aber wenn etwas selbst unter völlig natürlichen Bedingungen eine Überlebenschance von höchstens einem Drittel hat, so kann ich darin keinen Beginn eines Lebens sehen. Und so, wie ich den Artikel verstanden habe, meint er mit der erwähnten Abstossungsreaktion der Gebärmutter nicht die Frage, ob die Nidation gelingt, sondern die Abstossung einer bereits erfolgreich eingnisteten Eizelle. Hanspeter Dütschler, Zürich

Korrigenda

Nr. 30/31 – «Bis zum letzten Tropfen»
Hubert Mooser über den Wasserkrieg am Lago Maggiore

Das Bild zur Geschichte über den Wasserkrieg am Lago Maggiore zeigt fälschlicherweise den Lago di Lugano. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Olivia Newton-John (1948–2022) Hans Bangerter (1924–2022)



Zarte Innigkeit: Sängerin und Schauspielerin Newton-John.

Von ferne hatte man sie schon wahrgenommen. Anfang der siebziger Jahre war das, als sie es mit der Moritat «Banks Of The Ohio» auf Platz 13 der deutschen Charts geschafft hatte. Nur wenig später kam das Jahr, in dem sie erst mal chancenlos war: Eurovision, Brighton, Abba. Olivia Newton-John versuchte, sich mit dem aufgeschäumten Märschlein «Long Live Love» für Grossbritannien gegen die Übermacht aus Schweden durchzusetzen. Das war aussichtslos, aber immerhin erlebte sie mit einem respektablen vierten Platz kein Waterloo. Für gestandene Bob-Dylan- oder Joni-Mitchell-Fans dieser Zeit waren das ohnehin Petitesse, Pillepalle.

Doch noch im gleichen Jahr des historischen Abba-Triumphs hielten auch jene, die das Küken aus Australien nicht mal ignoriert hatten, irritiert inne: «I Honestly Love You» war ein Ausrufezeichen – jetzt liess sich das blonde Mädchen aus Down Under nicht mehr ausblenden. Einen Refrain wie «I love you, I honestly love you» muss man erst einmal unfallfrei singen können. Und was Olivia Newton-John mit diesem Song anstellte, liess auch dem eingeschworenen *folk* die Knie weich werden. Es war eine dieser Sekunden in der Popgeschichte, in der es nicht nur um Chart-Platzierungen, Stars und Glamour ging. Olivia Newton-Johns unbeirrbar zarte Innigkeit verlieh dieser gefährlich dicht am Kitsch segelnden Nummer eine Wahrhaftigkeit, die einen nur noch umhaute und die auf all ihre weiteren Aufnahmen abfärbte. «I Ho-

nestly Love You» liess alle Nuancen geflüsterter Hingabe aufsteigen und zielte gnadenlos aufs Herz jedes Hörers: ohne Allüren, ohne Manierismen – ein echtes Vermächtnis.

Vornehmlich waren es dann Up-Tempo-Hits, mit denen sie in den nächsten Jahren Erfolge hatte, wie «You're The One That I Want» (mit John Travolta aus dem Musical «Grease») oder ihr Welthit «Physical», der von ein paar amerikanischen Stationen wegen Pornoverdachts auf den Index kam. Obwohl sie immerhin fünfzehn Filme drehte, wird vor allem ihre Rolle als Sandy Olsson in «Grease» unauslöschlich mit ihr verbunden bleiben. Übrigens, geradezu filmreif ist auch ihr familiärer Hintergrund: Ihr Grossvater war der in Breslau geborene Physiknobelpreisträger Max Born, der nach Grossbritannien emigrierte, und Vater Brin Newton-John half in den Kriegsjahren beim britischen MI5 aus, bevor er sich dann 1954 mit Frau Irene und seiner sechsjährigen Tochter in Australien niederliess. 1992 starb er an Krebs – am selben Tag erhielt Olivia Newton-John ihre Brustkrebsdiagnose.

Doch die umtriebige Sängerin, Schauspielerin und Unternehmerin wurde dabei nie zur Schmerzensdiva. Noch dreissig Jahre lang überlebte sie die Schwankungen der Krankheit, engagierte sich unermüdlich für die Krebsforschung, gab Konzerte und schrieb ihre Autobiografie «Don't Stop Believin'». Am 8. August starb sie im Kreis der Familie auf ihrer Ranch in Kalifornien.

Thomas Woerdehoff

Mit dem langjährigen Uefa-Generalsekretär Hans Bangerter verliert der Fussball eine grosse Persönlichkeit und einen wunderbaren Menschen. Und ich verliere einen Weggefährten, mit dem ich mich bis zuletzt immer wieder ausgetauscht habe. Eigentlich wollte Hans Bangerter für die Fifa arbeiten. So hoffte er nach einem Engagement bei der WM 1954 in der Schweiz, zum Generalsekretär des Weltverbands ernannt zu werden. Doch vor der Sonne stand ihm ein anderer Berner – Helmut Käser, mit dem auch ich später noch meine Erfahrungen machen sollte.

Die Absage der Fifa war indirekt aber Bangerter's Glück. So kam er bei der 1954 gegründeten europäischen Fussball-Union (Uefa) als Generalsekretär zum Zug. Er führte die operativ wichtigste Funktion zwischen 1960 und 1988 aus. Es war die Zeit der Transformation des Fussballs vom Feierabendvergnügen zum Big Business. Und Bangerter hatte massgebenden Einfluss.

Als er für die Stelle angefragt wurde, stellte er die Bedingungen, dass der Generalsekretär nicht mehr im Nebenamt arbeiten und die Uefa-Zentrale von Paris in die Schweiz verlegt werden müsse. «Ich komme nicht nach Paris», sagte er. So zügelte die Uefa von Paris nach Bern – quasi zu Hans Bangerter nach Hause. Er trieb auch regeltechnisch eine kleine Revolution an – mit den «doppelt» zählenden Auswärtstoren im Europacup, die ab Mitte der 1960er Jahre die Zahl der Wiederholungsspiele markant senkten. Die Regel wurde erst vor kurzem abgeschafft – und viele trauern ihr bis heute nach.

Für mich war Hans Bangerter immer ein wichtiger Ansprechpartner und ein ruhender Pol im oft überhitzten Geschäft des Fussballs. In meinen jungen Jahren konnte ich viel von seinem Wissen und seiner Erfahrung profitieren. Dafür werde ich ihm immer dankbar sein.

Sepp Blatter



Ruhender Pol: Hans Bangerter.

Plötzlich ist man in einer Scheinwelt

Die Inflation macht es nötig, dass man das Geld jetzt immer in Realwerte umrechnet.



Fast schlagartig muss man sich in der Wirtschaft jetzt daran gewöhnen, dass man gleichzeitig in zwei unterschiedlichen Welten lebt: einerseits in der Sphäre der Nominalwerte, andererseits in der Welt der realen Werte. Man muss jetzt viel genauer hinschauen als in den vergangenen zwanzig Jahren, um Schein und Sein auseinanderhalten zu können. Der Schein ist das, was man sieht, das Sein ist das, was darunter ist.

Seit die Inflation 2021 plötzlich erwacht und explodiert ist, sind «nominal» und «real» nicht mehr das Gleiche. Vorher, vor zwei Jahren zum Beispiel, brachte eine Lohnerhöhung von 5 Prozent auch etwa 5 Prozent mehr Kaufkraft (je nach Konsummuster); die nominale Verbesserung entsprach ungefähr der realen Besserstellung.

Bei einer Inflation von 9 Prozent, wie sie heute in der Euro-Zone herrscht, ist ein Lohnplus von 5 Prozent nominal ein reales Kaufkraftminus von etwa 4 Prozent (je nach Konsummuster). Die Gewerkschaften haben jetzt rasch auf die Betrachtung der zwei Welten umgestellt und stellen Lohnforderungen, die nominal in die Höhe schnellen, damit auch real ein Plus bleibe.

Auch wer schauen will, wie es den Firmen geht, braucht eine Brille mit den zwei Sichtweisen. Eine nominale Umsatz- oder Gewinnsteigerung um 8 Prozent ist bei 9-prozentiger Inflation eben keine wirkliche Steigerung. Erfolgreiche Firmen sind solche, die der Inflation dank ihrer Preissetzungskraft möglichst vorauslaufen können. Solche Firmen sind damit Preistreiber. Die Inflation wirft die Unternehmen in ein Preisrennen – und das treibt die

Spirale weiter an wie ein Turbolader den Motor. Selbst für die Finanzspezialisten im Bankensektor ist die grösser gewordene Differenz zwischen den zwei Welten jetzt etwas, an das sich viele von ihnen noch gewöhnen müssen. Der Grossteil der Finanzprofis hat im Berufsleben noch keine Inflationszeit und keine Hochzinsphase erlebt.

Die tonangebenden Notenbanken haben ja mit ihrer Politik der Geldüberschwemmung in den vergangenen fünfzehn Jahren den Zins kaputtgemacht, also das Preissignal für Investitionen ausgeschaltet, das Kontrastmittel verschmutzt, die Kompassnadel blockiert.

Jetzt sind selbst vierzigjährige Finanzspezialisten praktisch Greenhorns, die in einer Schnellbleiche lernen müssen, wie man sich von Inflation und Zins möglichst nicht auf dem falschen Fuss erwischen lässt.

Es ist noch nicht so lange her, da antwortete ein Finance-Professor der Universität Zürich auf die Frage, wie die jungen Ökonomen eigentlich in die komische Welt der Nullzinsen eingeführt würden, mit gewisser Ironie: «Ganz praktisch. Beim Diskontieren von künftigen Erträgen zur Bewertung von Vermögen müssen sie nicht an Zinssätze denken, die sind ja null, die können sie getrost vergessen, man muss nur die nominalen Zahlen zusammenzählen.»

Es war die einfache nominale Welt: Hundert Franken übermorgen sind wie hundert Franken morgen sind wie hundert Franken heute.

Der Schein schien lange Zeit zu halten, was er versprach. Nach Ausbruch der Inflation jedoch hat eine heutige Euro-Hunderternote im nächsten Jahr nur noch gut 90 Prozent der jet-

zigen Kaufkraft. Und in zwei Jahren wohl nur noch 90 Prozent von 90 Prozent. Und so weiter.

Jetzt müssen die Leute immer rechnen, immer zwei Gedanken verfolgen statt einen. Nun ist die Zahl auf dem Geldschein ein Schein, von dem man nicht genau weiss, was darunter steckt. Und vor allem: Es ist nicht nur das Rechnen, das alles so mühsam macht; nein, viel schlimmer ist die Ungewissheit über eventuelle Inflationsänderungen und damit ein Misstrauen gegenüber den Geldangelegenheiten.

Bucher Industries

Wenn die Inflation kommt, lässt sich das Vermögen am ehesten dagegen schützen, wenn man es in Realwerte investiert. Was kann das sein? Sachwerte oder Unternehmen, die Wert schaffen, also Produkte und Leistungen erstellen, deren Absatzpreise oder Erträge mit der Inflation mithalten können. Es gibt Firmen von eindrucklicher Ertragskraft, oft diskret verpackt.

Der Technologiekonzern Bucher Industries hat kürzlich die Geschäftszahlen zum ersten Halbjahr vorgestellt. Die auf Speziallandmaschinen, Kommunalfahrzeuge, Hydraulikkomponenten und Glas ausgerichtete Gruppe erzielte eine Umsatzsteigerung von 11 Prozent auf 1,8 Milliarden Franken. Aber vor allem: Die Rendite auf dem eingesetzten operativen Kapital erreichte 29 Prozent. Jeder Franken, der direkt ins Geschäft des Konzerns investiert wurde, brachte also 29 Prozent, und gekostet hat dieses Kapital laut den Angaben 8 Prozent. Es gibt nicht sehr viele Unternehmen, die so viel aus ihrem Geld machen.

FOKUS BIER

Güldenes Glück



Was die Menschheit seit Urzeiten zusammenhält.



Seit je stillt das edle Gebräu weltweit den Durst, sorgt für Geselligkeit und Gemeinsamkeit und führt oft zu Ideen, die in ihrer Ausprägung so unterschiedlich sind wie das Getränk selbst.



Macher-Mentalität: Stilleben mit Hopfen in der Brauerei Adler.

Durstlöschend, identitätsstiftend

Strahlender, goldener Körper, zuoberst eine wuchtige, repräsentative Krone – majestätischer kann man sich schwer präsentieren. Hinzu kommen der autoritative Auftritt und eine Wirkungskraft, so stark, dass sie einen zu übermannen imstande ist. Und doch kennen wir keinerlei Berührungängste, ist König Bier zugegen. Im Gegenteil, rund um den Globus wird das Getränk mit Hingabe gebraut, gezapft und serviert, um anschliessend mit Freude und mit Freunden genossen, gestemmt, gezischt, geschlürft und auch mal verschüttet zu werden.

Bier regiert die Welt. Es ist der flüssige Kitt, der die Menschheit seit Urzeiten zusammenhält. Und selbst wenn die damit verbundenen Sitten, Etiketten und Trinkgewohnheiten in jedem Land und in jeder Region so unterschiedlich sind wie unser individueller Geschmack, so gelingt es Bier wie keinem anderen Getränk, menschliches Zusammenkommen zu fördern und für Geselligkeit und Ausgelassenheit zu sorgen, sei es im Pub, im Biergarten, am Grümpelturnier oder beim Grillfest im privaten Garten.

Dabei ist Bier, das in frühen Tagen auch darum hergestellt wurde, um mittels alkoholischer Gärung Wasser trinkbar zu machen,

so bodenständig wie wandelbar. Die Schweiz ist hierfür das beste Beispiel: 2021 wurden hierzulande 1278 registrierte und steuerpflichtige Braustätten gezählt. 1990 gab es noch deren 32.

Dieser drastische Anstieg hat mit dem Fall des Bierkartells zu tun, das über ein halbes Jahr-



hundert bis 1991 jegliche Innovationsbemühungen verhindern konnte. Gleichzeitig zunehmend war damals das Misstrauen gegenüber der industriellen

Lebensmittelproduktion. Die Folge: Rückzug in die Schrebergärten, ein Run auf *urban farming*, selbstgemachtes Sauerkraut – und eben auch Bier aus dem eigenen Keller. Im Januar 2011 kaufte selbst Barack Obama mit privaten Mitteln ein *home-brewing kit* und sorgte dafür, dass man im Weissen Haus nach traditioneller Methode zu brauen begann.

Bier lässt niemanden kalt

Zurück in die Schweiz. Es mag hier – im Unterschied etwa zu Wein – keine besonders ausgeprägte Bierkultur und -tradition geben. Doch das Interesse am Experimentieren ist spürbar, sowohl, was die Herstellung, als auch, was den Konsum betrifft. Denn Bier lässt niemanden kalt.

In diesem Schwerpunkt gewährt eine Glarner Brauerei, die sich in Familienbesitz befindet, einen Blick hinter die Kulissen; weiter stellen wir Ihnen trendige Biere vor und zeigen auf, wo dieses Jahr Schweizer Bierkultur zelebriert wird und erlebbar ist. Wir wünschen eine genussreiche Lektüre – Prost! *Oliver Schmuki*

INHALT

- 59 Ein Nahrungsmittel, das verbindet
Geschichte der Bierkultur
- 62 Bier-Kalender 2022
- 65 Kalifornisches Leuchten
Frauen und Biergenuss
- 66 Reine Geschmackssache
Prominente über ihr Lieblingsbier
- 68 Charme des Lokalen
Glarner Familienbrauerei Adler
- 71 Yes, we can!
Zehn Schweizer Dosenbiere
- 72 «Wir sind fanatisch»
Interview mit Christian Leutenegger

Ein Nahrungsmittel, das verbindet

Das Bier begleitet den Menschen seit seiner Sesshaftigkeit. Lange haftete ihm der Ruf eines Unterschichtgetränks an. Heute floriert die Bierkultur wie nie zuvor.

Gunther Hirschfelder und Manuel Trummer

Bier ist das erfolgreichste Produkt der Konsumgeschichte. Seine Erfindung steht am Beginn der Zivilisationsgeschichte. Die ersten Brauer wirkten dort, wo der Mensch sesshaft wurde und das Städtewesen seinen Anfang nahm. Die grössten Erfolge feierte das Bier aber zunächst in Europa. Von den Häfen der spätmittelalterlichen Hansestädte und Englands aus setzte es seinen weltweiten Siegeszug lange vor der grossen Globalisierung des späten 20. Jahrhunderts fort. Heute ist Bier – sieht man einmal vom Tee und vom Wasser ab – das am weitesten verbreitete Getränk der Welt. Seinen ewigen Konkurrenten Wein lässt es zusammen mit allen modernen Brausegetränken weit hinter sich.

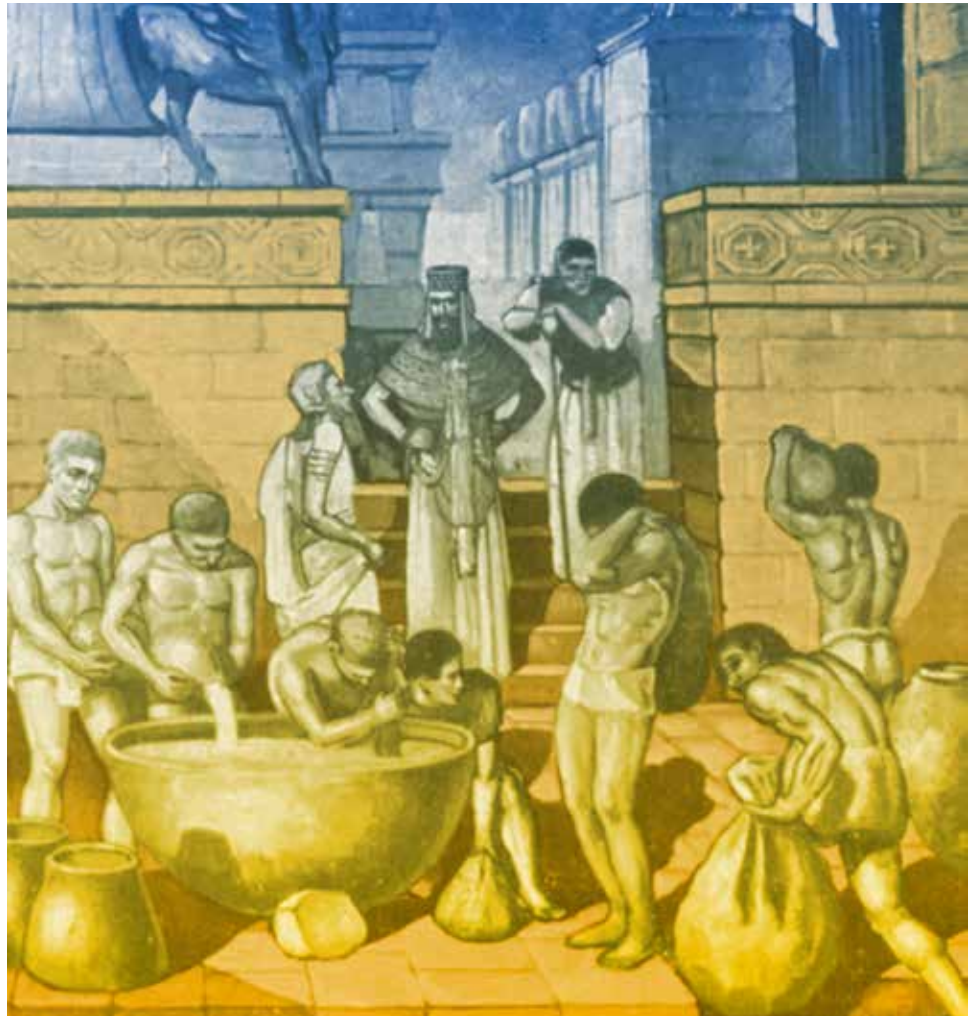
Bier ist das kulturelle Megaphänomen der sich globalisierenden und ausdifferenzierenden Moderne schlechthin. Gab es bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in vielen kulturellen Grossräumen Bier allenfalls in den Provinz-

Bier steht im Ruf, Basis des Alkoholismus am unteren Rand der Gesellschaft zu sein.

hauptstädten zu kaufen – das ländliche Indien, die Weidegebiete Tibets, die Dörfer am Amazonas und der kongolesische Regenwald sind hierfür Beispiele –, so ist das Getränk heute global verfügbar. Ausnahmen bilden nur jene Länder, die den Alkoholkonsum dogmatisch und erbitterter denn je zuvor ablehnen.

Vom Masskrug zum «Craft Beer»

Auch das ist ein bier- und kulturwissenschaftlich bemerkenswerter Befund. In der grossen Mehrzahl der Kulturräume erreicht das Bier inzwischen die meisten sozialen Milieus und alle Altersschichten oberhalb der Kindheit. Sogar dort, wo die Moderne derzeit die Reste des vorindustriellen Zeitalters bedrängt, dient das Bier als Chiffre für einen globalen und konsumorientierten Lebensstil: Chinas Peripherie, das provinzielle Südamerika oder die Montanregionen Afrikas etwa zeugen von dieser Dynamik.



*Symbol gesellschaftlicher Positionierungen und kulinarischer Politiken:
Bierproduktion im alten Babylon, ca. 4000 v. Chr.*

Die Veränderungen in der Bierkultur des mitteleuropäischen Raums gestalten sich im Vergleich dazu relativ langsam. An der Schwelle zum digitalen und globalen Zeitalter haben sich Eckkneipen, Feierabendbiere und Masskrüge erhalten.

Bier bedient dabei ein weit ausdifferenziertes Spektrum kultureller Normen und Wertzuschreibungen: Es steht im Ruf, billiges Massengetränk sowie Basis des Alkoholismus am unteren Rand der Gesellschaft zu sein. Gleichzeitig enthält Bier Nährstoffe. Ein Liter

hat etwa 430 Kalorien, eine Halbliterflasche deckt ein Zehntel des täglichen Energiebedarfs. Keine Frage also: In Massen getrunken ist Bier ungesund und macht dick. Der im Bier enthaltene Alkohol kann als Suchtmittel fungieren. Aber: Bier hat in den letzten Jahren auch an Ansehen gewonnen. Fassgereifte Jahrgangsabfüllungen erreichen heute Höchstpreise. Der edle Gerstensaft krönt sogar die exklusiven Menüs von Spitzenrestaurants, wo eigens geschulte Biersommeliers ihn auf die geschmack-



Zwischen Luxus und Rausch: Prohibition in New York, um 1920 (oben); Oktoberfest in München (unten).

lichen Nuancen der Speisen abstimmen. In Gestalt von «Craft Beer» reüssiert Bier inzwischen als Lifestyle-Getränk eines jungen, urbanen Publikums. Die Produzenten spielen auch die Traditionskarte aus, die in Deutschland zu einem wichtigen Qualitätslabel geworden ist – 500 Jahre Reinheitsgebot.

Als «global player» der modernen Ernährungskulturen hat das Bier seine regionalen und nationalen Qualitäten aber nicht eingebüsst. Das Weissbier der Bayern, das Stout der Iren oder das Maisbier der Mexikaner sind längst mehr als nur Getränke. Bier ist zum nationalen Symbol geworden, zum in seiner Komplexität und Geschichte reduzierten Stereotyp ganzer Staaten und Re-

gionen. Eine global operierende Bierindustrie, bestehend aus transnationalen Megakonzerne und handwerklich arbeitenden Mikrobrauere, liefert den Treibstoff für die Erfolgsstory. 2014 lag die weltweite Bierproduktion bei 1,96 Milliarden Hektolitern, Tendenz steigend.

Bier findet heute unter allen alkoholischen Getränken die weiteste räumliche und soziale Verbreitung. Gleichzeitig blickt es auf die längste Geschichte aller alkoholischen Getränke zurück: Die Ursprünge bierartiger Getränke reichen bis in das 10. vorchristliche Jahrtausend zurück. Bier ist älter als die frühesten Destillate, die im Zweistromland des 4. vorchristlichen Jahrtausends hergestellt wurden, und sogar älter als

der Wein, der wahrscheinlich um 7500 v. Chr. im nordiranischen Zagrosgebirge gekeltert wurde. Der Getreide-trunk ist auch untrennbar mit dem Sesshaftwerden des Menschen verbunden, dem Ackerbau und den ersten stadtähnlichen Siedlungen. Und allein das Bier spiegelt alle grossen Linien der Geschichte.

Biergeschichte im Sinne von Kultur- und Konsumgeschichte wird auf diese Weise auch zu einer Geschichte der Menschheit. Bier ist dabei nicht nur Produkt, sondern in seinen kulturellen Bezügen Produzent und Katalysator sozio-kultureller Veränderungen.

Gerade innerhalb der letzten Generation durchliefen die globalen Kulturen und mit ihnen die Konsumstile weltweit einen dramatischen Wandel, der bei vielen Konsumenten zu Unsicherheit, zu einer kritischen Haltung gegenüber industriellen Produktionsverfahren und einer Neubewertung von vielen Lebens- und Genussmitteln führte. Diese fundamentalen Transformationen betreffen auch das Thema Bier; denn Bier ist nicht nur das Produkt der natürlichen Bestandteile Hopfen, Wasser und Malz, sondern immer auch Symbol gesellschaftlicher Positionierungen und kulinarischer Politiken.

Bier kann heute viele kommunikative Funktionen erfüllen. Es kann sogar zum Prestige-produkt werden, dessen demonstrativer Konsum

Die Ursprünge bierartiger Getränke reichen bis in das 10. vorchristliche Jahrtausend zurück.

eine herausragende gesellschaftliche Stellung unterstreicht. Über den Genuss und den Besitz von Bier drücken Menschen die Zugehörigkeit zu kulturellen Eliten aus: Bier wird zum exhibitionistischen Attribut eines exklusiven Lifestyles, in dessen Rahmen Individuen ihre finanziellen Ressourcen in einer anonymer und individualistischer werdenden Gesellschaft nach aussen hin sichtbar machen.

In der Geschichte des Bieres stösst man bereits in der römischen Republik des 2. vorchristlichen Jahrhunderts auf diesen Symbolgehalt, wenn zwischen dem edlen Weizenbier *cervesia* der reichen und adligen Gallier und dem gewöhnlichen Gerstenbier der breiten Bevölkerung unterschieden wird. Elitären Status auf exklusiven Tafeln genoss auch das Einbecker Bier des späten Mittelalters, das in Qualität und Geschmack dem faden, alltäglichen Braunbier überlegen war. Heute haben junge, urbane Eliten exklusive und teure «Craft Beer»-Abfüllungen als Distinktionssymbol gegenüber der industriellen Bierkultur des 21. Jahrhunderts entdeckt.

Hedonismus als Triebfeder

Der russische Ethnologe Sergei Alexandrowitsch Tokarev (1899–1985) unterteilte in

einem 1971 erschienenen Aufsatz Nahrungsmittel nach ihrer kommunikativen Leistung in einer konkreten sozialen Situation. Er unterschied dabei zwischen «Nahrung, die die Menschen vereinigt, und d[er] Nahrung, die sie trennt». Natürlich grenzt auch Bier nicht nur ab; vielmehr verbindet es meistens. Gemeinsames Trinken im Brauhaus oder Stadion stiftet Gruppenidentität: Wer mittrinkt, gehört dazu. Bier wirkt dann als sozialer Kitt – und übernimmt damit eine aus frühester Zeit bekannte Funktion: Erhaltene Rechnungsbücher aus dem ptolemäischen Ägypten belegen, dass bereits damals gerade in Vereinen und sozialen Gemeinschaften regelmässig Bier getrunken wurde. Diese Funktion zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Bieres. In England ist Bier seit der Industrialisierung das typische Getränk der arbeitenden Klasse und in der Musikszene, etwa der des Heavy Metal. Bier geniesst als Rauschmittel Nummer eins die symbolische Bedeutung eines gruppenspezifischen Getränks.

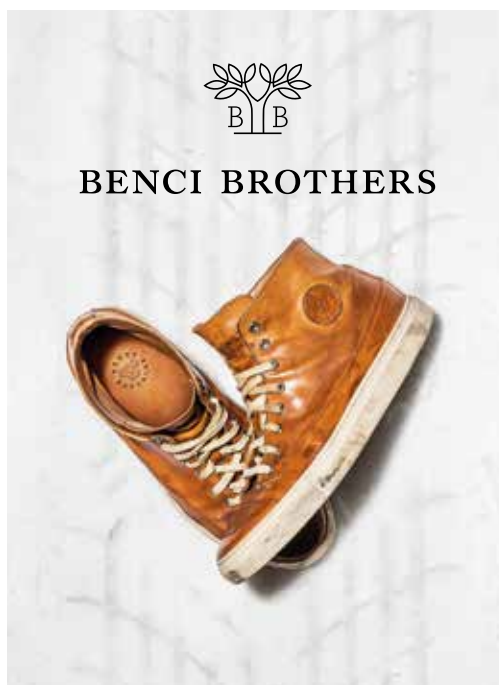
Bier kann auf individueller ebenso wie auf kollektiver Ebene Sicherheit und Orientierung geben. Das symbolisch überhöhte gemeinsame Feierabendbier nach einem anstrengenden Arbeitstag im Kreise von Kollegen sorgt nicht nur für den Abbau von Spannungen, sondern auch für situative Sicherheit in einer informelleren Kommunikationsumgebung. Noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein verfügte Bier über eine dezidierte symbolische Qualität als nahrhaftes, gesundes Produkt. Anders als das oft verunreinigte Wasser genoss Bier den Ruf eines unbedenklichen Erzeugnisses, das gerade auch von Schwangeren und Kindern getrunken werden konnte. Amtsärztliche Protokolle aus dem ostbayerischen Raum beklagen noch um 1860 den hohen Alkoholkonsum von Kindern.

Bier hat viele Funktionen – die wichtigste ist der Genuss. In allen Epochen und Gesellschaftsordnungen war und ist der Hedonismus eine entscheidende Triebfeder für das Biertrinken. Sein Alkoholgehalt, die Lust am Rausch und nicht zuletzt seine geschmacklichen Qualitäten sicherten ihm einen festen Platz bei öffentlichen und privaten Feiern, bei ausgelassenen Wirtshausrunden, Hochzeiten oder Studentenpartys. Lieder über das Bier gibt es zahllose. Ebenso umfangreich sind die Darstellungen von Bier in der Kunst und die symbolischen Überhöhungen des Getränks in der materiellen Kultur, etwa durch spezielle Trinkgefässe oder im Rahmen von Ornamentik und Ikonographie.

Auch die Werbung betont seit ihren Anfängen den Lustgewinn, den ein goldenes Bier mit perfekter Schaumkrone beschert. Heute zählt Bier nicht mehr zu den überlebenswichtigen Grundnahrungsmitteln. Ein Leben ohne Bier ist möglich – und wäre für manchen

sogar gesundheitsförderlich. Bier oszillierte über weite Phasen seiner Geschichte zwischen seinen Funktionen als Grundnahrungs- und Genussmittel. Einen Spitzenplatz unter den universellen Genussmitteln hat es sich allein schon durch die Konstanz gesichert, mit der es über weite Phasen der Geschichte produziert wurde, sowie durch seine breite Verfügbarkeit.

Die Bedeutung des Bieres als «luxury food» hat mit der aufwendigen Herstellung zu tun. Die Produktion von Qualitätsbier ist an eine Reihe teils komplizierter Arbeitsschritte gebunden, die mit langen Reife- und Ruhephasen einhergehen. Unter den schwierigen Bedingungen der vorindustriellen Arbeitswelt konnte das heimische Bierbrauen nur gemeinschaftlich bewerkstelligt werden. Ausserdem



erforderte es Ressourcen, die nur zu bestimmten Zeitpunkten vorhanden waren. Das Braugetreide konkurrierte mit jenen Getreidemengen, die für die Herstellung von Brot, Suppen oder Breigerichten unverzichtbar waren.

Fehlschlag Prohibition

Daher hatte das Brauwesen vor allem dann Konjunktur, wenn überschüssiges Getreide verfügbar war. Die zahlreichen süddeutschen Reinheitsgebote des Mittelalters zielen weniger auf den Schutz vor schädlichen Würzstoffen als vielmehr darauf, bestimmte Getreidesorten in Zeiten schlechter Ernten vom Bierbrauen auszunehmen. Der Stellenwert des Bieres als «luxury food» wird schliesslich in zahlreichen Rechtsverordnungen und handelspolitischen Instrumenten manifest. Bereits aus den frühen Stadtkulturen Mesopotamiens hat sich ein breites Verwaltungsschriftgut überliefert,

das Bierproduktion und -handel zum Gegenstand hat. Wenngleich diese Quellen nur spärliche Einblicke in die Herstellung und den Konsum von Bier gewähren, zeigen sie doch, dass das Produkt schon in den frühen öffentlichen

Ärzte betonten die positiven und heilsamen Effekte gegenüber Getränken wie Kaffee oder Wasser.

Verwaltungssystemen eine Rolle spielte, denn auf die Herstellung und den Handel mit dem Gebräu wurden Steuern erhoben. Bier stand über die Jahrhunderte ausserdem im Fokus der Behörden, weil sie – oft vergebens – nach Instrumenten suchten, um den Konsum der Bevölkerung zu reglementieren. Beispiel hierfür sind die skandinavischen Prohibitionen der 1910er und 1920er Jahre und besonders die Alkoholverbote, die im Amerika der Jahre 1920 bis 1933 galten.

Die Problematik eines Lebensmittels aus der Kategorie der Genussmittel wird in diesen kontroversen Betrachtungsweisen deutlich. Je nach Zeit, Raum, Wirtschaftslage und sozioethischem Kontext wandelte sich die kulturelle Wertigkeit des Bieres. Während die Abstinenzbewegung im Europa des späten 19. Jahrhunderts das Bier als Suchtmittel dämonisierte, betonten zur gleichen Zeit Ärzte die positiven und heilsamen Effekte seines Konsums gegenüber anderen Getränken wie Kaffee oder Wasser.

Die Funktionen des Bieres sind vielschichtig: War es während seiner gesamten Geschichte, und insbesondere in Zeiten klimatischer Umwälzungen, Nährstofflieferant und Nahrungsmittel breiter Bevölkerungsteile, so diente es zugleich in anderer Form dem demonstrativen Konsum einzelner Eliten.

Eine Kulturgeschichte, die der wechselhaften Beziehung von Mensch und Bier auf die Spur kommen will, hat es zwangsläufig auch mit den verschiedenen sozialen Milieus zu tun. Biergeschichte ist vor diesem Hintergrund vor allem eine Annäherung an ein in mehrfacher Hinsicht fluides Sujet. Und dennoch: Gerade in diesen Lücken und Widersprüchen, Konflikten zwischen öffentlicher Ordnung und individuellem Gebrauch liegt die Spannung, aus der Ernährungsgeschichte ihre Energie gewinnt. Der Global Player Bier ist ein optimales Brennglas, in dem sich die grossen kulturellen Entwicklungen der Geschichte bündeln.

Dieser Text erschien in: G. Hirschfelder, M. Trummer: «Bier. Die ersten 13 000 Jahre». WBG Paperback

Gunther Hirschfelder hat seit 2010 die Professur für Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg inne.

Manuel Trummer ist Wissenschaftlicher Assistent an der Abteilung für Vergleichende Kulturwissenschaft der Universität Regensburg.

Feuchtfröhliches Treiben

Der Schweizer Biersommer läuft auf Hochtouren. 33 Bier-Events – vom Festival über die Schifffahrt bis zur Bierwanderung.

Oliver Schmuki



BIER-KALENDER 2022

1 – 29. Juli bis 27. August: Craft Days, Rorschach; strandfestwochen.ch/craft-days

2 – 13. August: Rug-Beer-Festival, Basel; rugbybasel.ch

3 – 13. August: Regio-Brauereitag, Sissach/Tecknau/Füllinsdorf/Lausen/Nuglar-St. Pantaleon; regio-brauereien.ch

4 – 19. und 20. August: Pivo – das Bierfest, Areal Lägere Bräu, Wettingen; pivo-bierfest.ch

5 – 20. August: Detliger Bierwanderig, Detligen; detliger-bierwanderig.ch

6 – 20. August: Huttwiler Bier-Märit, Huttwil; biermaerit-huttu.weebly.com

7 – 20. August: Balade céleste, Marin; celestial.ch/fr/fete

8 – 20. August: Schlierbacher Bierwanderung, Schlierbach; ig-schlierbach.ch

9 – 21. August: Bierzug Gleis 44, Zell; wein44zell.ch

10 – 25. und 26. August: Festival Beer at Binz, Zürich; beeratbinz.ch

11 – 25. bis 28. August: Luppolo & Food Festival, Bellinzona; luppoloevents.com

12 – 26. und 27. August: Basler Biermarkt, Basel; baslerbiermarkt.ch

13 – 27. August: Zapf! Craft Beer Festival Bern; zapf.beer

14 – 26. und 27. August: Festival des brasseries artisanales de Fribourg; fbaf.ch/fr

15 – 27. und 28. August: Live-Übertragung des Eidg. Schwing- & Älplerfests im «Schlossbiergarten», Aarau; schlossbiergarten.ch

16 – 3. September: Bier-Festival Luzern; bierfestivalluzern.ch

17 – 3. September: Bierwanderig Pilatusblick, Malters; bierwanderig-pilatusblick.ch

18 – 3. September: Sensler Bierwanderung, Ueberstorf; senslerbierwanderung.ch

19 – 3. September: Festymalt, Yverdon-les-Bains; www.festymalt.ch, facebook.com/festymalt

20 – 3. September: Thurgauer Bier-Zugfahrt, Frauenfeld-Wil; thurgau-bodensee.ch/de/stories/thurgauer-bier-zugfahrt.html

21 – 3. September: Malt' Broye Festival, Payerne; facebook.com/events/448557543754673/?ref=newsfeed

22 – 9. und 10. September: Zürich-Bierfestival, Zürich; probier.ch

23 – 9. und 10. September: Höfer Bierfest, Winistorf; estri.ch/events.php?id=282

24 – 10. September: Brewfest, Zug; facebook.com/zugbrewfest.ch

25 – 10. September: Bierwanderung Laupen, Schloss Laupen; bierarena.com

26 – 16. und 17. September: Bierprobier – das Bierfestival, St. Gallen; olma-messen.ch/de/messen/bierprobier/fuer-besucher/uebersicht

27 – 17. September: Aargauer Bierwanderung, Herznach; unsermoment.ch

28 – 17. September: Ägerisee-Bierwanderig, Unterägeri; bierwanderig-aegerisee.ch

29 – 17. September: Seeländer Biertag, Kerzers; seelaender-biertag.ch

30 – 30. September: «Bierkultur auf See», 4-Gang-Biermenü, Zugersee-Bierschiff & Brauerei Baar; zugersee-schiffahrt.ch/erlebnisse/alle-erlebnisse/erlebnis/beer-dine

31 – 1. Oktober: Artisa'malt, Delsberg; artisamalt.ch

32 – 3. bis 6. November: Craft Beer Festival, Thun; cbft.beer

33 – 25. und 26. November: Beer Dome Basel; facebook.com/beerdomebasel



Leserangebot: «Running & Well-Being-Week» in St. Moritz Schöner Laufen mit Markus Ryffel

Wenn Sie fürs Leben gerne joggen, sich aber dabei schon immer gedacht haben, Sie würden gerne einmal etwas mehr über Lauftechnik, Fitness und Ernährung erfahren, dann ist diese Kurswoche unter der Leitung des ehemaligen Schweizer Weltklasse-Athleten Markus Ryffel im goldenen Herbst von St. Moritz genau das Richtige für Sie!

Laufen kann doch jeder, könnte man meinen. Einfach die Schuhe schnüren, und los geht's! Doch technisch sauber, leichtfüssig und langfristig gesund zu laufen, ist weitaus schwieriger, als viele denken. Zwar trainiert man dabei sein Herz-Kreislauf-System. Tatsache ist aber auch, dass der Bewegungsapparat übermässig belastet wird, wenn man Faktoren wie Koordination, Beweglichkeit, Kraft oder Schnelligkeit vernachlässigt.

Die Laufwoche mit Olympia-Silbermedaillen-Gewinner Markus Ryffel und Europameister Dr. Thomas Wessinghage, sowie Schweizer Marathon-Rekordhalterin Fabienne Schlumpf, bietet die ideale Gelegenheit, die besten Tipps und Tricks für unbeschwertes Laufen, regelmässiges Training und ein gutes Körpergefühl zu erfahren. Sie laufen täglich, dem Niveau angepasst, durch die wunderschöne Bündner Bergwelt, übernachten im traumhaften Hotel «Waldhaus am See» mit der weltgrössten Whisky-Bar und erhalten zahlreiche Tipps zu Ihrem zukünftigen Lauftraining.

Wertvolle Inputs liefert Ihnen die Laktatmessung. Sie erhalten eine exakte Trainingsempfehlung mit Pulsfrequenzen, so dass Sie sich zukünftig weder über- noch unterfordern. Eine Videoanalyse des Laufstils, interessante Vorträge, Alternativtrainings wie Aqua-Fit oder Wassertreten sowie spannende Stunden im Thermalbad runden das Programm ab. Die Running & Well-Being-Week eignet sich sowohl für Einsteiger als auch Fortgeschrittene. Mindestanforderung sind dreissig Minuten lockeres Jogging am Stück.



Platin-Club-Spezialangebot

Spezialangebot «Running & Well-Being-Week» mit Markus Ryffel im Hotel «Waldhaus am See*», St. Moritz**

Termine:

18. bis 24. September 2022 und
25. September bis 1. Oktober 2022

Leistungen:

- Unterkunft mit Frühstücksbuffet, Mittags-Lunch, Abendessen
- Gesamtes Kursprogramm und Eintritte
- Willkommensapéro, Erinnerungsgeschenk
- Hoteleigene Sauna und Dampfbad

Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten
Fr. 100.– Rabatt pro Buchung.

Doppelzimmer:	Fr. 1380.–
Doppelzimmer Seesicht:	Fr. 1480.–
Einzelzimmer:	Fr. 1450.–
Einzelzimmer Seesicht:	Fr. 1590.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
www.markusryffels.ch/aktivferien
E-Mail: info@markusryffels.ch
Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

Organisation und Leitung:

Markus Ryffel's AG, www.markusryffels.ch
+41 31 952 75 52

Kalifornisches Leuchten

Als Biertrinkerin gehört unsere Autorin zu einer Minderheit. Dabei ist das Getränk wie gemacht für Frauen.



Seit ich sechzehn bin, trinke ich Bier. Eine der längsten Romanzen meines Lebens. Goldgelb muss es sein und so kalt, dass das Glas beschlägt. Nichts löscht den Durst überzeugender und ehrlicher als ein gutes Bier. Es ist geschmacklich komplex, aber zugleich unprätentiös. Es wäre unaufrichtig, über die Vorzüge von Bier zu schreiben, ohne die entspannende Wirkung zu nennen. Bier kann einem ordinären Moment ein kalifornisches Leuchten verleihen, ohne benebelt oder betrunken zu machen. Vorausgesetzt natürlich, die Dosis stimmt.

Ich wuchs in dem Selbstverständnis auf, dass Mädchen die gleichen Rechte haben wie Buben. Auch beim Biertrinken. Meine Mutter trank gelegentlich eines, und während meines Studentenjobs als Flight-Attendant gehörte das *arrival beer* in der Bar eines exotischen Hotels zum Berufsalltag wie die Frage «Tea or coffee?». Einen ernüchternden Moment erlebte ich mit Mitte zwanzig an der Party eines Sohnes aus gutem Haus. Dieser quittierte meinen Wunsch nach einem Bier mit einem missbilligenden: «Eine Frau mit Stil trinkt Champagner und kein Bier.» Tatsächlich hatten alle anderen Frauen ein Champagnerglas in der Hand. Leider war ich damals zu jung, um den versnobten Gastgeber mit einem Vortrag über Misogynie zu quälen. Ich bestellte ein zweites Bier und machte einen stilvollen Abgang.

Auch zwanzig Jahre später bin ich als biertrinkende Frau in der Minderheit. Absolute Zahlen gibt es nicht, aber 2017 gaben in einer Studie des Bundesamts für Statistik 56 Prozent der Männer an, mindestens einmal pro Woche



Bier zu trinken. Bei den Frauen waren es 22 Prozent. Beim Wein liegen diese Zahlen mit 53 und 48 Prozent näher beieinander. Wieso trinken Frauen kein Bier?

Zeit für eine Umfrage im Freundeskreis. «Viel zu bitter», höre ich immer wieder – lustigerweise von Frauen, die gerne Aperol Spritz trinken. «Ein Bier ist ja fast eine Mahlzeit», so die zweite, oft genannte Begründung. Tatsächlich ist Bier mit 130 Kalorien auf 0,3 Deziliter kein Light-Getränk. Aber das sind Weisswein (ca. 145 Kalorien) und Rotwein (ca. 160 Kalorien) auch nicht. Ein Latte macchiato mit Vollmilch ist mit 200 Kalorien gar eine Bombe, woran sich die meisten Frauen aber genauso wenig stören wie am bitteren Geschmack des Kaffees.

Die fehlende weibliche Begeisterung für Bier muss also mit der Sozialisierung zu tun haben. Gaby Gerber, die erste Bier-Sommelière der Schweiz, sagt zum Imageproblem von Bier bei Frauen: «Dafür gibt es historische Gründe. Mit der Industrialisierung und dem neuen Feierabend gingen die Männer nach der Arbeit in die Wirtshäuser und konsumierten Bier. Da Frauen mit dem typischen Konsummoment von Bier wenig zu tun hatten, wurde es zum Männergetränk.»

Das war nicht immer so. Bis ins frühe Mittelalter befand sich die Bierbrauerei weitgehend in Frauenhand. Die Brauerinnen kamen zusammen, tauschten sich aus und verkosteten das frische Bier – das Bierkränzchen als Vorläufer des Kaffeekränzchens. Im Spätmittelalter wurden die Frauen aus den Brauereien vertrieben. Für sie waren Hopfen und Malz

verloren, und die Männer beanspruchten den Alkohol in der Öffentlichkeit für sich allein.

Als die weibliche Welt Mitte des letzten Jahrhunderts auf Heim und Küche schrumpfte, durfte die Hausfrau und Mutter zwar noch trinken, aber bitte heimlich. Tinkturen wie Frauengold florierten, ein Tonikum, das in Wahrheit ein Schnaps war und dem frustrierten Geschlecht als Medizin verkauft wurde. Bis heute wer-

Die fehlende weibliche Begeisterung für Bier muss mit der Sozialisierung zu tun haben.

den öffentlich trinkende Frauen stigmatisiert. Laut einer US-Studie gelten Frauen, die in der Öffentlichkeit Bier trinken, als dümmer, oberflächlicher, abgestumpfter und unmoralischer als Männer, die dasselbe tun. Darüber hinaus impliziert ihr Konsum, dass sie offener für sexuelle Abenteuer sind. Salopp formuliert: Biertrinkende Frauen sind leichter zu haben.

Natürlich ist das sexistischer Schwachsinn, denn Bier ist wie gemacht für Frauen. Es ist ein reines Naturprodukt, enthält kein Fett, keinen Zucker, nur wenig Alkohol, und im Hopfen stecken östrogenähnliche Stoffe. Die Vielfalt ist riesig, die unzähligen Sorten, die es alleine in der Schweiz gibt, reichen von honigmild bis würzig-herb. Beste Perspektiven also für neue, langfristige Romanzen!

Barbara Lienhard ist freischaffende Journalistin. Sie lebt in Zürich.

Reine Geschmackssache

Ihr Lieblingsbier? Das haben wir Schweizer Persönlichkeiten gefragt. Hier eine Auswahl ihrer Antworten.

**Claudio Del Principe,
Kochbuchautor**

«Ich probiere gerne kreative Biersorten von kleinen Brauereien. Aber ein Lieblingsbier ist für mich eines, das ich jeden Tag trinken könnte. Und da schmeckt mir das herbe, feinhopfige Feldschlösschen Original am besten.»

**Thomas Huhn, Chef de Bar,
Grand Hotel «Les Trois Rois», Basel**

«Die Elbe Gose der Hamburger Kreativbrauerei Kehr wieder ist so ein Lieblingsbier von mir. Aufmerksam auf die Kreativbrauerei wurde ich durch einen Zufall bei einem meiner Hamburg-Aufenthalte und bin seit nunmehr fast zehn Jahren ein grosser Fan der grossen Produktpalette. Vielleicht gefällt sie mir so gut, da die Elbe Gose mit Salz der Sylter Meersalzmanufaktur gebraut wird und weil es sich dabei um einen der ältesten Bierstile handelt – Salz, Koriander und die erste Gärung durch Milchsäure sind nur einige der Dinge, die diesen auszeichnen. Wahrscheinlicher ist aber, dass das am Geschmack liegt, den ich einfach einzigartig finde. Ein Vergleich mit



Vergleich mit trockenem Weisswein:
Gastronom Huhn;
Lieber Energy Drinks:
FDP-Politiker Caroni (l.).



Herb, feinhopfig: Autor Del Principe (l.); **Heisse Schweizer Sommertage:** Journalist Projer; **Hopfemandli:** SVP-Politiker Aeschi (r.).



einem trockenen Weisswein liegt da für mich sehr nahe. Milde, leichte Säure, wie ich sie von einem Riesling kenne, gepaart mit einer leichten Gewürznote und einer spritzigen Frische – ein wunderbares Sommerbier, das zudem eine sehr schöne Aperitif-Empfehlung ist.»

Jonas Projer,
Chefredaktor NZZ am Sonntag

«Was wir hierzulande Bier nennen, ist perfekt für heisse Schweizer Sommertage – im nieseligen Brüssel aber habe ich ganz andere Biere kennengelernt. Biere, die sich zum normalen Lagerbier verhalten wie Vollkorn- zu Toastbrot. Das beste davon ist Orval, ein Trappistenbier, das Sie mit oder ohne den trüben Hefesatz trinken können. Essen Sie dazu, was die Belgier gerne bestellen: Käsewürfel mit scharfem Senf und Selleriesalz.»

Philipp Schwander,
Master of Wine

«1838 platzte den Bürgern des westböhmisches Städtchens Pilsen der Kragen, weil ihr Bier von miserabler Qualität war. Der geniale bayerische Brauer Josef Groll wurde daraufhin engagiert, der am 5. Oktober 1842 das erste Pilsner braute – ein untergäriges Bier mit herrlich frischem Geschmack und feinen, bitteren Aromen (vom



Herrlich frisch: Önologe Schwander.

Saazer Hopfen). Dieses Bier zählt bis heute zu den besten weltweit. Wichtig ist, dass man es nur dort konsumiert, wo ein entsprechend hoher Umschlag stattfindet; ist es zu alt, schmeckt es schnell schal.»



Thomas Aeschi,
Fraktionschef SVP

«Mein Lieblingsbier ist das Hopfemandli 1862 der Brauerei Baar. Es ist angenehm rezent und besitzt einen feinen Malzkörper. Zusammen mit dem Baarer Gemeinderatskandidaten Hans Küng trinke ich es auf dem Foto an einem Fest in Baar, an dem ich im Juli als Helfer im Einsatz war.»

Andrea Caroni,
Ständerat FDP

«Ich habe einen kindlichen Geschmackssinn: Kaffee ist mir zu bitter, Bier und Wein meistens zu alkoholisch. Dafür liebe ich Süßes und schwöre auf Energy Drinks. Mein Favorit ist der OK Energy Drink Sugarfree: Der schmeckt zwar gleich wie alle andern, aber ich kann ihn auf der Strecke Herisau–Bern an allen Bahnhofskiosken kaufen.»

Umfrage: Florian Schwab und Oliver Schmuki



Die neue Feldschlösschen Brauwelt: Besuchen Sie das Original in Rheinfelden

Besucherzentrum | Brauereirundgänge | Braukurse | Escape Room
Feldschlösschen Restaurant | Fanshop | Events

brauwelt.ch

Charme des Lokalen

Die Familienbrauerei Adler in Schwanden GL trotzt seit fast 200 Jahren der Industrie. Junior-Patron Mathias Oeschger beschreitet neue Wege vom «Vrenelisgärtli» bis zum «Holzdieb».

Florian Schwab



«Wir wollen kein Wachstum um jeden Preis»: Familienunternehmer Ruth, Roland und Mathias Oeschger im Malzlager.

Fast erinnert die Atmosphäre an ein verwünschtes Märchenschloss. Wir befinden uns in den hohen, verwinkelten, tief in den Boden eingelassenen Kellern der Brauerei Adler im glarnerischen Schwanden, einer Nicht-einmal-3000-Seelen-Gemeinde, Hauptort des Glarner Hinterlandes, wo Linth und Sernf zusammenfliessen. Wer den Klausenpass bereist, kommt hier vorbei, wo seit knapp 250 Jahren – das genaue Datum ist dem Menschengedenken entschwunden – der alte Gasthof «Adler» steht. Bekannt hingegen ist, dass im «Adler» anno 1828, als Henri Dunant geboren wurde, erstmals eigenes Bier gebraut wurde.

«Immer wieder entdecken wir in den Kellern zugemauerte Türen oder verschlossene Wanddurchbrüche», erzählt Mathias Oeschger, der Herr des Hauses. Von Kindesbeinen an war der heute 33-Jährige im elterlichen Betrieb unterwegs und hat die Kunst des Bierbrauens später bei Brauereien im In- und Ausland perfektio-

niert. Er ist ausgebildeter Braumeister. Und die hier ebenfalls gefragte Kunst der Betriebswirtschaft studierte er in Winterthur. Anfang dieses Jahres hat Mathias Oeschger die Leitung der Familienbrauerei von seinen Eltern Ruth und Roland

Koriandersamen und getrocknete Curaçao-Orangenschalen betonen die frischen Akzente.

übernommen; der Vater amtiert weiter als Verwaltungsratspräsident.

Wenn Familie Oeschger gemeinsam ihre Brauerei abschreitet, spürt man familiären Geist und Zusammenhalt. Der Umgang untereinander ist freundlich, man spricht vom Gleichen und ergänzt einander. Das verbindende Ziel besteht darin, das Werk der vergangenen fünf Generationen in eine erfolgreiche Zukunft zu führen.



Dazu gehört die Öffnung des Geschäfts in Richtung Zürich und Zürichsee, die Mathias Oeschger engagiert vorantreibt, seit er vor sechs Jahren beruflich

im elterlichen Betrieb anheuerte. In angesagten Zürcher Bars und Quartierbeizen finden insbesondere die seit einigen Jahren produzierten Spezialitäten einen erfreulichen Absatz. Sie tragen eigenwillige Namen wie «Vrenelisgärtli» oder «Rufelihund», «Adlerpiff» oder «Holzdieb». Ambitionierte und trendbewusste Biertrinker kommen hier auf ihre Kosten.

Orangenschalen und Koriandersamen

Das «Vrenelisgärtli» beispielsweise, benannt nach einem sagenumwobenen Berggipfel der Glarner Alpen, ist ein obergäriges Witbier, mit Hafer gebraut, dessen frische Akzente durch Koriandersamen und getrocknete Curaçao-Orangenschalen betont werden. Und im «Holzdieb» verbindet sich die Glarner Geistersage vom Holzdieb, der dem Bauern Fridli erschien,



Sonderedition: Kellerbier für Aldi.



Begrenztes Areal in der Mitte des Dorfes: Schrotmühle.



Wahrzeichen und Schmuckstück: Maischebottich im Sudhaus.



Viel logistischer Aufwand: Abfüllanlage.

mit einem dunklen und kräftigen (8 Prozent Alkoholgehalt) Bier, das in ehemaligen Whiskyfässern veredelt wird – wir kommen darauf zurück. Dieses dunkle Bier, ein «Imperial Stout», stellt die Brauerei Adler in Schwanden partnerschaftlich mit einer jährlich wechselnden Kleinstbrauerei her.

Mit solchen von Mathias Oeschger kreierten Spezialitäten ergänzt die Brauerei Adler ihr traditionelles «Adler Bräu Original», das als helles Lagerbier seit Jahrzehnten eine feste Grösse im Kanton Glarus ist. Erhältlich ist es in der 0,58-Liter-Flasche, der traditionellen Schweizer Flaschengrösse, mit oder ohne Bügel. «Mit dem «Adler hell» erzielen wir ungefähr die Hälfte des Umsatzes», erklärt Mathias Oeschgers Vater Roland. Als er und seine Frau Ruth den Betrieb im Jahre 1982 von seinen Eltern übernommen hätten, habe die Brauerei im Wesentlichen zwei Biere hergestellt, «ein helles und ein dunkles Lagerbier». Damals herrschte noch das Bierkartell,

welches namentlich die Gastronomie an die örtlichen Brauereien fesselte. «Das ging natürlich schon auf Kosten der Innovation», stellt Ruth Oeschger fest. Und ihr Mann ergänzt: «Aber es war natürlich einfacher, nur zwei Sorten zu brauen.»

Die Komplexität des Betriebs wird deutlich, als wir, wieder an der Erdoberfläche, das Sudhaus betreten. Es besteht aus dem Sudraum im Erdgeschoss, in dem das Bier gebraut wird, und dem darüberliegenden Malzboden, den man

«Jede unserer vierzehn Biersorten wird mit einer eigenen Malzmischung gebraut.»

über eine steile Treppe erreicht. «Jede unserer vierzehn Biersorten wird mit einer eigenen Malzmischung gebraut», erklärt Braumeister Mathias Oeschger. Das bringe viel logistischen Aufwand in der Produktion und Lagerung mit

sich. Konkret: Jeder einzelne Sud muss mit seinem charakteristischen Malz angesetzt werden. Eine bekannte Schweizer Grossbrauerei, bei der er früher gearbeitet habe, «stellt in einer Arbeitsschicht von acht Stunden so viele Liter Bier her wie wir in einem ganzen Jahr». Mit vierzehn Sorten sei man jetzt an der Grenze dessen, was betriebswirtschaftlich vertretbar sei. «Wenn wir jetzt eine neue Sorte ins Angebot nehmen, muss eine bestehende ausgemustert werden.»

Natürlich, sagt der Juniorchef, wäre es effizienter, die Brauerei auf der grünen Wiese neu zu errichten. Weniger verwinkelt als hier, auf dem bestehenden, begrenzten Areal in der Mitte des Dorfes. «Aber damit würden wir auch unseren Charakter aufgeben.» Ab und zu habe man Gastronomen zu Gast, die sich überlegten, ein Adler-Bier ins Sortiment aufzunehmen. «Wenn wir es schaffen, dass jemand nach Schwanden kommt, dann gewinnen wir ihn in der Regel auch als Kunden.» >>>



Traditionsbewusstsein: Würzekühler.

Wahrzeichen und Schmuckstück des Sudhauses ist die alte 9000-Liter-Kupferpfanne, die von 1897 bis 1995 in Betrieb war und anfangs mit Holz und mit Kohle beheizt wurde. «Vom Standpunkt der Energieeffizienz aus betrachtet, war das natürlich nicht optimal», sagt Roland Oeschger. Aus Traditionsbewusstsein habe man die alte Pfanne stehen lassen.

Den eigentlichen Dienst verrichtet eine neuere Sudpfanne aus Edelstahl, die 6000 Liter fasst. Erwärmt wird sie seit drei Jahren mit Gas, zuvor mit Heizöl. «Der Umstieg hat

Das «Zwickelbier Zapfen» können die Kunden im Brauereiladen selber in 1- oder 2-Liter-Flaschen abfüllen.

unsere Heizungsemissionen um 30 Prozent gesenkt», sagt Mathias Oeschger. Die Abwärme des Brauens werde heute verwendet, um die Gebäude zu heizen. Das Thema der Ressourcenschonung ist ihm ein grosses Anliegen, das er entlang der gesamten Wertschöpfungskette vorantreibt. «Vor dreissig Jahren brauchte es noch dreizehn Liter Wasser, um einen Liter Bier herzustellen, heute sind wir bei gut drei Litern.»

Die Spezialitätenbiere und das ökologische Denken setzen bemerkenswert moderne Akzente in die historischen Gemäuer. Und so ist die Brauerei Adler heute einer der drei letzten überlebenden Familienbetriebe aus den Zeiten des Bierkartells, als es schweizweit nur etwa dreissig Brauereien gab. Der letzte örtliche Konkurrent, die Erlen Brauerei in Glarus, wurde noch zu Zeiten des Bierkartells von Hürlimann aus Zürich übernommen und dann stillgelegt. «Damals, unter dem Kartell, hat man nicht in erster Linie eine Brauerei ge-

kauft, sondern deren Kunden aus der Gastronomie», resümiert Roland Oeschger.

Viele der traditionellen Betriebe seien untergegangen, weil die Nachfolge innerhalb der Familie sich unmöglich oder schwierig gestaltet habe. Auch in der eigenen Geschichte sei das Thema nicht immer einfach gewesen. Als Roland Oeschgers Grossonkel Fritz «Fridolin» Kundert im Jahr 1960 mit nur 65 Jahren starb, bestand keine Nachfolgeregelung. Unvorbereitet hätten dessen beide Töchter den Betrieb übernommen, unterstützt vom Ehemann der einen Tochter. Ein zentraler Faktor für das Weiterbestehen der Brauerei sei immer «die Einheit der Familie» gewesen, ergänzt Ruth Oeschger. Sie und ihr Mann seien sehr froh, dass sich in ihrem Fall die Übergabe an Sohn Mathias sehr natürlich ergeben habe.

Spezialität Martinsloch-Whisky

Ein weiterer Faktor, der das Überleben der Brauerei Adler gesichert habe, sagt Roland Oeschger, sei das disziplinierte Reinvestieren. «Das Biergeschäft ist relativ kapitalintensiv, die Anlagen teuer», bestätigt sein Sohn Mathias. Aufgrund der Grosskonkurrenz aus dem In- und Ausland könne man sich als Schweizer Kleinbrauerei nur behaupten, wenn man so viel wie möglich automatisiere. «Wenn man noch kleiner ist als wir, wird es schwierig, die notwendigen Investitionen zu stemmen.»

Gleichwohl fällt auf, dass die Brauerei Adler den Weg in die übrige Schweiz weniger offensiv beschreitet als vor ihr beispielsweise Appenzeller Bier. Das hänge einerseits damit zusammen, dass das Glarnerland in der restlichen Schweiz weniger bekannt sei und man dadurch im Marketing ein bisschen einen Nachteil habe. Andererseits ist es aber auch ein bewusster Entscheid: «Wir wollen

kein Wachstum um jeden Preis», sagt Ruth Oeschger. Manch einer habe sich mit einer allzu offensiven Wachstumsstrategie übernommen. «Wenn wir langfristig Erfolg haben wollen, müssen wir unseren lokalen Charakter bewahren», ergänzt Sohn Mathias. Die Spezialitäten, mit denen er die Stadtzürcher Gastro-Kultur beliefert, seien gerade deshalb so erfolgreich, weil es sie eben nicht überall zu kaufen oder zu trinken gebe.

Ein schweizweites Publikum sucht die Brauerei nur punktuell; derzeit beispielsweise mit einer Sonderedition des sommerlich-frischen Kellerbieres, das (ausnahmsweise in der Dose) für einige Wochen schweizweit im Aldi zu kaufen ist. Ziel solch punktueller Aktionen sei es, den Leuten das Glarnerland und seine einzige Brauerei näherzubringen, die Neugier zu wecken. Im eigenen Brauereiladen gibt es denn neben den Spezialitäten und dem traditionellen Kassenschlager «Adler Bräu Original» auch ein Bier zu kaufen, das nur hier erhältlich ist: das «Zwickelbier Zapfen», das die Kunden hier selber in 1- oder 2-Liter-Flaschen abfüllen und nach Hause nehmen.

In der aktuellen Biersaison hat die Familie alle Hände voll zu tun. «Wir kommen mit der Produktion kaum nach», sagt Mathias Oeschger. Das hänge auch mit der nach Covid wiedererwachten Geselligkeit zusammen, vor allem aber mit dem guten Wetter. «Bei uns entscheidet letztlich das Sommerwetter, ob es ein gutes oder ein weniger gutes Jahr gibt.»

Zum Schluss nochmals in den Keller. Mathias Oeschger führt uns in einen etwas abgetrennten Raum, in dem ein gutes Dutzend kleine Eichenfässer lagern. «Bier und Whisky sind miteinander verwandt, wegen der Ausgangsprodukte und wegen der Lagerbedingungen», erklärt er. Und so reift in den Fässern – es handelt sich um alte Bourbon- und Sherryfässer – der Martinsloch-Whisky. In Fassstärke abgefüllt, handelt es sich um eines der interessantesten Produkte unter den Schweizer Whiskys.

Bereits zwei Mal hat das starke, sherrybetonte Destillat an den Swiss Spirits Awards die Goldmedaille gewonnen. Die nächsten beiden Jahresproduktionen sind bereits ausverkauft. «Was eher als Liebhaberei begann, betreibe ich mittlerweile mit grosser Leidenschaft», sagt der Braumeister. In einem weiteren grossen Kellergewölbe richtet er derzeit einen zweiten Whiskykeller ein, in dem der-einst 120 Fässer lagern sollen. «Je mehr Fässer wir haben, desto feiner können wir die Blends abstimmen.» Nach dem Abfüllen kommen die Fässer ein letztes Mal für das «Holzdieb»-Bier zu Ehren.

Mathias Oeschger deutet auf eines der Fässer. «Wir haben es stehen lassen, seit wir im Jahr 2018 mit Whisky angefangen haben.» In sechs Jahren soll es zum 200-jährigen Bestehen der Brauerei Adler abgefüllt werden.

Yes, we can!

Viele Brauereien schwenken um auf Dosenbier, nicht nur aus optischen Gründen. Zehn Empfehlungen von Schweizer Klein- und Kleinproduzenten.

Oliver Schmuki



So wie Seifen plötzlich im Apotheker-Look daherkommen mussten, wird trendiges Bier derzeit immer öfter in Dosen angeboten. WG-Partys, Ballermann, Trinkspiele – der Ruf von Dosenbier ist nicht über alle Zweifel erhaben. Doch innerhalb des letzten Jahrzehnts ist eine deutliche Trendwende hin zum Alubehälter zu beobachten. Gerade kleinere sogenannte Craft-Bier-Produzenten setzen vermehrt darauf. Die Alternative aus Glas behält zwar die Vorherrschaft, doch gewisse Vorzüge der Dose sind nicht von der Hand zu weisen.

So führen Bierhersteller nebst der zeitgemässen Ästhetik auch qualitative Gründe ins Feld. Bier in Dosen leide etwa nicht unter Lichteinfluss und sei zudem absolut luftdicht verschlossen. Zudem sei die Aromatik spürbar besser als bei Bier, das in Glasflaschen abgefüllt wird – das berichtet beispielsweise das Brauhaus Sternen in Winterthur, nachdem dort Selbsttests durchgeführt wurden. Doch probieren und urteilen Sie selbst – wir raten allerdings dazu, für den Genuss trotzdem ein (passendes) Glas zu verwenden.

1 — **Just Another IPA – Hophead**, IPA, 5,9%, Fr. 33.– (6×33 cl), von Brausyndikat, Dietikon. Leichtes Indian Pale Ale (IPA) im New England Style, doppelt kaltgehopft, mit Haferflocken.

2 — **Pillows** – Session Wheat, 4%, Fr. 43.20 (12×33 cl), von Whitefrontier, Martigny. Fruchtiges Weizenbier mit hopfigen Noten, sanft, aber saftig.

3 — **India Pale Ale**, 6%, Fr. 15.80 (4×50 cl), von Doppelleu, Zürich. Runder Malzkörper, in der Nase Pfirsich, Steinobst, Tropenfrucht, trockene Bittere.

4 — **Small Batch #50**, Mandarinina IPA, 6%, Fr. 4.– (33 cl), von Badfish Brewing Company, Saint-Prex. Starke Bitterkeit, Schalen von Orangen und Mandarinen sorgen für viel Frische.

5 — **Attack of the Kiwi's**, Sour, 4%, Fr. 3.70 (33 cl), von Brasserie Dystopian, Le Mont-sur-Lausanne. Fruchtiges, ultrafrisches Kiwi-Sour.

6 — **La Jonquille**, Blonde Pale Ale, 5,5%, Fr. 60.– (12×44 cl), von Brasserie L'Apaisée, Carouge. Klassisches Pale Ale aus 100 % Bio-Malz mit ausgeprägten Hopfennoten.

7 — **Barter The Driver**, Prohibition Ale, 0,5%, Fr. 3.60 (33 cl), von Thun Bier, Thun. Vollmundig, mit runden Malzaromen und frischen Grasnoten – alkoholfrei.

8 — **Geneva Red Ale**, 5,4%, Fr. 3.20 (33 cl), von Brasserie de la Borne, Meyrin. Würzig-blumig, mit reichem Körper und granatroter Farbe.

9 — **Ankara Red Honey**, Red Ale, 4,3%, Fr. 3.70 (33 cl), von Bière Gotan, Avully. Angereichert mit Honig aus Avully.

10 — **Cüplipa**, Extra Brut IPA, 6%, Fr. 21.– (6×33 cl), von Landskroner Bräu, Hofstetten. Dezentler Malzcharakter, das Mundgefühl gleicht demjenigen eines Champagners.

«Wir sind fanatisch»

Christian Langenegger, Mitinhaber der Bierbar «The International» im Zürcher Kreis 5, über sein Craft-Bier-Angebot, über grosse Biernationen und darüber, was im Fall eines Hangovers zu tun ist.

Oliver Schmuki

Vor einer schäbigen, weissgrauen Mauer beugt sich ein Milizionär leicht nach vorn, verlagert sein Körpergewicht auf das rechte Bein, indes sich der linke Fuss bereits vom Boden abhebt. Er trägt ein hellrotes Barett, ein und einen weissen in einer es Tarnhose, die Füsse sich ein, indes sich der linke abhebt. hellrotes Barett, ein verschmutztes T-Shirt und einen weissen Schal. Die Beine stecken in einer Tarnhose, die Füsse in Gamaschenstiefeln. Wle richtet er die AK 47 auf.

Weltwoche: Christian Langenegger, wie lange gibt es «The International» schon?

Christian Langenegger: Seit 2013.

Weltwoche: Wie viele Zapfhähne haben Sie hier?

Langenegger: Acht.

Weltwoche: Und wie viel Bier schenken Sie in der Regel aus?

Langenegger: Vor der Pandemie waren es viereinhalb metrische Tonnen pro Monat, derzeit sind wir bei eineinhalb Tonnen.

Weltwoche: Würden Sie sich als Bier-Nerd bezeichnen?

Langenegger: Ich würde unser Team bei «The International» als fanatisch bezeichnen.

Weltwoche: Was zeichnet eine grosse Biernation aus?

Langenegger: Ich glaube, das hat etwas mit dem Wissen darüber zu tun und damit, wie sehr dieses Wissen in der Kultur eines Landes verankert ist.

Weltwoche: Welches sind die grossen Biernationen?

Langenegger: Deutschland natürlich: Würde man es nicht an erster Stelle aufführen, wären die Leute verärgert. Aber auch Belgien mit seiner extremen Vielfalt an verrückten Fermentationsmethoden. Dann kennen wir die reiche skandinavische Bierkultur und schliesslich diejenige der USA. Die dortige Bierkultur entwickelte sich aus all dem Wissen heraus, das vom alten Kontinent mitgebracht wurde, und steht heute an der globalen Spitze.



«Missverständnisse»:

Langenegger in seiner Bierbar.



Weltwoche: Wie ist es Ihrer Meinung nach um die Schweiz bestellt?

Langenegger: Ich würde behaupten, dass die Schweiz keine wahre Bierkultur kennt. Und das, obschon es nirgendwo sonst in Europa so viele Brauereien pro Kopf wie bei uns gibt.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich das?

Langenegger: In unserer Gesellschaft hat Statusdenken einen hohen Stellenwert, und Bier passt da nicht rein. Es gibt viele Missverständnisse. Vielleicht weil wir eine so wundervolle Weinkultur haben, die sich äusserst

*«Trinken Sie mehr Pils!
Das Pils ist das schwierigste Bier
in der Herstellung.»*

aufgeschlossen zeigt bis weit über die Landesgrenzen hinaus.

Weltwoche: Aber Sie schenken schon auch Schweizer Bier aus?

Langenegger: Natürlich, etwa von der Bier Factory in Rapperswil oder von Dr. Brauwolf aus Zürich. Wir wollen die lokale Szene unter-

stützen. Und wir sind grosse Anhänger der Brasserie des Franches-Montagnes (BFM) im Jura. Niemand im Kanton Zürich hat mehr BFM-Bier verkauft als wir.

Weltwoche: Wie verhalte ich mich als Bierlaie in einer Bar wie der Ihren?

Langenegger: Lassen Sie sich einen Schluck zum Probieren geben! Ich kann Ihnen nicht erklären, was ein «Saison» ist. Es handelt sich dabei nämlich um einen Bierstil, nicht um eine Jahreszeit.

Weltwoche: Sie sind bekannt für Ihre *tap takeovers*. Bitte erklären Sie.

Langenegger: Vor Corona veranstalteten wir gut dreissig *tap takeovers* pro Jahr. Dabei wird eine Brauerei eingeladen, einen Abend lang ihr eigenes Bier zu verkaufen und eine Party zu schmeissen. Es wird dann nichts anderes serviert als das Gastbier.

Weltwoche: Das beste Rezept gegen einen Kater?

Langenegger: Eine Bloody Mary.

Weltwoche: Welchen Biertrend beobachten Sie derzeit?

Langenegger: Trinken Sie mehr Pils! Das Pils ist das schwierigste Bier in der Herstellung. Und je mehr Pils getrunken wird, desto mehr können Craft-Brauer dazulernen. Hier, dieses Pils kommt von der Privatbrauerei Waldhaus aus dem Schwarzwald.

Weltwoche: Welches Bier kommt in Ihre Bar?

Langenegger: Wir kaufen nur Bier von Familien und Freunden ein; Menschen, die wir sehr gut kennen.

Weltwoche: Welche Bier-Events darf ein Bierliebhaber nicht verpassen?

Langenegger: Das Oktoberfest. Und «Billie's Craft Beer Fest». Dieses Bierfestival findet immer in der zweiten Novemberwoche in Antwerpen statt und ist somit eines der letzten im Jahr. Es ist extravagant und macht immer viel Spass.

Weltwoche: Drei Biere für die einsame Insel?

Langenegger: Ein Pils, ein Pale Ale und ein Indian Pale Ale.

The International Beer Bar, Luisenstrasse 7, Zürich.
Geöffnet täglich: 16–24 Uhr; theinternational.ch

LITERATUR UND KUNST

Der Graffiti-Künstler
Banksy ist ein Weltstar.
Was steckt hinter
dem Pseudonym?
Ulrich Blanché, Seite 80

Herausgegeben von Daniel Weber



Zehren von der Wärme des Sommers.

Pierre Bonnard, In Summer, 1931 – Ein Sommer dauert 94 Tage. Einen halben haben wir schon hinter uns, einen verrückten halben, wir schmolzen dahin, und vom Himmel regnete es Eis, Schweiß lief uns aus den Poren, und den Flüssen lief das Wasser davon. An ein paar Tagen dieses Sommers sehnten wir uns nach dem Winter, als wir nichts mehr hatten, das wir noch hätten ausziehen können, und da standen wir, ausgeliefert der Erbarmungslosigkeit eines Sommers.

Bei der verzehrenden Hitze war es schwer, in die Sphären der Unbeschwertheit einzutauchen, in lauen Sommernächten bei einem zärtlich streichelnden Wind und Seelentänzen

unter einem Sternenhimmel zu sitzen, die ersten Sternschnuppen zu erhaschen und nicht zu wissen, was man sich wünschen sollte, weil man gerade wunschlos glücklich war. Da war kein Meer, in dem die Hitze davonfloss, da war keine Bise, die sie davontrug.

Pierre Bonnard (1867–1947) ist nach einigem Hin und Her auf der Nordseite der Alpen an die Côte d'Azur gezogen, wo selbst der Winter etwas Sommerliches hat, und er fand das Licht und die Wärme, die ihn durch die Schatten und die Winter seines Lebens führten, damals, als der Sommer noch nicht so war, dass wir uns an einigen Tagen wünschten, wir könnten unsere Haut ausziehen.

Es gibt nur wenig Kostbareres als wirklich glückliche Sommertage. Wenn die Wärme einen sanft einhüllt in einer Luft, die die Vergänglichkeit ein paar Sonnenstrahlen lang zum Schmelzen bringt, wenn das Dasein fliegt wie ein Schmetterling, wenn man badet in der warmen Kühle der Nacht, nicht an das Morgen denkt, wenn man die Tage nicht zählt.

Ein halber Sommer liegt noch vor uns, bevor die Tage kurz werden, die Sonne nicht mehr so hoch steigt und das Licht seine Durchdringlichkeit verliert, bevor wir uns in immer mehr Kleider hüllen. Und in unseren Stuben sitzen und von der Wärme und der Energie des Sommers zehren. *Michael Bahnerth*

Leuchtender Stein

In seinem neuen Roman vergegenwärtigt Thomas Hürlimann seine Jugend als Zögling im Internat des Klosters Einsiedeln.

Pia Reinacher

Thomas Hürlimann: Der Rote Diamant.
S. Fischer. 320 S., Fr. 33.90

Turbulent, komisch, makaber: Vier Jahre nach seinem letzten Erzählwerk «Die Heimkehr» (2018) legt der 71-jährige Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann mit dem neuen Roman «Der Rote Diamant» wieder eine Geschichte vor, die sich im Kraftfeld seiner Familie und seiner Jugend bewegt. Aber dieses Mal ist es keine Heimkehr, sondern die komisch-theatralische Vergegenwärtigung der Initiationszeit im Internat des Klosters Einsiedeln, der Erziehung zum kuttentragenden Zögling und seiner Rebellion gegen die katholische Vaterwelt.

Hürlimann wurde 1963 vom Vater in die Stiftsschule gesteckt, damit er zum richtigen Mann geformt werde – nach den eigenen Wertvorstellungen, die nicht jenen des Sohnes entsprachen: aufrecht zu werden, rigid, hart, konservativ. Damit sollten, wie das in diesen gesellschaftlichen Kreisen üblich war, die Vatertraditionen weitergeführt und der Weg für eine adäquate Position des Sohnes vorgespurt werden. Aber der Sohn kam nicht nach dem Vater, sondern nach der exzentrischen, fantasievollen, unangepassten Mutter. Daraus resultiert einer der heimlichen Kernkonflikte des neuen Romans.



«Der Rote Diamant» ist die mal schelmische, mal schwankhafte, mal böse Beschwörung dieser Welt von damals, die heute nur noch wenige kennen und die dem Untergang geweiht ist. Der Schriftsteller lässt das katholische, barocke Einsiedler Imperium und das theologische Gebäude nochmals auferstehen, nur um es am Ende in einer schauerlichen Szene in dem von Ratten bevölkerten Ossarium, der Totengruft der Einsiedler Mönche, untergehen zu lassen. Die Welt des strengen Katholizismus, des Patriarchats, der CVP-Politik, des Schweizer Militärs, der kleinstädtischen Beschaulichkeit – was bis in die neunziger Jahre die Gesellschaft der Schweiz prägte, gibt es in dieser Form nicht mehr. Das ist im Guten wie auch im Schlechten zu verstehen. Denn zurück bleibt ein Vakuum, sagt Hürlimann. Weit und breit keine vertrauenswürdigen Instanzen mehr.

Das Verschwundene erzählen

Jüngere Leser werden sich in dieser komisch-brillanten Variante eines Zeitromans der sechziger Jahre und der anschliessenden Zeitenwende nach der 68er Revolution, die auch die Klosterschule erschütterte, kaum wiederfinden. Die ältere Generation weiss genau, wovon Thomas Hürlimann spricht. Er ist sich dessen bewusst. In einem Interview meinte der Autor, der jahrelang in Berlin lebte, wegen einer Erkrankung in die Schweiz zurückkehrte und heute in einem Bootshaus seines Cousins in Walchwil lebt, dass er seine Heimat nicht mehr wiedererkannt habe. In Zug, wo er aufwuchs, fand er sich nicht mehr zurecht, er sei in die Fremde heimgekehrt. Was verschwunden sei, könne man nicht mehr mittragen, nur noch erzählen. Das allerdings ist nicht neu, sondern war von Anfang an sein Erzählkonzept, die Ressource, aus der er die literarische Kraft bezog.

Der 1950 geborene Hürlimann entstammt einer prominenten CVP-Familie, die er immer wieder als Vexierspiegel seiner Werke montierte. Sein Vater war der spätere Bundesrat Hans Hürlimann, der über die Seilschaften der CVP, des Militärs, der Studentenverbindung die Karriereleiter erklimmte, seine Mutter Marie-



Mit dem Rücken zur Fahrtrichtung:

Theres entstammte der St. Galler CVP-Familie und Textildynastie Duft. Der Onkel Johannes Duft war Stiftsbibliothekar in St. Gallen, der sich in Hürlimanns «Fräulein Stark» (2001) als Opfer eines Schlüsselromans sah und den jungen Hürlimann als «verwöhntes Herrensöhnchen» bezeichnete.

Thomas Hürlimann hatte in seinem Prosawerk nach dem Erstling «Die Tessinerin» (1981) Schlag auf Schlag die Schweizer Gesellschaft, die Eltern und die Familie als Keimzelle dieses Soziosystems kartografiert – und karikiert.

Der Schriftsteller lässt das katholische, barocke Einsiedler Imperium nochmals auferstehen.

Dabei gelang es ihm, erzählerisch auf einer breiten Klaviatur von Pathos über Komik bis zur Satire zu spielen und in der überschwappenden Übertreibung den Kern der ambivalenten gesellschaftlichen Verhältnisse sichtbar zu machen. Viele dieser Figuren treten in Neben- oder Hauptrollen wieder auf.



Autor Hürlimann.

Hürlimanns Krankheit war eine Zäsur, und sie war es auch literarisch. Nach vielen Jahren Abstinenz beschwor der Schriftsteller in «Die Heimkehr» (2018) nochmals die Rebellion gegen den dominanten Vater, aber dieses Mal unter der wilden Maske eines komischen Schelmenromans. War er in seinen Prosawerken zuvor der Meister der klassischen Novelle, der abgezirkelten Form, der stilistisch klassischen Sprache gewesen, brach sich jetzt auch in der Prosa sein dramatisches Talent kraftvoll die Bahn in ein fantastisches, irrwitziges szenisches Erzählen, in dem sich die Ereignisse überschlagen – und ab und zu auch der Erzählfaden verlorengeht.

«Ich kenne keine Versager»

Das ist in «Der Rote Diamant» nicht anders. Erst mit der Zeit gewinnt der Leser Übersicht über die Konturen der Handlung. Der Text setzt ein mit dem Eintritt des Zöglings Arthur ins Kloster Maria zum Schnee. Es liegt in den Bergen und ist der Himmelskönigin geweiht. Der Anfang ist etwas vom Delizösesten des ganzen Romans. Hürlimann beschreibt, wie Arthur von der extravaganten *maman* mit einem Drink in

der Hand auf die Abreise ins Kloster Maria zum Schnee vorbereitet wird. Der Vater, der Oberst, ermahnt den Sohn, die Fingernägel mit der Messerspitze zu reinigen, die Anweisungen des Präfekten zu befolgen und im Gottesdienst das Gähnen zu unterdrücken. Der Präfekt habe am Russlandfeldzug teilgenommen und sei aus dem Weltkrieg als Heiliger hervorgegangen. Der Sohn solle sich glücklich schätzen, von so einem Knabenerzieher von Format zum Mann gemacht zu werden, und er schiebt nach: «Mein lieber Sohn, ich kenne keine Versager.»

Interessant ist, dass Hürlimann die Mutter Mimi wie auch den Vater in «Die Heimkehr» und in «Der Rote Diamant» nur als Klammerfiguren jeweils am Anfang und am Ende des Romans auftreten lässt, obwohl der offensichtlich ödipale Konflikt doch hier wie dort das pulsierende Zentrum beider Romane ausmacht. Man spürt förmlich, wie dieses Feld libidinös aufgeladen ist und wie die halbinzestuöse Beziehung zwischen Mimi und ihrem Sohn, den sie «Arthi» nennt und verhätschelt, die ganze Geschichte durchströmt. Es ist, als ob Hürlimann immer wieder dazu ansetzte, zu diesem

unter der Oberfläche glühenden Kern vorzustoßen, aber das Thema dann doch jedes Mal vorzeitig fallenliesse.

Der zweite Strang ist der «Rote Diamant». Hürlimann mischt hier Historie mit fantastischer Erfindung und zäumt das Ganze zu einem Internatskrimi auf. Der Diamant, der auch im Dunkeln rot leuchten soll, wurde 1476 von den Eidgenossen in Grandson aus dem Lager Karls des Kühnen erbeutet, kam auf vielen Irrfahrten

Thomas Hürlimann ist ein «Verhängnisforscher», der sich mit den letzten Dingen beschäftigt.

am Ende in den Besitz des Hauses Habsburg. Der letzte Kaiser Österreich-Ungarns, Karl I., und seine Gemahlin Zita nahmen ihn 1918 auf ihrer Flucht mit in die Schweiz und nach Luzern, weil sie hofften, mit dem Erlös die Rückeroberung der Krone Ungarns nach dem Ersten Weltkrieg zu finanzieren. (Der Stein wurde aber in die USA verkauft, wo sich seine Spur verlor.) Die Suche nach dem Stein im Kloster wird für die Zöglinge zu einer Detektivgeschichte, die den Roman zusammenhält und Hürlimann die Gelegenheit gibt, das Leben der Zöglinge Revue passieren zu lassen.

Vorwärtsblicken

Auf den Diamanten hatte es auch die Ex-Kaiserin Österreichs, Zita, abgesehen – auch dies eine wilde Mischung aus Erfindung und verbürgter Geschichte. Tatsächlich wallfahrte die ehemalige Herrscherin, die bis zu ihrem Tod 1989 im St.-Johannes-Stift in Zizers lebte, jedes Jahr zum Todestag des Kaisers am 1. April mit ihrer Entourage nach Einsiedeln, um einer Seelenmesse für ihren verstorbenen Mann beizuwohnen. Sie hatte die Hoffnung auf die Retablierung der Monarchie (und auf den Stein) nie aufgegeben – ein weiterer Motivstrang Hürlimanns, der die Besuche Zitas in Einsiedeln noch selber erlebte. «Sie wird nicht sterben», sagt einer der Schüler, «bevor sie den Stein wiederhat.»

Hürlimanns Vater hatte dem Sohn einmal vorgeworfen, dass er im Zug immer mit dem Rücken zur Fahrtrichtung sitze. Die Bewältigung des Lebens bestehe im Vorwärtsblicken. Wohl wahr. Nur ist Thomas Hürlimann kein Politiker, sondern ein Dichter. Und dieser «Verhängnisforscher» (Martin Walser), der sich immer mit den letzten Dingen beschäftigt, blickt einmal mehr rückwärts auf sein Leben und ergründet mit einer weiteren Version seiner Geschichte, wie er zu dem wurde, der er ist. Es ist eine literarisch funkelnde Variante der Suche nach dem wahren Selbst, ein Versuch, sich immer neu kennenzulernen. Darin eingefasst ist wie ein leuchtender Stein ein aufschlussreiches Porträt der Schweiz, wie sie damals war, in den sechziger Jahren. Auch sie ist versunken.

Segensreiche Bosheit

Wolfgang Koydl

Sigismund Krzyzanowski:

Der Club der Buchstabenmörder.

Aus dem Russischen von Dorothea Trottenberg. Dörlemann, 2015. 160 S., Fr. 34.90

Sigismund Krzyzanowski: Münchhausens

Rückkehr. Aus dem Russischen von Dorothea

Trottenberg. Dörlemann, 2018. 240 S., Fr. 29.90

Selten wurde die Klimakatastrophe so wortmächtig beschrieben: «Die Erde hatte Fieber. Gnadenlos vorwärts gepeitscht von der gelben Geißel der Sonne, wirbelte sie wie ein Derwisch bei seinem letzten rasenden Tanz.»

Bemerkenswerte Worte – umso mehr, als sie vor gut hundert Jahren geschrieben wurden, in der Sowjetunion der 1920er und 1930er Jahre. Zu Papier gebracht von einem armen Poeten, der in einer kleinen Kammer in Moskaus Altstadtquartier Arbat hauste und sich unter anderem als Korrektor der «Grossen Sowjet-Enzyklopädie» durchschlug.

Sigismund Krzyzanowski (1887 in Kiew geboren, 1950 in Moskau gestorben) war zu Lebzeiten praktisch unbekannt, vermutlich, weil er seiner Zeit weit voraus war. Er schrieb vornehmlich satirisch-dystopische Kurzgeschichten –



Seiner Zeit weit voraus:

Autor Sigismund Krzyzanowski.

ein wenig Bulgakow, ein bisschen E. T. A. Hoffmann, mit einer starken Prise Kafka. Entdeckt wurde er erst nach dem Ende der Sowjetunion, und nur dank des Engagements des kleinen Zürcher Dörlemann-Verlags wurde ein Teil seines Werks ins Deutsche übersetzt.

Nicht dazu gehört leider eine Geschichte, die für unsere Zeit geschrieben scheint. Für eine Zeit,

in der Hass, Missgunst und Aggressivität überall zunehmen und die Welt zugleich von einer Klima- und Energiekrise heimgesucht wird. Bei Krzyzanowski entwickelt ein Harvard-Professor eine alternative, unerschöpfliche Energiequelle: Hass, Zorn und Boshaftigkeit der Menschen.

«Oderint» nennt er seinen Energieträger, nach dem Spruch des römischen Kaisers Caligula «Oderint, dum metuant» (Mögen sie mich hassen, solange sie mich fürchten). Doch die Menschheit spricht von «Gelber Kohle» – in Anlehnung an die Hautfarbe, die eine gereizte Leber bewirkt.

Das Konzept geht auf. Ursprüngliche Notfallpläne, das Böse im Menschen künstlich anzustacheln, erweisen sich als überflüssig. Der natürliche Vorrat ist unerschöpflich. Der Egoismus speist ihn ebenso wie zerrüttete Ehen. Kapitalisten ermutigen die Arbeiter zu Streiks, da geballte Wut ihre Maschinen schnurren lässt. So wie heute Besitzer von Sonnenkollektoren Energie abgeben, kann in Krzyzanowskis Welt jedermann die von ihm erzeugte Wut dem Staat verkaufen. Die Leber wird so zum unerschöpflichen, diebstahlsicheren Portemonnaie, aus dem man sich jederzeit bedienen kann.

Wut als Energiequelle

Doch genau dies erweist sich als Verhängnis. In dieser energieerzeugenden Menschheit wächst der Wohlstand und mit ihm die Zufriedenheit. Doch satte Menschen neigen weder zu bösen Taten noch zu Wutausbrüchen. Das Lächeln kehrt zurück, obwohl es unter Strafe steht. Und als Männer wieder beginnen, alten Damen ihren Sitz im Tram anzubieten, ist der Damm gebrochen: Erst allmählich, dann immer schneller bricht die Energieversorgung der Welt zusammen. Einen Ersatz gibt es nicht. Es ist das Ende.

Positiv enden die wenigsten von Krzyzanowskis Geschichten, auch wenn er sie oft satirisch abfedert. In «Münchhausens Rückkehr» gerät der Lügenbaron in die Versailler Konferenz von 1919 und reist als Geheimagent in die junge Sowjetrepublik.

In seinem bekanntesten Werk, dem «Club der Buchstabenmörder», beschreibt Krzyzanowski Zweifel an seinem Beruf des Autors. Hier erzählen sich Schriftsteller und Dichter ihre Texte und Einfälle. Sie haben aufgehört, sie aufzuschreiben, weil Tinte Ideen tötet: «Schriftsteller sind im Grunde professionelle Wörterdompteure, und wären die Wörter, die die Zeile entlanglaufen, lebendige Wesen, so würden sie die Spitze der Feder wohl ebenso fürchten und hassen wie dressierte Tiere die gegen sie erhobene Peitsche.»

Sigismund Krzyzanowski hat diese Tiere am Ende freigelassen – zwangsläufig. Er erlitt das schlimmste Schicksal, das einen Literaten treffen kann. Ein Schlaganfall beraubte ihn der Fähigkeit, Buchstaben zu erkennen. Ein Jahr später starb er.



Kleine Abenteurer: Bullerbü-Verfilmung von

«Ausserdem ein bisschen unheimlich»

Daniela Niederberger

Astrid Lindgren: Wir Kinder aus Bullerbü.

Alle Abenteurer in einem Band.

Oetinger. 304 S., Fr. 34.90

Sie alle waren einmal Kinder, und viele von Ihnen haben Kinder: In jedem Fall werden Sie «Wir Kinder aus Bullerbü» von Astrid Lindgren lieben. Ich habe meinen Töchtern, als sie klein waren, alle drei Bände vorgelesen, sicher dreimal – Lasse, Bosse und Ole, Lisa, Inga und Britta wurden quasi zu Mitbewohnern.

«Oh, schön!», riefen sie denn auch, als ich ihnen den neuen Sammelband zeigte, der vom Verlag Oetinger aus Anlass seines 75-Jahr-Jubiläums von 2021 herausgegeben wurde. 1946 war das Gründungsjahr, und 1946 schrieb Astrid Lindgren das erste Buch aus Bullerbü. Oetinger entdeckte die schwedische Autorin für Deutschland und wurde damit gross.



Lasse Hallström (1986).

Nun wollte ich eine kleine Probe machen: An was konnten meine Töchter sich noch erinnern? Eine Tochter sagte: «Die Schnur-Seilbahn zwischen den zwei Höfen.» «Wie sie mit dem Ross zur Mühle im Wald fahren», sagte die andere.

«Ich heisse Lisa. Ich bin ein Mädchen. Das hört man übrigens auch am Namen. Ich bin sieben Jahre alt und werde bald acht.» So beginnt das Buch. Die ganzen Abenteuer sind aus der Sicht von Lisa geschrieben. Wobei, Abenteuer ist ein grosses Wort. Es sind Sommerferien, die Kinder helfen beim Heuen und toben auf dem Heuboden herum. Oder es ist Winter, und sie fahren Schlitten, und Lasse fällt in den See. Lisa bekommt ein Lamm und Ole eine Schwester.

Der hüpfende Stuhl

Lisa muss ihr Zimmer mit ihren Brüdern Lasse und Bosse teilen. Lasse erzählt beim Einschlafen immer Spukgeschichten, etwa vom Gespenst, das im Haus umging und alle Möbel verstellte. Plötzlich begann ein Stuhl hin- und herzurutschen. «Und da schrie ich, so laut ich konnte. Gleich darauf hörte ich Lasse und Bosse in ihren Betten kichern. Und da hatten sie doch

einen Bindfaden am Stuhl festgebunden und lagen jeder in seinem Bett und zogen an dem Bindfaden, dass der Stuhl hüpfte!»

Später hat Lisa Geburtstag und bekommt Kakao und eine Torte ans Bett gebracht, und dann trägt sie der Vater mit verbundenen Augen in ihr eigenes Zimmer im Giebel. Von dort ist es ganz nah zum Zimmer von Britta und Inga vom Nordhof. So können sie an einer Schnur eine Zigarrenschachtel hin- und herfahren lassen mit Briefen drin.

Den langen Schulweg nach Storbü machen die sechs Kinder zusammen. Da kommen sie beim Schuhmacher Nett vorbei, der kein bisschen nett ist und einen bösen Hund hat. Lisa erzählt, wie es dazu kam, dass Swipp nun Ole gehört und ganz lieb geworden ist.

Das liebste Kapitel meiner Tochter war jenes vom Wassergeist. Von Bullerbü führt ein schmaler und schlechter Pfad weiter durch den Wald zu Johann in der Mühle. Johann ist ein kleiner, komischer Mann. Einmal sollten die Kinder zwei Sack Roggen, der gemahlen werden musste, zur Mühle fahren. «Es ist ein geheimnisvoller Ort, diese Mühle. [...] So

schön, ausserdem ein bisschen unheimlich.» Johann erzählte den Kindern von Zwergen und Elfen und sagte: «Aber wisst ihr, wen ich heute Nacht gesehen habe?» Er flüsterte es beinahe. Nein, das konnten wir nicht wissen. Und da erzählte Johann uns, er hätte den Wassergeist gesehen.» Lasse wollte den Wassergeist unbedingt auch sehen, und die Kinder schlichen in der Nacht erneut zur Mühle. Sie sahen dann tatsächlich einen Wassergeist, einen, der «Hänschen klein» auf einem Kamm spielte, und nachher schwor Bosse, dass er Lasse verprügeln werde, wenn er grösser und stärker sei.

Nein, es sind keine wahnsinnigen Sachen, die die Kinder erleben. Und doch ist es so spannend! Astrid Lindgren kann in wenigen Sätzen

*Es geht voran,
keine Beschreibungen bremsen,
es passiert etwas.*

eine Szene wirklich werden lassen. Sie schreibt nicht, «Wir hatten Angst», sondern «Inga umklammerte meine Hand, und ich umklammerte Ingas Hand.» Da Lisa die Erzählerin ist, gibt es keine komplizierten Wörter. Auch keine Mitteilungen über die Köpfe der Kinder hinweg. Ausserdem liebte Astrid Lindgren Witze, und so gibt es immer etwas zu lachen. Aber vor allem: Es geht voran, keine Beschreibungen bremsen, es passiert etwas.

Der nächtliche Ausflug in den Wald blieb meinen Töchtern derart im Gedächtnis, dass sie ihn mit sechs und acht Jahren nachspielten. Aber wahrscheinlich erklärt sich die Magie dieser Bücher auch daraus, dass die Kinder heute eben nicht mehr so frei sind. Wobei: Selbst in modernen Siedlungen lässt sich einiges erleben. Das zeigte Kirsten Boie mit ihrer Bullerbü-Adaption «Wir Kinder aus dem Möwenweg». Es passt daher, dass die wunderschönen Bilder im neuen Bullerbü-Sammelband von Katrin Engelking stammen, die auch die «Möwenweg»-Bücher illustriert hat.



„Mein Mann ist Nachrichtensprecher!“

Rudolf Steiners Neutralität

Andreas-Renatus Hartmann

Hans Hasler (Hg.): Rudolf Steiner über die Schweiz. Verlag am Goetheanum. 188 S., Fr. 19.90

Der Empfang, den man in der Schweiz dem Österreicher Rudolf Steiner bereitet, war nicht gerade besonders freundlich. Löste doch bereits die Grundsteinlegung für das von Steiner 1913 als Begegnungsstätte für seine «Anthroposophische Gesellschaft» konzipierte Goetheanum in Dornach bei Basel vor allem beim lokalen Klerus grosse Befürchtungen aus.

In diesen Kreisen hielt man die Lehre Steiners für einen «ernsten Irrtum» und versuchte durch ein Gesuch an die Solothurner Regierung den Bau zu verhindern. Der Einspruch scheiterte. Doch kaum zehn Jahre später, in der Silvesternacht des Jahres 1922, wurde das Goetheanum durch Brandstiftung völlig vernichtet.

Zwei Jahre danach, kurz vor der Vollendung seines 63. Lebensjahrs, erhielt Steiner einen unerklärlichen Schwächeanfall; es folgte ein langsames Dahinsiechen, das am 30. März 1925 mit seinem Tod endete. Schlägt man Steiners Autobiografie «Mein Lebensgang» an der Stelle nach, wo der Text plötzlich abbricht, findet man im kurzen Nachwort seiner Witwe die Notiz, die auf diese Begebenheit und den Goetheanum-Brand anspielt: «Sie wüteten mit Gift und Flamme.» Wobei bis heute ungeklärt bleibt, auf wen Marie Steiner hier konkret anspielt.

Trotz dieser schweren Geburtswehen hat sich die anthroposophische Bewegung als eigenständiger Impuls und Alternative zur klassischen Sichtweise in vielen gesellschaftlichen

Er war überzeugt, dass die Schweiz «mit einer riesigen Mission, trotz ihrer Kleinheit» ausgestattet ist.

Bereichen der Schweiz mit einem dichten Netzwerk von Institutionen fest etabliert, das von der Pädagogik über die Landwirtschaft und die Seelsorge bis hin zur Medizin und Heilmittel-

herstellung reicht. Und dies obwohl sich bereits Generationen von Kritikern an den manchmal kuriosen, aber meist zeitbedingten Äusserlichkeiten der Bewegung und an ihren Repräsentanten intensiv abgearbeitet haben.

Anthroposophie erschöpft sich allerdings nicht im Aufzeigen von Alternativen zur Erneuerung von Kultur und Gesellschaft. Nach einem Wort ihres Initiators ist sie in erster Linie ein «Er-



«Streben nach Durchchristung»: Anthroposoph Steiner.

kenntnisweg, der das Geistige im Menschenwesen zum Geistigen im Weltall führen möchte». Sie zielt zentral auf die Erneuerung des Christentums auf der Grundlage eines meditativen Wegs zur Erlangung geistiger Schau. Sie ist «in allen Einzelheiten ein Streben nach der Durchchristung der Welt».

Mustergültiges Zusammenleben

Rudolf Steiner hat sich von den Anfangsschwierigkeiten seiner Bewegung in der Schweiz nicht weiter beirren lassen und blieb dem Land auch nach der Zerstörung des ersten Goetheanums weiter verbunden. Der Grund dafür war seine Überzeugung, dass die Schweiz

«mit einer riesigen Mission, trotz ihrer Kleinheit» ausgestattet sei.

Dies gilt zum einen für die Lösung der sozialen Frage, die sie «aus freiem Willen» lösen könnte, dort wo die anderen, wie im Osten, durch revolutionäre Umstände dazu nicht in der Lage sind oder wo, wie im Westen, die notwendigen Anlagen fehlen. Speziell das von Steiner entwickelte ordnungspolitische

Konzept eines dreigliedrigen Organismus, in dem die gesellschaftlichen Prozesse nicht zentral durch den Staat gesteuert werden, sondern in drei voneinander getrennten, autonomen Bereichen stattfinden (Geistesleben, Rechtsleben und Wirtschaftsleben), «könnte ganz besonders stark hier in diesem Land, das mit Recht stolz ist auf seine alte Demokratie, verwirklicht werden».

Der andere Bereich, in dem der Schweiz nach Ansicht von Rudolf Steiner eine grosse Aufgabe zukommt, ist der Bereich der internationalen Beziehungen. Lebt doch gerade bei kleinen Völkern «sehr stark etwas von einem internationalen Element, wenigstens der Anlage nach». Sollte es diesen Völkern gelingen, sich mit den geistigen Entwicklungsgesetzen vertraut zu machen, so könnten sie vieles «zur Internationalisierung und Kosmopolitisierung der Menschheit» beitragen.

Als eine von der Schweiz nicht genutzte historische Gelegenheit nennt Steiner in diesem Zusammenhang die Lage vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs und betont, «was es bedeutet hätte, wenn eine grosse, internationale kosmopolitische Aufgabe vom Schweizer Volk von 1914 an ergriffen worden wäre.

Dieses Ergreifen einer solchen Aufgabe in einem verhältnismässig kleinen Land würde in der geistigen Weiterentwicklung ungefähr so darinnen stehen können wie ein Mittelpunkt, um den sich manches dreht.»

Von dieser Mittelpunktfunktion der Schweiz und der dafür erforderlichen Neutralität sind wir heute jedoch weiter entfernt als jemals zuvor. Dies, obwohl bereits Rudolf Steiner wusste, «dass es den Bewohnern dieses Landes, wo in mustergültiger Weise drei Nationen zusammenleben, von der allergrössten Wichtigkeit ist, dass sie das, was für ihr Staatsgebiet das wahrhaft innerste Interesse ist, den Geist der Neutralität, aufrechterhalten können».

In den Augen einer Achtjährigen

Thomas Bodmer

Jane Gardam: Mädchen auf den Felsen.
Aus dem Englischen von Isabel Bogdan. Hanser.
224 S., Fr. 33.90

Margaret ist verärgert. Bisher hat die Achtjährige ihre Mutter für sich gehabt. Doch dann hat die dieses Baby bekommen, das sie die ganze Zeit am Stillen ist, und dieses Baby ist fürchterlich: Sein Rücken sieht aus wie derjenige einer «ofenfertigen Ente». Sein lose sitzender Kopf kullert auf Mutters Schulter herum, wenn es sein Bäuerchen machen soll, was es dann explosionsartig tut, so dass ihm blasser Milchsabber über das Kinn rinnt. «Sieht aus wie ein Schwein», sagt Margaret zu ihrer Mutter, worauf diese noch verständnisvoller dreinschaut und sagt: «Schatz, du weisst doch, wie lieb wir dich haben.»

«Wir» sind neben Margarets Mutter noch der Vater, der in einer Bank arbeitet, dessen Berufung aber das Predigen ist, denn er gehört der Sekte der Saints an: alles, was im Entferntesten

Margaret ist nicht nur bibelfest, sondern sie hat auch den bösen Blick.

nach Freude riecht, ist sündig. Das einzig Gute an dem Baby ist, dass Lydia ins Haus gekommen ist, um die Mutter zu unterstützen. Lydia ist bald achtzehn, drall, raucht und schminkt sich, und wenn sie mit Margaret an jungen Männern vorbeigeht, sagen die «Holla!»

Das ist die Ausgangssituation von Jane Gardams frühem Roman «God on the Rocks» (1978), der nun auf Deutsch erschienen ist. Er spielt vermutlich von 1936 bis 1948 an der



„Aber wenn ich's dir doch sag'- eben war es noch ein Nachtfalter...“



Überraschende Wendungen:
Autorin Gardam.

nordöstlichen Küste Englands. Auf jeden Fall gibt es Kriegsveteranen aus dem Ersten Weltkrieg, und gegessen werden Dinge wie Schweinskopfsülze und «Geselchtes». Letzteres hat die Übersetzerin anstelle von «shapes» genommen, denn Gardam spielt auch gern mit Wörtern, und Wortspiele lassen sich ja kaum je eins zu eins übersetzen, man muss sich vielmehr welche einfallen lassen, die auf Deutsch funktionieren. Und das ist Isabel Bogdan fast immer gut gelungen.

Irrenhaus im Wald

Der Roman ist nicht ganz so raffiniert wie Gardams hinreissende Trilogie um den «Old Filth» genannten Juristen, deren erster Band «Ein untadeliger Mann» 2015 bei Hanser erschien und die 1928 geborene Engländerin beim deutschsprachigen Publikum bekannt machte. So ahnt man in «Mädchen auf den Felsen» schon bald, dass der hyperreligiöse Vater nicht gegen alle Versuchungen gefeit ist. Doch was hat es mit diesen anderen Handlungssträngen auf sich, dem sonderbaren Irrenhaus im Wald, das Margaret auf ihren Streifzügen entdeckt, und dem verschrobenen Bruder-Schwester-Paar, zu dem die Mutter Margaret mitnimmt? Damit gelingen Gardam immer wieder überraschende Wendungen.

«Mädchen auf den Felsen» ist ein grosses Lesevergnügen, denn wir sehen die Welt meist durch Margarets Augen, und Margaret ist nicht nur bibelfest, sondern sie hat auch den bösen Blick. Nachdem Mutter ihr beim Wickeln des Babys erklärt hat, dass Gott uns nach seinem Ebenbild geschaffen hat, worauf das Baby ein «langes flüssiges Knattern» von sich gibt und die Mutter zu ihrer grossen Zufriedenheit mit dem Wickeln von vorn anfangen kann, meint Margaret, ihr Brüderchen und seine Produkte betrachtend: «Wenn Gott aussieht wie wir... was soll das Ganze dann?»

Die Sprache Fango und Tango

Die englische Redewendung «It takes two to tango» wird normalerweise mit «Es gehören immer zwei dazu» übersetzt. Dann kam Ronald Reagan und sorgte dafür, dass sich im Deutschen eine neue Variante etabliert hat. Wolfgang Mieder, ein renommierter Parömiologe (Sprichwortforscher), hat darüber publiziert. Nach dem Tod Breschnjews auf ein neues Verhältnis zwischen den Supermächten angesprochen, antwortete Reagan 1982 an einer Pressekonferenz: «It takes two to tango.» Theo Sommer gelang in seinem Leitartikel in der *Zeit* die «perfekte Lehnübersetzung» (Wolfgang Mieder) «Zum Tango gehören zwei».

Älter ist im Übrigen der Song «Takes Two to Tango» von Al Hoffman und Dick Manning. Pearl Bailey und Louis Armstrong waren damit beide 1952 in den Charts. In Reden, in denen es um die Beziehungen der Schweiz zur EU geht, wird «It takes two to tango» häufig erwähnt. Didier Burkhalter hat es 2013 an der Uni Zürich getan, Ignazio Cassis 2021 in Basel. «The early bird catches the worm» (Wer zuerst kommt, mahlt zuerst) ist ein weiteres Beispiel einer Redensart, von der auch die direkte Übersetzung «Der frühe Vogel fängt den Wurm» existiert.

Ein Spruch eines bedeutenden Politikers, eine griffige Übersetzung, und «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben» wird zu einem geflügelten Wort. Die Entstehung ist mittlerweile ziemlich gut dokumentiert. Nach einem Gespräch zwischen Michail Gorbatschow und Erich Honecker anlässlich des vierzigsten Jahrestags der DDR-Gründung versuchte sein damaliger aussenpolitischer Sprecher Gennadi Gerassimow den Journalisten zu erklären, was Gorbatschow gesagt habe. Deutsche Journalisten prägten darauf die eingängige Formulierung. Gorbatschow übernahm sie nachträglich ins offizielle Manuskript. Seither wird sie uns zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit serviert.

Eine Redensart lautete früher, in Anspielung auf das Kurleben: «Morgens Fango, abends Tango». Und im Kurssaal spielt das Orchester Hazy Osterwalds «Kriminal-Tango», bei Tango-beleuchtung, versteht sich.

Max Wey

Visueller Punkrock

Der britische Street-Art-Künstler Banksy hat die Welt erobert. Seine wahre Identität ist nach wie vor umstritten.

Ulrich Blanché

Stefano Antonelli, Gianluca Marziani:
Banksy. Plaza. 240 S., Fr. 45.90

Wussten Sie's? Das grösste erhaltene Ensemble originaler Banksy-Wand-sprühereien befindet sich seit 2001 auf Schweizer Boden, genauer: im Untergrund-Parkhaus der Schweizer Botschaft in London. Ursprünglich gedacht als Party-Deko nur für eine Nacht, finden sich Banksys lustig-böse Lenin-, Polizisten- und Micky Maus-Schablonen dort bis heute.

Jeder kennt Banksys berühmte A(u)ktion, als er 2018 live vor erstauntem Publikum ein erstmals für mehr als eine Million versteigertes Banksy-Werk mittels heimlich eingebautem Schredder zu Streifen zerkleinerte. 2006 war sein internationaler Durchbruch mit einer Ausstellung in Los Angeles, wo Brangelina und Jude Law Banksy-Werke kauften. Dort postulierte er die Verkehrung des berühmten Satzes von Andy Warhol: «In the future everyone will be anonymous for 15 minutes.» Weiterhin ist unklar, wer sich hinter dem Warhol unserer Zeit, dem Graffiti-Pseudonym Banksy verbirgt: der Frontmann der Band Massive Attack? Ein Frauenkollektiv? Ein in Genf geborener Bankierspross und Maler namens Maître de Casson?

Bankräuber oder Rotkehlchen

Mit den erwähnten Massive Attack war Banksy bereits Ende der 1990er befreundet, deren Sänger 3D (Robert del Naja) war 1983 einer der Ersten gewesen, der Graffiti in Bristol gemacht hatte. Banksy hat dies öfter als Startzündung beschrieben, um selbst illegal urban mit Schablonen und Graffiti tätig zu werden. Banksy kuratierte ab 2003 mehrfach kuriose Weihnachts-Gruppenausstellungen – Santa's Ghetto genannt –, wo er auch 3D ausstellte. Nach sechzehn Jahren eigener Forschung zu Banksy behaupte ich, dass sie dennoch nicht eine Person sind.

Folgt man seiner wohl selbstgeschriebenen Kurzbiografie in Tristan Mancos Buch «Stencil Graffiti», wurde Banksy etwa 1974 in Bris-

tol geboren und ist seit den späten 1980ern mit Graffiti aktiv. Mittlerweile hat das oft als durchschnittlich, mürrisch und paranoid beschriebene Phantom auch Frau und Kinder. Das Klatschblatt *Daily Mail* will 2008 Robin Gunningham (geb. 1973) als Banksy enttarnt haben. Doch der ist seit 2000 untergetaucht. Die Kanone (Gun) im Nachnamen macht «Bang» (bank) und bildet das Pseudonym Robin Banksy. Beim Graffiti ist der Name alles! Das klingt fast wie «robin' banks» (Banken-Ausrauben) – der deutsche «Arzt» und Altpunk Farin Urlaub lässt grüssen.

Robin ist auch das englische Wort für Rotkehlchen (Banksy soll rote Haare haben), zudem passt sein Vorname zu einem Fan des lokalen Fussballteams Bristol City – die werden auch The Robins genannt. Bevor Banksy als

Damien Hirst vermietete Banksy ein Atelier und sammelte früh seine Werke.

Street-Artist bekannt wurde, dachte jeder in England bei «Banksy» an den berühmten Torwart Gordon Banks, ebenfalls alias Banksy. Bei einer ultralinken Lokalmannschaft stand Banksy zeitweilig selbst im Tor. Als Künstler malte Robin Banksy dann auch Batmans Assistenten an eine Wand in Los Angeles, daneben steht «No More Heroes», Titel eines Punksongs.

Banksy hatte neben einem Hip-Hop- auch einen Punk- und einen Drum-'n'-Bass-/Techno-Subkultur-Hintergrund, bevor er 2000 nach London ging und von dort aus die Welt eroberte. Zuvor war er on-off immer wieder in New York gewesen, dem Mekka des *graffiti writing*, eben der Subkultur, in der auch Banksy um 1988 mit Graffiti-Kritzeleien begann. Im New York der späten Neunziger bemalte er gegen freie Kost und Logis ein Hotelzimmer, in dem man noch heute übernachten kann und das als Kunst-für-alle-Vorläufer seines berühmten Hotelprojekts von 2017 gesehen werden kann, dem «Walled Off Hotel», das an der Trennmauer zwischen Israel und Palästina liegt und laut Banksy «die schlechteste Aussicht der Welt» hat. Statt anti-

semitischer Klischees wie kürzlich auf der Documenta legte Banksy eher den Finger in die Wunde eines alten Konflikts und versuchte, die Lage der Menschen vor Ort etwas besser zu machen, weil er ihnen einen Touristenmagnet schenkte, der bis heute lokal gemanagt wird.

Mit dem Kunstmarkt-Enfant-terrible Damien Hirst war der noch unbekannte Sprayer ab 2000 befreundet; Hirst vermietete ihm ein Atelier und sammelte früh seine Werke. Später schafften sie auch gemeinsame Arbeiten. Banksy liess sich Hirst-Leinwände kommen und «vandalisierte» sie mit Graffiti. Ähnlich wie Banksy in den nuller Jahren revolutionierte Hirst in den 1990er Jahren vorbei an allen Institutionen die behäbige britische Kunstszene.

Leichte Sommersprühereien

Prägend für Banksy waren auch US-Künstlerinnen der 1980er, die zugleich Street-Art-Pionierinnen waren. Das sind die ebenfalls schon anonymen Guerilla Girls (deren Affenmaske er übernahm) und die Wortkünstlerin Jenny Holzer. Letztere lud er neben sechzig anderen Künstlern und Künstlerinnen 2015 zu seiner riesigen, witzig-düsteren Disneyland-Persiflage. Das Werk des vom *graffiti writing* kommenden Street-Artist ist immer zwischen Wort und Bild angesiedelt. Oft sind es visuelle Wortspiele oder winzige Geschichten, bei denen die Pointe die illegale Location und das Publikum selbst sind. Wie bei Karikaturen sind viele Banksy-Werke politisch, durch den Zeitpunkt und den Ort ihrer Anbringung noch pointierter, zugleich aber auch zeitlos gedacht.

Banksys Werke sind visueller Punkrock, schnell, laut, do it yourself, sperrig bis eingängig, in der Wirkung irgendwo zwischen Monty Python und The Simpsons. Auch hier können Zehnjährige ähnlich viel rausziehen wie Fünfzigjährige – bei guten Banksy-Werken sieht jeder etwas anderes. Nur die Kunstkritik bleibt oft aussen vor, für sie scheint Banksy zu eindimensional. Banksys Antwort drauf: «Viele Kritiker mögen diese Art von Kunst nicht, weil sie nicht ihre Bestätigung oder Interpretation erfordert. Hier gibt es für sie nichts zu tun. Ich



immobilie stand. Die Schablone zur Herstellung versteigerte Banksy, um hier mit seiner Kunst auch aktivistisch-politisch Einfluss zu nehmen. Bei der öffentlichen Präsentation der Schablone steht auch Banksys Werkzeugkasten daneben, darauf das Vorlagenfoto vom Gesicht des Gefangenen. Doch wer ist das? Joe Strummer von der Punkband The Clash? Ein Selbstporträt? Die Banksy-Schnitzeljagd geht weiter.

Im Februar 2023 kommt eine «The Mystery of Banksy» genannte Wanderausstellung auch nach Zürich. Der Künstler warnt auf seiner Website explizit vor derlei Schauen: «Die Öffentlichkeit sollte wissen, dass es in letzter Zeit eine Reihe von Banksy-Ausstellungen gegeben hat,



Die Banksy-Schnitzeljagd geht weiter: Graffitis «Create Escape», «Vulture Capitalists» und «No More Heroes».

stimme grundsätzlich nicht mit dem Vorwurf überein, dass Kunst schlecht ist, wenn sie zu leicht zu verstehen ist. In anderen Kunstformen ist Platz für Direktheit – Musik ist voll davon, und es wäre schwierig, den Leuten zu sagen, dass sie nur Oper hören sollten und alles andere keine «echte» Musik sei. Ich denke, Kunst darf auch laut, krass und offensichtlich sein. Wenn sie wie die Tiraden eines wütenden Heranwachsenden aussieht, was ist dann falsch daran? Was war denn falsch an Punk?»

Aber vielleicht erscheint Banksys Kunst nur auf den ersten Blick einfach? Sein bisher letztes grosses Einzelwerk ist ein Video von 2021. Visueller Rahmen und Tonspur ist Bob Ross' berühmte TV-Sendung. Wie er will Banksy uns alle dazu bringen, Kunst zu machen. Banksy

tut hier so, als ob Ross ein illegales Graffiti an einer Gefängnismauer im englischen Reading anbringt. Die Kamera ist live dabei, wie er einen Gefangenen malt, der sich gerade mit Bettlaken abseilt. Auf den zweiten Blick sind die Bettlaken beschriebenes Endlospapier aus einer Schreibmaschine, die ganz unten hängt. In der Hochzeit der Pandemie schreibt sich hier ein Gefangener aus seiner Zelle in Reading («Lesen») frei.

Ist es der Schriftsteller Oscar Wilde, der der prominenteste Insasse ebendieses Gefängnisses war und darüber eines seiner bekanntesten Gedichte schrieb? Ein anderer Bob Ross, Robert «Robbie» Ross war der Geliebte und Nachlassverwalter von Wilde. Zugleich äussert sich Banksy auch zur Zukunft dieser berüchtigten Location, die zwischen Kulturstätte und Luxus-

von denen keine einvernehmlich war. Sie wurden ohne das Wissen des Künstlers und ohne seine Beteiligung organisiert. Bitte behandeln Sie sie entsprechend.» Im Falle der Zürcher Ausstellung werden offenbar mehrheitlich schlicht Kopien und Nachbauten von Banksy-Werken zu sehen sein, keine Originale.

Bestimmt bastelt Banksy wieder an etwas Grosseem, sein letzter Auftritt ist schon ein Jahr her, es waren leichte Sommersprühereien, die sich alle um das Thema Urlaub drehten. Wir dürfen gespannt sein, was er als Nächstes macht!

Ulrich Blanché ist Privatdozent am Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg. Sein drittes Buch über Banksy, «Banksy: The Early Shows 1995 – 2005», erscheint Ende 2022.



„Und dann das Buch 'Nichttrauchen- leicht gemacht' einfach kräftig zuklappen...“

Fernsehen

Erholsamer Privatsender

René Hildbrand

Die Welt entdecken: Auftanken.TV

Fernsehen eignet sich in der Regel nicht, um entspannende Gefühle hervorzurufen. Wer Musse statt schlechter Nachrichten und Nervenkitzel sucht, findet sie im Programm von Auftanken.TV. Das ist ein schmucker kleiner Schweizer Privatsender, der seit fast fünf Jahren rund um die Uhr ein ausschliesslich lustförderndes Programm anbietet. Serviert werden beispielsweise niveauevolle Doku-Reihen und Einzelformate aus den Bereichen Reisen, Natur, Tierwelt, Geschichte, Kunst und Gesundheit sowie leichtverdauliche Spielfilme und Serien.

Besonders beliebt und fürwahr beachtenswert: «Die Welt entdecken». In dieser Reise- serie werden anregende Destinationen rund um den Globus präsentiert, Land und Leute vorgestellt und Tipps vermittelt, die in jedem Reiseführer zu finden sind. Das Schauen von solchen Dokumentationen hat im Fernsehen am ehesten eine entspannende Wirkung.

Gegründet und finanziert wurde Auftanken.TV nicht von einem Medienunternehmen, sondern von der international renommierten Zürcher Psychiaterin und langjährigen FDP-Kantonsrätin Yvonne Maurer. Die Ärztin hat sich mit ihrem Entschleunigungssender einen Traum erfüllt. Guter Inhalt wird bei dem jungen Sender grösser geschrieben als Profit. Nix Teleshopping. In der Ruhe liegt die Kraft, lautet die Devise. Erfreulicherweise schätzt ein wachsendes Publikum das Programm von Auftanken.TV. Und erholt sich bestens dabei. Entspannte Menschen sind häufig gesunde Menschen.

Serien

Ausgelagertes Innenleben

Wolfram Knorr

Black Bird (USA, 2022)

Von Dennis Lehane. Mit Taron Egerton, Sepideh Moafi, Greg Kinnear, Paul Walter Hauser, Ray Liotta. Miniserie auf Apple TV+

Gegensätzlicher könnten die Männer nicht sein: Jimmy Keene (Taron Egerton), smart, kantig, durchtrainiert, Frauenvernascher, Design-Appartement-Besitzer, Drogendealer. Immer auf der Überholspur, nicht nur mit seinen teuren Sportwagen, auch in seinem erfolgsverwöhnten Selbstverständnis, seinem schnellen Zugriff auf hohe Profite – und dann stürzt er in die Hölle. In der sitzt, mit der lauernden Trägheit einer Kröte und dem Charisma einer Wanze, Larry Hall (Paul Walter Hauser), ein dicker, verquengelter Sonderling mit Fistelstimme, der wüste Geschichten von Mädchenmorden erzählt, die ihm kein Polizist abnimmt. Dutzende sollen auf sein Konto gehen, er hat ein Geständnis unterschrieben und hockt in einem Hochsicherheitsgefängnis für psychisch Kranke – aber wohl nicht für lange. Seine Familie (auch er) behauptet, unter Zwang gestanden zu haben.

Bei den Polizeibehörden gilt Hall als notorischer Lügner, der sich wichtig mache und auf freien Fuss gehöre. Das Gericht wird entscheiden. Nur die FBI-Agentin Lauren McCauley (Sepideh Moafi) und Detective Brian Miller (Greg Kinnear) sind von der Schuld Halls felsenfest überzeugt. Wie aber diesen schwafelnden, verkorksten Paranoiker zu einem überzeugenden Bekenntnis bringen? Der erfolgsverwöhnte Draufgänger Jimmy Keene, Sohn eines Ex-Cops (Ray Liotta), Opfer einer FBI-Razzia und zu zehn Jahren Haft verknackt, soll's schaffen: McCauley macht ihm das Angebot, inkognito in den anderen Knast verlegt zu werden, um dort Hall zu entlocken, wo er sein letztes Opfer vergraben habe; damit liesse er sich überführen. Gelingt dies Keene, werde er ein freier Mann sein. Nur einen Monat habe er allerdings Zeit, dann würde das Gericht seine Entscheidung fällen. Keenes erste Reaktion ist Entsetzen.

Verquere, verblendete Selbstbilder

«Warum bist du so freundlich?», fragt Larry Hall misstrauisch und verwundert zugleich, worauf Jimmy Keene zur Antwort gibt, dass man hier Freunde brauche, und er sei schliesslich Zellennachbar und nett. Dumm nur, dass Jimmys Vater, der Ex-Cop, einen Besuch ausserhalb der Besuchszeit erwirkt und das Wachpersonal daraufhin Keenes Identität erfährt und ihn für einen Spitzel (in einer völlig anderen Sache)

hält. Es folgen Mord- und Erpressungsversuche, Keene gerät von zwei Seiten unter Druck.

Die sechsteilige Miniserie «Black Bird» basiert auf der Autobiografie «In With the Devil» von James Keene und Hillel Levin und zählt zu jener Masche, für hocheffektive Thriller-Dramen auf wahre Geschichten zurückzugreifen. Der renommierte Thriller-Autor Dennis Lehane, dessen Romane bereits zahlreich verfilmt wurden («Mystic River», «Gone Baby Gone», «Shutter Island») und der Drehbücher anderer Autoren verfasste, wie etwa Stephen Kings «The Outsider», war von der Vorlage mit dem Schwerpunkt radikaler männlicher Gegensätze, aufs Archetypische durchs sozial knochentrockene Milieu entschlackt, so fasziniert, dass er sie unbedingt dramatisieren wollte. HBO entwickelte zunächst das Projekt, gab es aber auf, Apple übernahm.

Es geht nicht um das bloss Maskulin-Männliche, sondern auch um die mentale Verortung.

Zuchthausfilme sind ein Subgenre des Gangsterfilms. Gescheiterte Existenzen, die mit Wärtern und untereinander in engen, hermetisch abgeschlossenen Räumen leben müssen und durch die permanent schwelende Brutalität und den Sadismus eine besonders rohe Maskulinität zur Darstellung bringen; es sind pure Männerfilme (erst mit der Serie «Orange Is the New Black» wurde auch das weibliche Publikum erreicht). In «Black Bird» geht es nicht um das bloss Maskulin-Männliche, sondern auch um die mentale Verortung. Keene hockt in einer Hölle, drangsaliert und



Die Zeit läuft davon: «Black Bird».

bedroht, aber zugleich geht es um Vertrauen – und die Zeit drängt. In seinen Bemühungen, die verschlossene Schimmelauster Hall aufzubrechen, beginnt er mehr über sich zu erfahren als über den Mörder. Es sind beklemmende Momente in einem existenzialistischen Disput über verquere, verblendete Selbstbilder von Männlichkeit. «Ich musste sie», bekennt Hall einmal, «erwürgen, damit sie aufhört, mir wehzutun.»

Zerfallende Identität

Paul Walter Hauser, bekannt geworden in Clint Eastwoods «Richard Jewell» (2019), fiel schon früher in glänzenden Nebenrollen wie in «I, Tonya» (2017) und «BlacKkKlansman» (2018) als kurioser Sonderling auf. Er kann wunderbar vom Begriffsstutzigen («I, Tonya») zum übereifrigen Mietesel («Richard Jewell») changieren und erreicht in «Black Bird» eine Schwundstufe von in sich zerfallender Identität, die keinen Zuschauer unberührt lassen dürfte. Hall entzieht sich jeder Wahrheit, hat sein Innenleben mit seinen Opfern ausgelagert, vergraben, wo es niemand findet.

Keene muss es finden, und die Zeit läuft ihm davon. Taron Egerton (Elton John in «Rocket Man»), verkörpert Arroganz und Virilität, die durch Halls Fragerei als Fassade entlarvt werden, die wie Rieselkalk in Keenes Innerem zum Bröselhaufen zusammenfällt. Das entwickelt enorme Spannung. Lehane, neben Egerton einer der Produzenten (Regie: Michaël Roskam u. a.), wollte unbedingt Ray Liotta. Erst lehnte Apple ab, gab aber nach, und Lehane hatte recht: Als störrisch quengelnder Vater ist er ein Gewinn. Es wurde seine letzte Rolle. Ende Mai starb er mit 67 Jahren.



Klassik Countertenor und Breakdancer Manuel Brug

Vivaldi: Stabat Mater.
Mit Jakub Józef Orłinski. Erato

Farewells: Polnische Kunstlieder.
Mit Jakub Józef Orłinski. Erato

Grosse Sprünge möchte jeder machen, wenn die Karriere so losprescht. Und auf dem Kopf stehen würde so mancher wohl auch. Das alles tut der polnische Countertenor Jakub Józef Orłinski ganz selbstverständlich. Dazu schlägt er mit seiner hellen, doch warmen Stimme diverse Koloraturaltos. Unlängst thronte er zudem am Zürcher Opernhaus siegessicher als mit Persianer-Papacha ausgestaffierter Perserprinz in Händels Oratorium «Belshazzar» auf einem vier Meter langen, ziemlich hohen Papp-Puma.

Der Warschauer wurde eigentlich nur Countertenor, weil in seinem Knabenchor hohe Stimmen fehlten und man ihn ausgelost hatte. Er hat zwar eine (Instagram und die Lockdown-Livestreams offenbarten es) ziemlich kahle Wohnung. Aber irgendwie lebt er immer noch zu Hause. Auch wenn er das Villakunterbunt-artige Familienhaus mit zwei Geschwistern und sieben Cousins und Cousinen nur selten sieht. Die Musikwelt verzehrt sich nach ihm. Er gilt mit 31 Jahren in der Oper immer noch als unverbraucht. Die Stimme ist toll, warm, verführerisch, rund, sofort erkennbar. Er kann spielen. Dazu sieht er gut aus, er hat früher gemodelt.

Und dann scheint jeder Countertenor heute seinen Gimmick zu brauchen. Kangmin Justin Kim strickt. Anthony Roth Costanzo wollte für einen Nacktauftritt in einer Philip-Glass-Oper schnell fit werden und landete bei dem Elektro-Schocker EMS. Da dessen Methode in den USA noch kaum verbreitet ist, betätigt er sich jetzt

«Was ich nicht mag, ist, als eine Art Zirkusartist vorgeführt zu werden.»

neben seiner Singkarriere als Fitnessstudio-Betreiber. Jakub Józef Orłinski ist als Breakdancer unterwegs. Freilich nur noch zum Spass.

«Ich habe das sogar wettbewerbsmässig als Ausgleich zur Singerei versucht, vielleicht auch, weil ich mir als Countertenor so meine Männlichkeit beweisen wollte», feixt er. Immer noch übt er mit seiner eigenen Gruppe in Warschau, aber vor allem nutzt er selbst das Aufdem-eigenen-Kopf-Kreiseln als Möglichkeit, diesen freizubekommen: «Es ist mein persön-

liches Workout geworden. Wobei man anpassen muss. Manche Muskelsachen sind auch kontraproduktiv zu den Bewegungen, die man beim Singen macht.»

Natürlich bringt das Breakeen auch gute Fotomotive, und es schadet nie, wenn man als Bühnenperformer mit seinem Körper umgehen kann. «Was ich aber nicht mag, ist, als eine Art Zirkusartist vorgeführt zu werden. Wenn mein Tanzen einem Rollenporträt nützt, dann gern. Als Händels Rinaldo in Frankfurt war ich zum Beispiel die ganze Zeit mit sehr wenig an auf einer sehr leeren Szene. Ich habe da nie getanzt, aber das war, neben dem Singen von neun Arien, wirklich eine Art Dauer-Catwalk.»

Diverse wichtige Preise hat Orłinski gewonnen, seine wirklich wunderfeinen Solo-CDs bei Erato steigen stets in die Charts ein.



Zur Marke geworden:
Countertenor Orłinski.

Spielte schon die erste CD mit einem Schleier auf nackter Haut, wie bei einer religiösen Marmorskulptur und passend zu den geistlichen Arien, so spiegelt sich auf der zweiten, mit barocken Opernnummern, auf dem Cover der mit seinen Reizen nicht geizende Narziss. Die dritte, wieder Geistliches, zeigte ihn mit etwas seltsam Insektenartigem im Gesicht – das er in abgewandelter Form mit einem Freund auch als Schmuck designte.

Gerade sind Solo-CD Nummer 4 und 5 erschienen: Vivaldis glutvolles «Stabat Mater», nur zwanzig Minuten lang; freilich auf einer zweiten Scheibe vom Polen Sebastian Panczyk sehr schräg als Mafiamord mit Showdown beim Arienabend zum Videoclip verwandelt. Und mit seinem regelmässigen Klavierbegleiter Michal Biel hat Orłinski polnische Kunstlieder aufgenommen – von Szymanowski, Moniuszko, Karłowicz, Czyz und anderen, diesseits der Oder kaum zu hörenden Tonsetzern. Auch solches verkauft sich, die Fans stürmen die Konzerte. Der smarte Jakub Józef Orłinski ist schnell zur Marke geworden.

GOETHE WAR HIER!



Mitunter ziemlich triviale Sorgen: Dichterstür im Gebirge.

Ausstellung Faszination für den Gotthard

Rolf Hürzeler

Goethe am Gotthard: Museum Sasso
San Gottardo in Airolo.

Der Jüngling war bis über die Ohren verliebt. Aber weil er der Zweifler Johann Wolfgang Goethe war, litt er auch unter Bedenken. War seine Verlobte, die siebzehnjährige Anna Elisabeth «Lili» Schönemann, wirklich die Frau seines Lebens? Oder bildete er sich die grosse Liebe nur ein, zumal Schönemanns wohlhabende Familie dem 26-jährigen Juristen alles andere als wohlgesonnen war? Goethe suchte im Jahr 1775 die Antwort in den Bergen, genauer auf dem Gotthard. Das Gebirgsmassiv war aus seiner Sicht die Schwelle nach Arkadien, wo der Norden sich der südlichen Sehnsucht hingab. Also machte sich Goethe von Frankfurt via Zürich auf, die Schweizer Bergwelt zu erkunden.

Drei Mal erklimmte Goethe den Gotthard, eine zu seiner Zeit strapaziöse Reise. An diese Expeditionen erinnert eine neue Dauerausstellung in der alten Artilleriefestung auf der Passhöhe, dem Museum Sasso San Gottardo. Man kennt die unterirdische Anlage als ein Mahnmal, das an die Schweizer Verteidigungsbereitschaft im Zweiten Weltkrieg erinnert. Mit der Schau erfährt nun auch die literarisch-kulturelle Bedeutung des Gotthardgebiets eine Würdigung.

Die Ausstellung beschränkt sich nicht auf das frühe touristische Reisen. Sie stellt vielmehr

Goethes Faszination für die Berge in einen Zusammenhang mit seinen vielfältigen Arbeiten. So ist etwa seine Hingabe an die Geologie ausführlich dokumentiert, unter anderem mit Gesteinsbrocken aus seiner privaten Sammlung. Ebenso wird seine Begeisterung für die Tellsage angesprochen, die er in der Version des Chronisten Aegidius Tschudi kennenlernte. Goethe vermittelte den Stoff bekanntlich Friedrich Schiller zur literarischen Verarbeitung.

Liebeszweifel

Die Schau begrüsst den Besucher mit einer amüsanten Bildmontage. Sie zeigt das ikonografische Porträt des Dichterstürsten in der römischen Campagna. Der Hintergrund wurde jedoch durch eine historische Darstellung des Gotthard-Hospizes ersetzt, als ob Goethe auf dem Pass Modell gesessen hätte. Optisch anschaulich ist die Ausstellung nach Goethes sechsteiligem Farbenkreis geordnet, der auf



„Ich liebe diese Quiz-Shows...“

dem Gegensatz von Licht und Finsternis beruht. Inhaltlich folgt sie den drei Reisen chronologisch mit Texten und Schautafeln. Fotografien fehlen weitgehend; Goethe gehörte zur letzten Generation, die ohne Lichtbilder auskam.

Auf der ersten Reise war Goethe in Begleitung des hugenottischen Hilfspredigers Jakob Ludwig Passavant (1751–1827), den er bei Lavater in Zürich getroffen hatte. Vielleicht stand dieser Passavant Goethe bei, mit seinen Liebeszweifeln zurechtzukommen. Vielleicht verhalf ihm eher der Anblick der spektakulären Berglandschaft zu neuen Einsichten. Goethe und Lili Schönemann lösten jedenfalls nach seiner Rückkehr die Verbindung auf. Die junge Frau hatte sich damit bestimmt eine Menge Schereien im weiteren Leben erspart. Zumal sie an der Seite des Bürgermeisters von Strassburg zu Rang und Ansehen kam.

Die zweite Reise, vier Jahre später, brachte Goethe als Dreissigjährigen im November 1779 auf den Gotthardpass. Diesmal begleitete ihn der acht Jahre jüngere Herzog von Sachsen-Weimar, Carl August, in dessen Diensten Goethe stand. Die Bildungsreise sollte den Horizont des jungen Mannes erweitern, lehrte ihn aber wohl vor allem das Schlottern. Die dritte

Eine einsame Wanderung war das nicht, im 18. Jahrhundert zogen jährlich Tausende über den Berg.

Gotthard-Exkursion war als eine Italienreise geplant, führte Goethe aber wiederum nur auf die Passhöhe, weil die napoleonischen Wirren eine Weiterreise unratsam erscheinen liessen.

Heute, im Zeitalter des Gotthard-Basistunnels, sind die damaligen Reiseerlebnisse nur schwer nachvollziehbar: Goethe und seine Begleiter legten täglich bis zu neun Stunden zurück, anscheinend verzichteten sie weitgehend auf Kutschenfahrten. Sie verfügten über eine einfache Ausrüstung – Lederschuhe mit Nägeln, Mantel und Hut. Eine einsame Wanderung war das nicht, im 18. Jahrhundert zogen jährlich Tausende über den Berg.

Die Schau reicht mit unterhaltsamen Fussnoten über das Didaktische hinaus. So hat Goethe von zu grosser Freizügigkeit gegenüber den «Ureinwohnern» abgeraten: «Man muss vermeiden, gegenüber Bettlern, Kindern unterwegs u. s. w. zu freigiebig zu sein, wie man es meistens zu tun pflegt, wenn man guten Humors ist», schrieb er seinem langjährigen Freund, dem Lyriker Karl Ludwig von Knebel. Auch waren dem Reisenden die unterschiedlichen Währungen lästig: «Die Verschiedenheit des Geldes wird dich sehr schikanieren.» Mit anderen Worten: Den Dichter und Denker quälten auf seinen Erkundungen mitunter ziemlich triviale Sorgen.

Pop

Lass uns Pasta und Liebe machen

Benjamin Bögli

Valentino Vivace: L'equilibrio.
Auf Apple Music oder Spotify abrufbar

Wenn Sie es nicht schon getan haben, reicht es vielleicht gerade noch für die letzten verbleibenden Sommerferientage: «L'equilibrio» einschalten und geniessen. Der Song klingt, als hätte sich Italo-Schnulzen-Legende Drupi mit I Santo California zusammengetan, um der Welt den Sommer zu versüssen. Dazu macht sich der Name des Sängers so gut wie die herrliche Crema-Füllung im knusprigen Cornetto: Valentino Vivace. Und dieser vergeht fast vor Sehnsucht nach Sonne und Meer: «Buttiamo la pasta e facciamo l'amore, andiamo al mare che ancora c'è il sole, rubiamo una barca e andiamo lontano, prima di domani non ritorniamo», singt er aus voller Kehle, «lass uns Pasta und Liebe machen, lass uns ans Meer fahren, solange die Sonne noch scheint, lass uns ein Boot klauen und weit weg fahren, lass uns erst morgen zurückkehren.»

Nur handelt es sich bei diesem Lied nicht um ein musikalisches Klopfschreiben von Künstlern längst vergangener Tage, sondern um ein frisch komponiertes Stück eines 26-jährigen Tessiners.

Bekannte Verwandte

Wir erreichen den jungen Mann, der auf dem Song-Cover ein wenig ausschaut wie der französische Schmusesänger Christophe Ende der siebziger Jahre, am Telefon. Überraschenderweise spricht Vivace astreines Schweizerdeutsch. «Der Vokuhila war die beste Entscheidung», sagt Vivace vergnügt. Dieser Haarschnitt (vorne kurz, hinten lang) passe zu ihm, der eigentlich Valentin Kopp heisst – und zu Valentino vielleicht fast noch ein bisschen besser. «Ich bin zu 100 Prozent Valentino Vivace!»

Kopp alias Vivace hat Deutschschweizer Eltern, die in den neunziger Jahren ins Tessin zogen – zuerst nach Castel San Pietro und dann in die Nähe von Lugano – und sich dort dem Anbau von Merlot widmeten. Als Kind war er ein begeisterter Drummer, dem es die harte Musik von AC/DC oder Mötley Crüe angetan hatte. Nach dem Gymi machte er in Lausanne einen Bachelor in Popmusik (Hauptfach Schlagzeug) und schloss das Studium mit einem Master in Musikpädagogik an der Zürcher Hochschule der Künste ab. Sein erstes Konzert gab er solo – mit Synthesizer und Drum-Computer – als Achtzehnjähriger. Die Pop-Erweckung hatte der einstige Heavy-Metal-Fan Kopp – seine Grosstante ist die erste Bundesrätin der Schweiz, Elisabeth Kopp – 2015 am Zürich Openair, wo ihn die Band Tame Impala mit ihrem federnden Sound beeindruckte.

Seither hat er im Tessin, in der Romandie und in der Deutschschweiz verschiedene Formationen angestossen: die Dream-Pop-Band Bumblebees zum Beispiel oder das Synthie-Duo Chemical Fame. Während der Corona-Pandemie sass der Multiinstrumentalist fast ununterbrochen im Studio. Er begann, Songs im Geiste seines neuerdachten Alter Egos zu schreiben, das er als Musikprojekt für seinen Master-Abschluss ins Auge fasste: Valentino Vivace. «Es entstand sehr spontan. Ich überlegte nicht viel, ich machte einfach genau das, wozu ich Lust hatte», erzählt Kopp. Im März brachte er die erste Vivace-Single «Come mai», die an Italo-Disco erinnert, heraus, im Mai folgte dann die berührende Sommerballade «L'equilibrio».

Die nostalgischen Einflüsse – beim Stück denkt man unweigerlich an Sanremo – stammen vor allem aus den letzten beiden Jahren. Er habe sehr viel italienische Musik aus den Siebzigern und Achtzigern gehört. Spotify erwies sich als Gold-



Hauch von Sanremo: Tessiner Sänger Vivace.

grube der Inspiration. Eine nostalgische Ader habe er aber schon immer gehabt, sagt Kopp.

Die Resonanz ist vielversprechend. «Die Konzerte, die ich im Tessin, in der Romandie, in Norditalien und in Zürich mit meinen Musikern, die aus Lausanne kommen, seit September gespielt habe, kamen extrem gut an», schwärmt der Sänger. Seine Ambition ist es, sich im italienischen Markt durchzusetzen: Valentino Vivace träumt von einer Tour durch Italien.

Vorerst geht es so weiter: Im November soll das erste komplette Valentino-Vivace-Album mit neun oder zehn Songs erscheinen. Kopp will seine Musik auf eigene Faust herausbringen und sich nicht zusätzlich unter Druck setzen lassen; er spüre aber das Interesse der Musikindustrie, Kontakte seien geknüpft.

Denkt man an «L'equilibrio», eilt es tatsächlich nicht: Das Lied reicht über die Halbwertszeit eines Sommerhits hinaus – und die nächsten langen Ferien werden kommen.

Jazz

Tiefes Verständnis für die Substanz

Peter Rüedi

Hal Galper Trio: Invitation to Openness.
Origin 82843

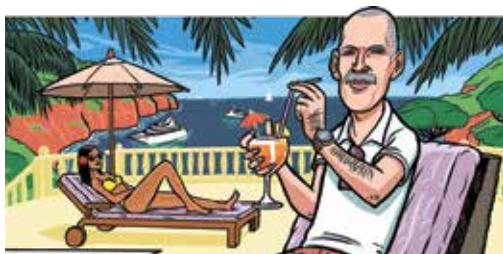
Der Pianist Hal Galper, 84, gehört zu jenen Jazzmusikern, deren Wertschätzung durch seine Kollegen im umgekehrten Verhältnis steht zu seiner Bekanntheit. Ein Grund für seine diskrete Wahrnehmung ist zweifellos seine Vielseitigkeit. Seit seinen Anfängen in den 1950er/1960er Jahren ist Galper ein enragierter Bebopper. Sein grosses Vorbild war Bud Powell, und seine mehr als zehnjährige Partnerschaft mit Phil Woods, dem wohl brilliantesten Nachfolger von Charlie Parker auf dem Altsaxofon, befestigte in den 1980ern seinen Ruf als «moderner Traditionalist». Allein, sein früherer Lehrer war Jaki Byard, der wie kaum einer freie Improvisation mit altem Jazz verschmolz.

In den 1960ern war Galper mit dem avancierten Tenoristen Sam Rivers ebenso kompatibel wie mit Altmeistern wie Johnny Hodges oder Roy Eldridge. Das spricht für seine frühe Flexibilität, wird allerdings von einer Jazz-Öffentlichkeit, der obsessive stilistische Selbstbeschränkung mehr gilt, leicht als Charakterlosigkeit missverstanden. Im Fall von Hal Galper hat sie indes viel mit einem tiefen Verständnis für die *Substanz* von Jazz zu tun. Von einer frühen Partnerschaft mit Chet Baker über die mit Stan Getz bis zu der mit Cannonball Adderley et cetera geraten wir leicht in ein Namedropping.

Müde des aufreibenden Tourneeetriebs, konzentrierte sich Galper dann mehr auf Musik mit seinem eigenen Trio, nach 2000 zog er sich aus New York zurück in die Catskill Mountains und entwickelte, was er «rubato style» nennt, eine zunehmend bewussterer Unabhängigkeit der Melodieführung vom rhythmischen Puls respektive eine flexiblere Konzeption von *time*.

Vierzehn Jahre nach den Live-Aufnahmen veröffentlicht Galper nun einen Mitschnitt aus den Gründerjahren dieser Konzeption. Das Album mit dem schönen Titel «Invitation to Openness» (mit Bassist Tony Marino und Drummer Billy Mintz) ist eine bewundernswerte Mischung von interaktiver Subtilität und pianistischer Power, frei fliegendem Melos und vertikaler Verankerung, *free* und organisiert, mit überwältigendem Swing und balladesker Rubato-Kunst. Meisterstücke sind Galpers tiefe Ballade «Winter Heart», seine Dekomposition von Charlie Parkers Klassiker «Constellation» oder eine mitreissende, in zerfetzten Splittern endende Version von Ellingtons «Take the Coltrane».

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Freikörperkultur

Mark van Huissing

Wenn die Sonne scheint, wird das Leben leicht. Ein freier Tag, und alles dreht sich bloss noch um die Frage: «Wohin soll ich baden gehen, und was ziehe ich dabei an?» Natürlich gibt es die Fantasielosen auch hier, die sich für das Nächstliegende entscheiden: das Schwimmbad um die Ecke, den Badeanzug oder die Badehose vom vorigen Jahr. Warum nicht? Kontinuität kann etwas Schönes sein. Aber haben Sie auch noch den Körper vom vorigen Jahr? Oder hat er sich verändert, gar zu seinen Ungunsten? Wenn ja, schreit er vielleicht nach einer neuen Hülle, und Sie hören es nicht.

Mit diesen Zeilen eröffnete ich einen Essay über Bademode, der in dieser Zeitschrift erschien vor einigen Jahren. Lesen Sie bitte weiter, selbst im unwahrscheinlichen Fall, dass Sie sich an den Text erinnern. Denn während es seinerzeit mehrheitlich um die Kulturgeschichte des Bikinis ging sowie darum, die neusten Modelle zu erwähnen, stelle ich heute ein paar grundsätzliche Überlegungen an betreffend Schwimmbäder und Kleidung, die man dort anhat (oder eben nicht). Wer weiss, vielleicht halten Sie sich gerade am Wasser auf und tragen eine knappe Badehose oder ein kleines Badekleid.

«Ich fühle mich stets ein wenig unwohl in öffentlichen Bädern», sagte Nicholas Foulkes, 57 und Stilkritiker der *Financial Times*, als ich ihn dazu befragte. Weil es zu viele Menschen gäbe, die sich benehmen würden, als sei es vollkommen normal, zwischen lauter Fremden in bunter Unterwäsche herumzuliegen. Diese Erkenntnis hat was, nicht wahr? Mir jedenfalls kommt der Gedanke spätestens dann, wenn ich jemanden treffe, dem ich bisher nur im angezogenen Zustand begegnet bin.

Die Person, die man trifft, braucht nicht mal, sagen wir, ausgefallene Bademode zu tragen wie in einer Folge von «Curb Your Enthusiasm», einer sehenswerten amerikanischen Comedy-TV-Serie (deutsch «Lass es, Larry!»), als Hauptdarsteller Larry David seinen Psychiater am Strand sieht – in einem *thong*, einer Bade-«Hose», die hinten bloss aus einem Faden besteht. Worauf Larry beschliesst, er könne sein Seelenleben nicht länger «diesem Hedonisten» offenbaren.

Ich begegnete kürzlich im Seebad Zollikon meinem Meditationslehrer, er war vollkommen angemessen angezogen (Shorts mit passendem T-Shirt; der vorhin erwähnte britische Stilkritiker rät übrigens zu diesem Look, da man so dem Dresscode entspreche, seinen Körper aber trotzdem ausreichend verhüllen könne). Dennoch war ich überrascht, den fast achtzigjährigen Gelehrten in kurzen Hosen im Schwimmbad zu erblicken.

Noch verwirrlicher ist es, wenn man auf jemand fast Nacktes stösst, der nicht bloss einem selbst bekannt ist, sondern allgemein bekannt. Neulich, ebenfalls in der Zolliker Seebadi, die, nebenbei erwähnt, heuer der *Hotspot* zu sein scheint, fiel mir ein Mann neben mir in der Schlange vor dem Kiosk auf – es war Stress. Ich sagte: «Hi, Andres (Andrekson, so heisst er bürgerlich), ich hab dich zuerst gar nicht erkannt, du siehst gut aus.» – «Ja, hi, ich dich auch nicht.» – «Du hast abgenommen.» – «Kann sein, du auch.» – «Hm, ja, also dann ...» Unangenehm irgendwie, vor allem weil man noch länger nebeneinander rumsteht, schliesslich will man seine erkämpfte Warteposition

«Ich fühle mich stets ein wenig unwohl in öffentlichen Bädern.»

beziehungsweise die ersehnte Glace nicht aufgeben. Später am Platz, auf dem *Tüechli*, kam ich zum Schluss, Stress habe mit ziemlicher Sicherheit gar nicht abgenommen – ich habe ihn bloss noch nie zuvor ohne (normalerweise eher weite) Kleidung gesehen.

So viel zur *awkwardness*, Verlegenheit, aufgelöst durch knappe Kleidung oder, besser, nahezu Nacktheit, wenn man Leute trifft, die man kennt (oder Bekannte), im öffentlichen Raum. Und dann haben wir bis hierher noch

nicht über *grooming*, Pflege gesprochen. Wie geht das alles noch mal, wenn's um Körperbehaarungstragart, Nagelhygiene et cetera geht? Oder die Sache mit Tätowierungen, die heute, so sieht's aus, jeder und jede hat ...

Einigen wir uns darauf: Wenn die Sonne scheint, wird das Leben süss und leicht, aber nicht unbedingt einfacher. Jedenfalls solange man es nicht an einem privaten Pool verbringen kann. Wo ich diese Kolumne geschrieben habe.



UNTEN DURCH Sendemast rein, Sendemast raus

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno war noch nie bei einer Prostata-Untersuchung, aber letzte Woche kaufte er sich eine Flasche Whiskey. Als sie halb leer war, meldete er sich online bei einem Urologen an und schrieb in die Kommentarspalte der Anmeldung: «BITTE MACHEN SIE ES DANN ABER KURZ!» Danach rief er mich an und sagte, er habe ein bisschen Angst vor der Untersuchung, er wisse ja nicht, was da auf ihn zukomme. Ich sagte: «Ich kann dir genau sagen, was da auf dich zukommt: ein Finger.» – «Das weiss ich», sagte Bruno, «aber kann man den Arzt nicht bitten, es ohne Finger zu machen, nur mit Ultraschall?» – «Man kann ihn bitten», sagte ich, «aber er wird auf beiden Ohren taub sein. Denn der Arzt will deine Prostata persönlich ertasten. Betrachte es als Obsession. Er ist einfach nicht glücklich, wenn er das Ding nicht zwischen seinen Fingerspitzen hat.» – «Wieso zwischen», sagte Bruno, «es ist doch nur ein Finger!» – «Das weiss man eben nie so genau», sagte ich, «du hast ja hinten keine Augen. Du liegst in embryonaler Haltung auf dem Untersuchungsbett, und hinter deinem Rücken kann alles Mögliche ge-

schehen. Sicher ist nur, dass es sich anfühlt wie ein Sendemast.» Bruno wurde bleich. «Du meinst, der Finger?» – «Ich meine, es ist egal, wie viele Finger es sind», sagte ich, «es fühlt sich immer so an wie ein Sendemast. Aber mach dir keine Sorgen: Das ist von Mann zu Mann verschieden. Für die einen fühlt es sich an wie ein Sendemast, für die anderen wie ein Torpedo. Wichtig ist, dass der Arzt dabei ganz entspannt bleibt.» Bruno trank vor meinen Augen den Rest der Whiskeyflasche leer.

«Jetzt mal im Ernst», sagte ich zu Bruno, «für mich persönlich ist es immer erstaunlich schmerzhaft. Aber das liegt nur daran, dass der Arzt sich verkrampft, weil ich schreie. Er will es dann so schnell wie möglich zu Ende bringen, damit die anderen Patienten nicht aus dem Wartezimmer abhauen. In der Hektik verliert er dann natürlich die Prostata aus den Fingern wie einen nassen Frosch. Und wenn er dann versucht, die Prostata wieder in die Hände zu kriegen, kann es unangenehm werden, für alle Beteiligten. Dann natürlich schlägst du dem Arzt ganz automatisch den Ellbogen ins Gesicht – das ist einfach ein Selbstverteidigungsreflex. Wir Männer haben uns schon in der Steinzeit so gewehrt, wenn wir von hinten angegriffen wurden. Aber jetzt mach dir mal nicht in die Hose», sagte ich, «in den meisten Fällen ist es eine Routineuntersuchung, über die man später lacht.» – «Wann später?», fragte Bruno und wischte sich mit dem Saum seines T-Shirts den Schweiß von der Stirn. «Na, wenn es vorbei ist», sagte ich, «wenn du wieder eine Hose an hast und nur noch ein bisschen Gleitcreme zwischen den Arschbacken dich an das schlimmste Erlebnis deines Lebens erinnert. Glaub mir, es ist ein wahnsinnig befreiendes Gefühl, aus der Praxis zu treten und die Sonne wieder zu sehen! Den blauen Himmel! Kleine Kinder mit Velohelmen!»

«Und die Spätfolgen», fragte Bruno, «ich meine, bleibt da was zurück? Albträume? Muskelzittern? Gedächtnisschwund?» – «Gedächtnisschwund», sagte ich, «wird dir nicht helfen. Denn die Praxis schickt dir von jetzt an jedes Jahr eine Einladung zur nächsten Untersuchung. So sehr du es also zu vergessen versuchst: *They know where you live*, Bruno!» Aber jetzt im Ernst: Eigentlich wollte ich Bruno von der Untersuchung abraten. Er ist nicht der Typ Mann, der vier Tage mit einem gebrochenen Bein in einer Gletscherspalte feststeckt und

ein Jahr später sagt: «Ich würd's wieder machen.» Aber wenn wir zusammen im Kino sind und er auf die Toilette geht, kommt er meistens erst raus, wenn der Film fertig ist. Und deswegen sagte ich: «Ich hab doch nur übertrieben, Bruno. Ist alles ganz easy. Sendemast rein, Sendemast raus.»



FRAUEN Leah Williamson, Patriotin Julie Burchill

Mein Land ist zurzeit im Löwinnenfieber. Das ist nicht etwa eine besonders schlimme Variante der Affenpocken, sondern eine Mischung von Ekstase und Unglauben darüber, dass *englische Ladies im Fussball gewonnen haben* – nach dem end- und fruchtlosen Gefummel der Männermannschaft.

Kapitänin der Lionesses, also Löwinnen, genannten Frauenmannschaft ist die 25-jährige Leah Williamson, eine regelrechte Fussballveteranin, denn sie begann ihr Training mit sechs Jahren und wurde mit neun von Arsenal übernommen, man kann also mit Fug sagen, dass Fussball ihr Leben ist. Zu einem Zeitpunkt, da das Spiel der Männer vor allem von Arroganz und Gier zeugt (Harry Kane, Kapitän der männlichen Nationalmannschaft, verdient in einer Woche ungefähr so viel wie Williamson in einem Jahr), sind die Lionesses eine Offenbarung und ist ihre Haltung – sie wirken wie schwänzende Schülerinnen, die sich amüsieren wollen, ohne Rücksicht auf männliche Anerkennung – ebenso attraktiv wie ihr Können.

Williamson wirkt älter, als sie ist, aber sie ist nicht einfach der Boss, sondern sie macht eben auch möglich, dass die Spielerinnen ihren Spass haben. Sie sieht aus wie eine Eisprinzessin, hat das Auftreten eines *tough girl* und ist auf-

fällig selbstbeherrscht. Wenn sie sagt, sie sei «ausserordentlich» patriotisch – «Ich vertrete mein Land mit Begeisterung» –, wischt sie im Handumdrehen den Selbsthass weg, der seit dem Brexit im öffentlichen Diskurs die Norm geworden ist.

Besonders woke Menschen haben den Lionesses vorgeworfen, nicht «divers» genug zu sein, dabei sind drei der Spielerinnen schwarz, und rund die Hälfte, Williamson inbegriffen, ist lesbisch. Im Gegensatz dazu hat nur ein einziger Profifussballer sich geoutet, seit 1990 Justin Fashanu sich umbrachte, nachdem er von Fussballfans verfolgt worden war.

Wir leben in einer Zeit, in der die Pornografisierung der Gesellschaft und die Dominanz der sozialen Medien eine Generation junger Frauen schaffen, die unglücklich über ihre Körper sind, was zu allem Möglichen von Selbstverletzung über Schönheitsoperationen bis Geschlechtsumwandlung führt, und in der die Populärkultur die Fragilität weiblicher Ikonen von Lady Diana bis Adele feiert. Leah und ihre Lionesses zeigen, dass ein junger Frauenkörper in erster Linie eine Quelle der Freude für seine Besitzerin sein soll und nicht ein Objekt der Begierde oder der Verachtung durch andere. Es entbehrt nicht der Ironie, dass eine 25-Jährige, die einen Ball herunkickt, so mühelos zeigen kann, was eine Frau ist, während man sonst wo in unserem Land bemüht ist, ebendieses Wort auszuradieren.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Was soll das heißen – wenn ich eine Lebensversicherung abschließen will, soll ich in 5 Minuten noch mal anrufen?“



THIEL

Philanthropie

Sarkast: Warum wurden die Hugenotten aus Frankreich vertrieben?

Zyniker: Weil sie zu viele Wecker produziert haben. Der Wecker ist eine schreckliche Erfindung für ein so gemütliches Volk wie die Franzosen. Frankreich erträgt keine Calvinisten. Frankreich ist das einzige Land, in dem man bis heute an der Tankstelle noch rauchen darf. Die Franzosen sind grosse Philanthropen.

Sarkast: Aber als Beamte werden die Franzosen zu Menschenfeinden.

Zyniker: Das ist normal. Die grössten Philanthropen sind die schlimmsten Diktatoren. Politisierte Philanthropie führt immer zu Krieg und Vertreibung.

Sarkast: Die grössten Unterdrücker sind die grössten Philanthropen?

Zyniker: Natürlich! Wenn ein Philanthrop ein zu positives Menschenbild hat, neigt er dazu, die Menschen in sein positives Menschenbild zu zwingen.

Sarkast: Wir leiden also unter politischem Philanthropismus. Aber es sind ja zum Glück nicht alle Menschenfreunde politisch aktiv.

Zyniker: Nein, die politischen Philanthropen brauchen die Unterstützung der breiten Masse der stoischen Philanthropen. Die stoischen Philanthropen glauben, dass die politischen Philanthropen ihre Sache schon gut machen.

Sarkast: Ein stoischer Philanthrop ist ein Menschenfreund, der auch moralisch verwerfliche Menschen wie Politiker unterstützt?

Zyniker: Genau. Deshalb bin ich Kyniker. Ich liebe Hunde mehr als Philanthropen. Im Gegensatz zu Philanthropen sind Hunde loyal und können nicht lügen. Die Politik ist ein Haifischbecken voller Philanthropen.

Sarkast: Und ein anständiger Politiker wäre darin so etwas wie ein veganer Piranha.

Zyniker: Wirf mal eine Tomate in einen Teich voller veganer Piranhas.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Highlanders Heim

Sie ist eine der meistfotografierten Burgen überhaupt. Natürlich kann man auf Eilean Donan Castle auch heiraten.



Magische Anziehung: Eilean Donan Castle in den westlichen Highlands.

Bei günstigem Wasserstand bräuchte es nicht einmal die schmale Steinbrücke, um aufs Schloss zu gelangen. Denn Eilean Donan Castle befindet sich auf einer kleinen Landzunge im schottischen Loch Duich, die bei Ebbe zu Fuss erreichbar ist.

Die alten Mauern schafften es gar als einzige Sehenswürdigkeit Grossbritanniens in die erste Ausgabe des berühmten Buches «Unforgettable Places to See Before You Die», das von der BBC herausgegeben wurde. Sie ist der Stammsitz des schottischen Clans MacRae, seit den fünfziger Jahren öffentlich zugänglich und eine der meistfotografierten Burgen überhaupt. Die Lebensmittelindustrie veredelt das Erscheinungsbild typisch schottischer Produkte wie Whiskey oder Shortbread gerne mit dem malerischen Sujet.

Die Regierung sprengte die Burg weg

Aber nicht nur das. Die Festung diente dazu, Eroberungslustige Wikinger, Normannen, Franzosen oder Spanier vom Festland fernzuhalten. Erbaut wurde Eilean Donan Castle im 13. Jahrhundert, 1719 aber von der Regierung nach kriegerischen Auseinandersetzungen gesprengt. 1912 kaufte Lt Col John MacRae-Gil-

trap die Ruine in den westlichen Highlands und liess die Niederungsburg nach dem Ersten Weltkrieg zwischen 1920 und 1932 komplett wiederherstellen.

Horror- und Traumdestination

Für das kleine Dörfchen Dornie, zu dem die winzige Insel gehört, bedeutete das einen entscheidenden Mehrwert. An der A 87 zwischen Glasgow und Kyle of Lochalsh gelegen, ist das Anwesen nicht nur für Besucher gut erreichbar. Die atemberaubende Kulisse – «die gesamte Sicht und Atmosphäre kann sich innerhalb einer Stunde dramatisch verändern» (Zitat des ehemaligen Schlosswarts Rod Stenson) – zieht auch Filmleute magisch an: «Highlander» Connor MacLeod (Christopher Lambert) wuchs auf Eilean Donan Castle auf, dem Horrorkultfilm «The Wicker Man» diente es als Drehort, und einige Szenen des Bond-Films «Tomorrow Never Dies» spielen hier.

Für viele Leute erfüllt es auch den Traum einer Märchenhochzeit. Eine Schlosszeremonie mit mehr als zehn Personen kostet 1500 Pfund, für eine Trauung mit weniger als zehn Anwesenden bezahlt man 1250 Pfund Burgmiete.

Marie-Theres Nadig

Die Skilegende ist auch heute noch oft in der Natur, liest viele Biografien und erinnert sich gerne an die Olympischen Spiele von Sapporo.

Weltwoche: Frau Nadig, wie geht es Ihnen?

Marie-Theres Nadig: Mir geht es sehr gut, danke der Nachfrage.

Weltwoche: Wann standen Sie zuletzt auf den Ski?

Nadig: Am 2. April in den Flumserbergen.

Weltwoche: Betreiben Sie auch andere Sportarten?

Nadig: Ich spiele Tennis und laufe jeden Tag zwei Stunden in der Natur, im Winter kommen Skifahren und Langlauf hinzu. Auch in der kalten Jahreszeit bin ich viel zu Fuss unterwegs, je nach Witterung halt.

Weltwoche: Womit beschäftigen Sie sich sonst noch?

Nadig: Ich lese oft, vor allem Biografien. Oder kürzlich über das Wesen und Verhalten der Wölfe. Romane sind nicht mein Ding. Informieren tue ich mich im Fernsehen wie auch in Zeitungen. In Zeiten von Corona, Krieg und Klimadiskussion bin ich aber zurückhaltender

geworden. Das ist mir einfach zu negativ. Ich finde, heute wird viel zu schnell entschieden – und dann muss es halt jeweils einfach durchgesetzt werden. Zudem ist es leider immer noch so, dass Geld die Welt regiert. Im Netz, auf Instagram oder Facebook etwa, bin ich gar nicht – und ich bin froh, dass dies zu meiner Aktivzeit noch nicht gefragt war.

Weltwoche: Wie sieht Ihr Tagesablauf aus?

Nadig: In der Regel beginnt mein Tag so um sieben Uhr morgens. Dann treffe ich meinen Bruder Thomas, der vor vier Jahren einen Herzinfarkt erlitt. Auch für ihn ist Bewegung sehr wichtig. Nach acht Uhr gehen wir dann auf die Flumserbergbahn und wandern zusammen ein bis zwei Stunden lang. Das ist ein Fixpunkt in meinem Leben geworden. Sonst treffe ich auch gerne Leute und Freunde von hier.

Weltwoche: Wo befinden sich alle Ihre Trophäen?

Nadig: Diese habe ich alle ins Alpine Museum der Schweiz in Bern gegeben, da das Sportmuseum in Basel zugegangen ist. Jene für den Gesamtweltcup steht bei meinem Neffen in der Stube.

Weltwoche: Welches ist Ihre liebste?

Nadig: Ich habe keinen Lieblingspokal, denn jeder hat seine Geschichte.

Weltwoche: Wie sind Ihre Erinnerungen an die «goldenen Tage von Sapporo»?

Nadig: Als junges Mädchen war ich von allem wahnsinnig beeindruckt. Die schönsten Er-

«Als junges Mädchen war ich von allem wahnsinnig beeindruckt.»

innerungen habe ich ans olympische Dorf. Dort waren wir alle zusammen wie eine grosse Familie. Sportlerinnen und Sportler aus allen Nationen. Das war einzigartig! Dann natürlich der Schweizer Medaillensegen mit sagenhaften elf Podestplätzen. Eine Feier schöner als die andere.

Weltwoche: Vermissen Sie das Rampenlicht?

Nadig: Nein, ich bin nicht mehr in der Öffentlichkeit, was sehr gut ist.

Weltwoche: Haben Sie noch Kontakt zu den Kolleginnen und Kollegen der «goldenen Tage von Sapporo» 1972?

Nadig: Ja, zu Annemarie Moser-Pröll oder Wiltrud Drexel. Auch zu meinen Schweizer Kolleginnen wie Erika Hess oder Marianne Jäger.

Weltwoche: Welcher Schweizer Rennfahrer und welchem Rennfahrer gehört die Zukunft?

Nadig: Im Moment haben wir bei den Damen wie bei den Herren sehr gute Rennfahrerinnen und Rennfahrer. Es kann viel passieren im Sport, wie etwa Verletzungen, was ich natürlich nicht hoffe, und dann ändert alles sehr schnell.

Weltwoche: Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch offen ...

Nadig: Ich wünsche mir Frieden und Respekt gegenüber Mensch und Natur.

André Häfliger



«Wie eine grosse Familie»:
Sportlerin Nadig, 1972 und heute.

Die Flumserin Marie-Theres «Maite» Nadig, 68, ist eine der erfolgreichsten Skirennfahrerinnen der Schweiz. Unter anderem gewann sie an den Olympischen Spielen 1972 in Sapporo Gold in der Abfahrt und im Riesenslalom, später war sie als Trainerin tätig.



Geniales Gemüse

Neue Taverne, Glockengasse 8, 8001 Zürich.
Telefon 044 221 12 62. Sonntags geschlossen.
16 Punkte, ein Stern

Ich kann mir nicht vorstellen, ausschliesslich vegetarisch zu essen, halte aber die vegetarische Küche für so interessant wie die italienische, japanische oder französische. «Vegetarisch» ist gewissermassen ein Land geworden, eine Destination, zu der es viele gute Köche hinzieht. Nenad Mlinarevic mit der «Neuen Taverne» in Zürich beispielsweise oder Dominik Hartmann mit dem «Magdalena» in Rickenbach SZ.

In der «Taverne» war ich kürzlich seit längerer Zeit gleich zweimal, einmal zum Mittag- und einmal zum Abendessen. Mit Fabian Fuchs hat ein neuer, vielversprechender Küchenchef hier Fuss gefasst – Grund genug, sich ein neues Bild der Lage zu verschaffen. Eine Be-



obachtung am Rande: Während in den beiden danebenliegenden, auf Steaks spezialisierten «Lumière» und «Churrasco» je etwa zwanzig Gäste sitzen, sind es im Gemüserestaurant rund achtzig an einem Abend.

Ein relativ schlichter, aber doch wichtiger Grund dafür könnte sein, dass alles, was aus Fabian Fuchs' Küche kommt, «einfach gut schmeckt», wie es meine Familie am Tisch in seltenem Konsens zusammenfasst. Cremige Burrata mit grilliertem Gemüse oder die fast

schon geniale Kombination aus Pflanzensamen (Kaviar des Feldes) mit knackigen Fingerlime-Segmenten, Kräuter- und Eigelbcreme sowie warmen Blini gibt es etwa zu Beginn.

Ein weiterer Grund für die Popularität des Lokals ist wohl auch der Ideenreichtum: Aus Brennnesseln wird mit Verjus, Limetten- und Zitronensaft sowie Nori-Algen ein anregend säuerlicher Ceviche-Sud zu Gurken und süsser Wassermelone; grillierte Zucchini und Aubergine werden mit geräucherter Auberginencreme und Chili-Öl kraftvoll kombiniert. Aus Flaschenkürbis entsteht mit Senf und Ketchup ein Tatar, dazu gibt es eingelegte Pfifferlinge sowie Kartoffel-Essig-Chips, und am Ende war der Entscheid, einmal die ganze Karte zu bestellen, eine gute Idee, weil für einmal alles einfach gut war.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

WEIN/PETER RÜEDI

Trouvaille vom Fluss

Fento Wines (Eulogio Pomares)
Ribeira Sacra: Xabre 2019. 14%.
Vinoversum, Neftenbach. Fr. 20.–
vinoversum.ch

Mit Geheimtipps ist es so eine Sache. Nicht selten dienen sie vor allem der Selbstfeier derer, die sie empfehlen und damit sich selber als besondere Kenner der Materie. Nur zögernd lege ich also hier dem geneigten Weinfreund einen Wein ans Herz beziehungsweise die Kehle, der in der breiten Öffentlichkeit tatsächlich noch als eine veritable Trouvaille gelten darf. Freilich nicht, ohne zu gestehen, dass er mir vor kurzem noch ganz unbekannt war, und seine Herkunft auch. Er heisst «Xabre», was in der lokalen Umgangssprache nichts anderes bedeutet als das sandig verwitterte Granit-Terrain, auf dem er wächst. Und er stammt aus dem äussersten Nordwesten Spaniens, aus Galizien: nicht von der Küste, woher die wundervoll belebenden, atlantisch frischen Weissweine kommen, zumal die Albariños, die uns in diesem kontinentalen Sommer eine geradezu un-



entbehrliche Überlebenshilfe sind; er kommt vielmehr aus dem Inneren des Landes, von einer jungen, 1998 gegründeten Denominación de Origen von rund 1200 Hektar im Wesentlichen an den Steilsthängen der Flüsse Miño und Sil gelegenen Terrassen: eine Rebfläche, ungefähr so gross wie die des Tessins. Keine Gegend also für Weinbau en masse. Die Appellation trägt den gewichtigen Namen Ribeira Sacra, den sie einer besonderen Dichte mittelalterlicher Klostergründungen verdanken soll. Entgegen der sonstigen galizischen Produktion dominieren hier rote Reben, zumal die eigenständige Sorte Mencía, wie das Terroir, auf dem sie hier wächst, nicht einfach ist in der Bewirtschaftung. Vor allem ihr Lesetermin erfordert vom Winzer viel Fingerspitzengefühl, um gegen Ende

der Reifung die Säurebalance zu wahren. Eulogio Pomares, 2012 Gründer des jungen Betriebs Fento Wines, ist dies mit dem 2019er «Xabre» beispielhaft gelungen. Das ist ein Rotwein von einer enormen aromatischen Power und gleichzeitig von grossem Raffinement. Fast eine Quadratur des Kreises. Imposante rote Frucht (Kirschen, Cassis, auch etwas Himbeere, eine Spur Pfeffer in der Nase), ungemein geschmeidig am Gaumen (eine Spur stützendes Holz aus gebrauchten Barriques) und die von besagter Säure gerettete Frische, fügt sich das im Glas zu einem einnehmend warmen Wein von cooler Eleganz. Kein iberischer Pinot noir, versteht sich, aber auf seine Weise (auch im relativ gezügelten Alkoholgehalt) eine eigenwillig originale Alternative zu spanischen Schwergewichten aus renommierteren Zonen.

Ribeira Sacra ist als Appellation klein, aber fein. Das gilt auch für die Auflage von Pomares' Cuvée (neben dem stimmführenden Mencía enthält der «Xabre» Grenache und Minderheitsbeteiligungen von Mouratón und Sousón): Ganze 2640 Flaschen wurden davon produziert.

Heiliges Land

Niemand braucht ein Auto wie den Porsche Cayenne Turbo GT. Zum Glück wird es trotzdem gebaut.



Dem Vernehmen nach gehen die Meinungen selbst konzernintern stark auseinander, wenn das Gespräch auf das Thema Cayenne Turbo GT kommt. Auch beim Sportartikelhersteller Porsche gibt es Diskussionen darüber, wie sinnvoll es ist, ein SUV zu bauen, das bis zu 300 km/h schnell werden kann und dabei so sicher und solid auf der Strasse (oder Rennstrecke) liegt wie ein klassischer Sportwagen.

Offensichtlich haben sich die Leute, die das eine gute Idee mit Marktpotenzial fanden, durchgesetzt. Oder, wie man schon nach wenigen Metern in dem stattlichen Fahrzeug mit dem ausladenden Flügelwerk am hinteren Dachende sagen muss: zum Glück. Der Cayenne Turbo GT ist die Verkörperung dieses kleinen Masses an Wahnsinn, das es wohl braucht, um Autos zu bauen, die ein wenig verrückter, eine Spur besser und ein schönes Stück schneller sind als die meisten anderen in denselben Disziplinen.

Selbstverständlich wurde mit dem Turbo GT ein Nordschleifenrekord für SUVs erzielt, das ist bei deutschen Automobilherstellern so etwas wie das Gardemass für sportliche Fahrambitionen. Im gutschweizerischen Autoalltag spielt das eine so unbedeutende Rolle wie ein umfallender Reifenstapel in China. Viel beeindruckender und relevanter ist die Tatsache, dass mit diesem SUV Dinge möglich werden, die ansonsten wesentlich kleineren, leichteren und agileren Fahrzeugen vorbehalten sind. Ich bin ein gutes Stück davon entfernt, ein solches Auto dort zu bewegen, wo der vielzitierte Grenzbereich beginnt. Beim Cayenne Turbo

GT liegt der ohnehin so weit von den Fähigkeiten selbst geübter Fahrer entfernt, dass die eigenen Limiten sehr viel früher erreicht werden als diejenige des Porsches.

Worum es letztlich geht: Mit seiner Gewichtsverteilung, der Hinterachslenkung, der Fahrwerkstechnik inklusive Performance-Reifen im 22-Zoll-Format liegt der GT so herausragend satt auf der Strasse, dass Kurven zum heiligen Land werden, das man unbedingt – und immer wieder – erreichen will. Schnell und leichtfüssig durch Biegungen zu fahren, macht einem der Super-SUV so leicht, dass ich bisweilen nicht widerstehen kann, die gleiche Strecke zweimal zurückzulegen; einfach, weil's so schön war.

Abgesehen davon, ist der Wagen mit Vierliter-V8-Biturbomotor und einer Sprintzeit von 3,3 Sekunden von 0 auf 100 km/h ein durchaus praktisches, angenehmes Alltagsfahrzeug. Was die sogenannte Spreizung betrifft, den Spagat zwischen ausgesprochen sportlicher und komfortabler Abstimmung, setzt der GT Standards: Während das Auto auf der Autobahn dank einer Dreikammer-Luftfederung entspannt dahinrollt, ist es, nur einen Dreh am Fahrprogrammregler später, jederzeit bereit, seine – und die eigenen – Möglichkeiten auszureizen.

Porsche Cayenne Turbo GT

Motor/Antrieb: V8-Biturbo, Achtgang-Tiptronic S, aktiver Allradantrieb; Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 640 PS (471 kW); max. Drehmoment: 850 Nm/2300–4500 U/min.; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 300 km/h; Verbrauch (WLTP): 14,1 l/100 km; Preis: Fr. 246 900.–, Testauto: Fr. 249 750.–



OBJEKT DER WOCHE Wie Schneewittchen bei den sieben Zwergen

Picopresso von Wacaco
Online für Fr. 169.– erhältlich

So abhängig von elektrischem Strom wie heute waren wir noch nie. Unsere Gerätschaften – vom Smartphone über den E-Scooter bis zum Tesla – wollen regelmässig aufgeladen sein. Vor allem in der freien Natur aber ist Strom ein äusserst seltenes Gut. Zum Glück weiss sich der Mensch in den meisten Situationen zu helfen. So ist es heute möglich, auf 4000 Metern Höhe oder am einsamen Strand einen wunderbaren Espresso wie im italienischen Café zu geniessen.

Die wohl kompakteste Variante, dies zu tun, bietet derzeit der Hongkonger Hersteller Wacaco an. Picopresso heisst die mobile Kaffeemaschine. Das kleine Wunderding misst 106×78×71 mm, wiegt 350 Gramm und setzt sich aus einem Behälter, einem Filter, einem Stampfer, einem Löffelchen, einem Bürstchen, einem Verteilstäbchen und einem Trichterchen zusammen.

Man füllt gemahlene Kaffeebohnen in den Filter, drückt das Pulver an, setzt den Filter in den Behälter, giesst Wasser rein und pumpt dieses mit der entsprechenden Vorrichtung durch den Kaffee ins Tässchen.

Bei der Zubereitung mit diesen winzigen Komponenten kommt man sich ein bisschen vor wie Schneewittchen bei den sieben Zwergen, doch das Resultat schmeckt ausgezeichnet. Ohne heisses Wasser geht es natürlich nicht, aber das kann man zur Not ja auf einem Feuerchen kochen.

Benjamin Bögli



Fotos erlaubt: Leopard-Club-Präsident Benedick, Gattin Denise, Star Edgar-Jones.



Swisscom-CEO Aeschlimann, -Präsident Rechsteiner, -Kommunikationschef Nünlist.



«Schmaus»: Bundesrat Alain Berset, Ehefrau Muriel Zeender Berset.



Gutgelaunt: SRG-Generaldirektor Gilles Marchand, Vorgänger Roger de Weck.



Tessiner Risotto auf dem Monte Verità: Locarnos Stadtpräsident Alain Scherrer, Ivo Kummer, Filmchef des Bundes.

BEI DEN LEUTEN

Feste, Stars und Kinohits

Auch die 75. Ausgabe des Locarno Film Festivals auf der Piazza Grande war ein voller Erfolg.

André Häfliger

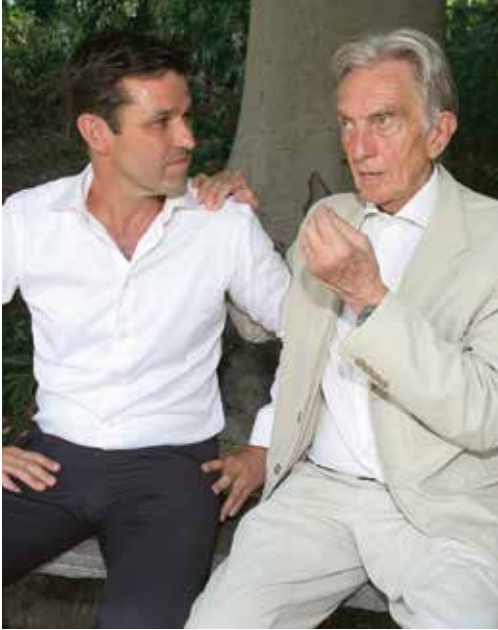
Wie immer war der erste Freitag am Festival im Tessin, das am 13. August endet, der wichtigste Partytag. Über Mittag ging es mit dem traditionellen Risottoessen auf dem Monte Verità los. Bundesrat **Alain Berset** war mit seiner charmanten Ehefrau, Kunstmalerin **Muriel Zeender Berset**, da. «Ich freue mich jedes Jahr auf diesen Schmaus», sagte sie. Zuvor lobte ihr Gatte die Organisatoren: «Sie bringen das Festival Jahr um Jahr voran. Gut so, denn wenn sich ein solcher Weltklasse-Event nicht bewegt, ist er tot.»

Das Filmfestival mit praktisch jeden Abend ausverkauften Rängen stösst auch dieses Jahr auf grosse Begeisterung. «Besser kann man es kaum machen», schwärmte Nationalrätin **Doris Fiala**. «Dieser Event ist Weltklasse und bringt der Region enorm viel», attestierte **Daniel Schälli**, Direktor des Hotels «Villa Orselina». Sein Stargast war der amerikanische Schauspieler **Matt Dillon**, Jurymitglied des Filmfestivals von Venedig. Empfänger der anerkennenden Worte sind stets humorvolle Festivalpräsident **Marco Solari** («Wir sehen uns in 75 Jahren wieder!»), Ma-

naging Director **Raphaël Brunschwig** und der künstlerische Chef **Giona A. Nazzaro**. Auch sie sind willkommene Gäste beim Empfang von **Denise** und **Rolando Benedick** (Präsident des Gönnervereins Leopard Club) im «Palacinema». Wie beim «Dîner politique», dem dritten Event an diesem Tag: sehr schöne Ambiance, bestens gelaunte Gäste und feinstes Catering.

Ein Auftritt hatte es besonders in sich. Die britische Schauspielerin **Daisy Edgar-Jones** (1,3 Millionen Follower auf Instagram, Festivalfilm: «Where the Crawdads Sing») empfing bei den Benedicks den begehrten Leopard-Ehrenpreis. Fotografieren war von der Filmfirma angeblich untersagt. Gastgeber Benedick und sein Nachfolger **Felix Ehrat** konnten es kaum glauben: «Wie bitte?»

Plötzlich wurden Handybilder gemacht, die Preisträgerin posierte höflich. Ob das denn in Ordnung sei, wurde sie gefragt. Bildaufnahmen seien ja verboten. Edgar-Jones ganz verduzt: «Wie, wo, was? Ich bin doch überglücklich, diesen tollen Preis zu bekommen. Die ganze Welt soll es wissen!»



Im Gespräch: SP-Nationalrat Matthias Aebischer, Locarno-Festival-Präsident Marco Solari.



Prominenz auf dem Monte Verità: Satiriker Viktor Jacobbo, SRF-Kulturchefin Susanne Wille, NZZ-CEO Felix Graf.



Elke Mayer, CEO Zurich Film Festival (M.), Nachfolgerin Jennifer Somm (r.), Maya Marburger (l.).



Ex-SRG-Generaldirektor Armin Walpen, Partnerin und Nationalrätin Doris Fiala.



Beatrice Lessi, Sängerin La Lupa, Denise Tonella, Direktorin Schweizerisches Nationalmuseum.



In Stimmung: Eventmanager Freddy Burger, Gattin Isabella, Ex-Manor-Chef Bertrand Jungo, Ehefrau Doris.



Raphaël Brunshwig, operativer Leiter des Festivals, Gattin und TV-Moderatorin Maria Victoria Haas.

Grüsse aus der Mittelschichts-Hölle



Rastlose Ereignislosigkeit: Hotelanlage auf Mallorca.

Das Erlebte in der Viersternehotel-Anlage war erwartbar: aufwärtsmobile Menschen auf der Suche nach Sonne mit gutem Preis-Leistungs-Verhältnis, inklusive morgendlicher Usurpation der Liegestühle und einer Animation wie Vanilleeis.

Am Buffet dachte man an Sartre: «L'enfer, c'est les autres» (Die Hölle, das sind die

anderen). Kurzum, es herrschte rastlose Ereignislosigkeit. Das englische Verb *travel* (reisen) und das französische *travailler* (arbeiten) haben übrigens denselben Stamm: das lateinische *trepalium*, was ein Folterinstrument aus drei Pfählen bezeichnet.

Augenfällig ist, dass sich der Lifestyle der internationalen Mittelschicht globalisiert hat.

Ähnelte sich bis anhin lediglich die Oberschicht um den Globus, gleicht sich der Mittelstand aus China, Indien und Europa allmählich an, scheint es.

Mediterranen Fusion Food mögen alle.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich arbeite als Projektleiter in einer grösseren Firma. Meine Chefin steht offensichtlich auf mich. Soll ich mit ihr ins Bett?

S. E., Romanshorn

Um Himmels willen, bloss nicht...! Ich würde Ihnen unbedingt davon abraten, auch um Ihrer Karriere willen.

Zwar sind Beziehungen am Arbeitsplatz üblich, weil man dort bekanntlich vielen Menschen begegnet. Doch wenn ich Sie richtig verstehe, geht es Ihnen in erster Linie nicht um eine ernsthafte Beziehung: Sie schreiben, dass sie «offensichtlich auf Sie steht» – Sie offensichtlich aber nicht wirklich auf Ihre Chefin.

Kommt dazu, dass Beziehungen über verschiedene Hierarchiestufen hinweg oft einfach schwierig sind. Natürlich gibt es (wenige) Ausnahmen, und auch auf der



Arbeit kann man der einen wahren grossen Liebe begegnen.

In einem solchen Fall lohnt es sich aber, eine für die Situation passende Lösung zu finden. Denn wer sich mit seinem Chef beziehungsweise einem Untergebenen einlässt, kann auch schnell in Interessenkonflikte geraten: Natürlich fällt es einem verliebten Vorgesetzten im Zweifel schwerer, der geliebten Person eine unangenehme Aufgabe zu übertragen.

Zudem legt eine Liebesbeziehung zwischen Chef und angestellter Person bei Kollegen oft die Vermutung nahe, mindestens einem der Beteiligten ginge es dabei auch um Privilegien und Bevorzugung. Hier ist also Fingerspitzengefühl gefragt.

Kurzum: Lassen Sie die Hände davon. Das ist ein grosses Risiko, das sich überhaupt nicht lohnt. Abenteuer und Nervenkitzel können Sie an anderen Orten besser finden.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien letztes Jahr bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Ronja Büsser

Die erste Bademeisterin in der 88-jährigen Geschichte des Dolder-Bades freut sich über ihren Traumjob und steht im Winter auch als Ski- und Schlittellehrerin im Einsatz.

Als Bademeisterin hat Ronja Büsser eigentlich keine Zeit, um Glace zu essen. Doch als sie sich auf einen Stoffessel im Restaurantbereich des Dolder-Bades fallen lässt, sagt sie: «Auch wir brauchen ab und zu eine Abkühlung und eine Pause.» Wir – das sind die fünf Mitglieder der Bademeister-Equipe.

Die 23-jährige Schaffhauserin ist eine Ausnahmeerscheinung. Sie ist die erste Frau im Dolder-Bad, die diesem verantwortungsvollen Beruf nachgeht. Die täglichen Probleme bewegen sich in der Regel im eher harmlosen Bereich: Wespen- oder Bienenstiche, Schürfungen oder sonst kleine Blessuren. Auch auf der Minigolfanlage komme es gelegentlich zu Zwischenfällen: «Manchmal verwechseln die Kinder Minigolf mit echtem Golf und schwingen den Schläger etwas übermotiviert.»

«Ich weiss nicht, was mich erwartet»

Die junge Frau bewarb sich im vergangenen Herbst eher zufällig um diesen Job – und erhielt den Zuschlag. Zunächst sah sie sich aber mit Aufgaben konfrontiert, die für eine Bademeisterin unüblich sind: als Helferin im Skiliftbetrieb. Im vergangenen Winter lancierte das Dolder-Bad in Zusammenarbeit mit der Tourismusdestination Gstaad eine besondere Aktion und präparierte mit dem Eisabrieb von der benachbarten Kunsteisbahn eine sechzig Meter lange Skipiste. Ronja war dabei für die Schlittelbahn verantwortlich: «Ein grosser Spass – und garantiert schneesicher», sagt sie mit sommerlichem Lachen. Sonst käme Ronja im Winter in der Kunsteisbahn zum Einsatz: «Ich könnte mir auch gut vorstellen, die Eismaschine zu steuern.»

In diesen Tagen wird Ronja Büsser die Arbeit so oder so nicht ausgehen. Sie beobachtet den Badebetrieb vom Bademeister(innen)-Stuhl oder stellt sich neben den «Bademeister-Baum», von wo aus sie die ganze Anlage überblicken kann. Daneben ist sie auch für Unterhaltsarbeiten verantwortlich – unter anderem für das Mähen des Rasens. Büsser, die eine Lehre als Verkäuferin gemacht und später als Barista die Kunst der edlen Kaffeezubereitung



Diskretion ist oberstes Gebot: Ronja Büsser im Zürcher Dolder-Bad.

gelernt hat, schätzt die Abwechslung in ihrem derzeitigen Beruf: «Ich bin quasi das Mädchen für alles. Wenn ich am Morgen meinen Arbeitstag antrete, weiss ich nicht, was mich erwartet.»

Das Publikum sei sehr vielschichtig. Es komme aus dem Quartier, aber auch aus dem benachbarten Fünfsternehotel «Dolder Grand». So begegne man gelegentlich auch dem einen oder anderen Superstar aus der Show-Welt. Die Namen darf uns Ronja nicht verraten. Diskretion ist auch für die Bademeisterin oberstes Gebot.

Ab 2025 wird das Dolder-Bad seine grösste Attraktion zurückerhalten – die Wellenmaschine, die im Stundenrhythmus Ozean-gefühle auf den Zürichberg trägt. Ein entsprechender Vorstoss wurde im Gemeinderat lanciert.

Ronja Büsser auf jeden Fall wäre für die neue Herausforderung bereit – an ihrem wichtigsten Grundsatz würde sich aber nichts ändern: «An erster Stelle kommt immer die Sicherheit der Gäste.»

Thomas Renggli

Ihre Spezialität sind Schlossbeindeckeli

Fleisch-Papst Markus Zemp hat im Bernbiet ein Metzger-Talent ausgemacht. Wir haben uns mit der jungen Frau unterhalten.

Michael Baumann

Die Metzgerstochter der Nation kennen fast alle. Doch während die Schwyzerin Beatrice Egli nicht in die Fusstapfen ihrer Eltern trat und zuerst Coiffeuse und später Sängerin wurde, führt in Neueneegg im Bernbiet Claudia Jaun die Familientradition weiter. Dabei war es bei der 28-Jährigen alles andere als klar, dass sie einst diesen Weg einschlagen würde. Als Kind wollte sie nämlich Lehrerin werden. «Nach der Sekundarschule hatte sich dieser Berufswunsch aber verflüchtigt», sagt sie lachend. «Vielmehr wollte ich etwas mit den Händen machen, kreativ sein, praktisch arbeiten.» Deshalb absolvierte sie diverse Schnupperlehren, etwa als Floristin, Bäckerin-Konditorin oder Landschaftsgärtnerin. Aber keiner dieser Berufe überzeugte Jaun vollends. Erst, als sie in einen fremden Metzgersbetrieb reinschaute, merkte sie, dass sie für das Gute nicht in die Ferne schweifen musste.

Wichtig für die Kundschaft

«Ich machte die dreijährige Lehre zur Fleischfachfrau ausserhalb des elterlichen Betriebs», sagt sie. «Bei meinen Eltern in die Lehre zu gehen, war keine Option.» Obwohl die Eltern Kurt und Marianne die Berufswahl ihrer jüngeren Tochter begrüsst, hatten sie nie Druck ausgeübt oder ihre Entscheidung beeinflusst. Als Vertiefungsrichtung wählte Claudia Jaun Veredelung, weil gerade in diesem Bereich Fantasie und Kreativität besonders gefragt seien, sei es beim Herstellen eines Cordon bleu, beim Entwerfen spezieller Kreationen, beim Herrichten der Fleischtheke oder beim Dekorieren des Ladens. «Das Schlachten von Tieren kam für mich hingegen nie in Frage», erklärt Jaun.

Heute ist die junge Fleischfachfrau zufrieden und glücklich, in der Familienmetzgerei zu arbeiten. «Mir gefällt vor allem das Gesamtpaket», erklärt sie. Dazu gehören die Beratung der Kundschaft im Laden, das Kochen für das Catering, das Schreiben der Produkttafeln, das Beantworten von Mails, das Erstellen von Offerten und die Betreuung der sozialen Medien. «So kann ich meine Viel-



«Begeisterung, Standhaftigkeit, Risikofreude»: Verbandspräsident Zemp.

Markus Zemp ist Präsident der Branchenorganisation der Schweizer Fleischwirtschaft. Über Claudia Jaun sagt er: «Sie steht als leuchtendes Beispiel für die erfolgreiche Zukunft der Schweizer Fleischbranche. Als junge Frau packt sie mit viel Begeisterung, Standhaftigkeit, Risikofreude und Kreativität zu. Mit ihren Produkten kommt sie bei den Kunden, den Fleischliebhaberinnen und Fleischliebhabern besonders gut an. Es ist Schweizer Handwerk auf höchstem Niveau und Genuss pur für die Kunden.»

seitigkeit voll ausleben.» Mit den Aktivitäten der Metzger auf Instagram und Facebook werden vor allem jüngere Kundinnen und Kunden angesprochen. Und im Moment ist Jaun daran, eine Website aufzubauen. Dort wird dann auch zu lesen sein, dass das Fleisch, das verkauft wird, hauptsächlich aus der Region oder von Bauern aus der Schweiz stammt. «Wir wollen wissen, wie die Tiere leben, die wir verarbeiten. Das ist uns und unserer Kundschaft wichtig», sagt sie.

Vater und Mutter Jaun hatten die Metzgerei vor dreissig Jahren aufgemacht und an-

fänglich den Laden zu zweit geführt. Gegenwärtig arbeiten zwölf Personen mit je einem Hundert-Prozent-Pensum im Betrieb. Das hat auch damit zu tun, dass in Laupen und Thörishaus je eine Landi-Filiale beliefert wird, wobei die Jauns für die Bewirtschaftung der Fleischtheken zuständig sind und den Verkauf das dortige Personal übernimmt. «Man kann schon sagen, dass unsere Metzger überregional bekannt ist», sagt die junge Frau.

Auch vegane Bolognese im Angebot

Zu den Spezialitäten des Hauses, dessen Einzugsgebiet bis in den Kanton Freiburg hineinreicht, gehört das sogenannte Schlossbeindeckeli, ein Special Cut vom Stotzen des Schweins, das mit einer Hauswürzmischung und an einer Curry-Sesam-Marinade verkauft wird. Das Sortiment umfasst aber auch Grillkäse, vegane Bolognese-Sauce oder Vegi-Burger. «Wir versuchen, allen etwas Feines zu bieten, unabhängig von der individuellen Vorliebe», führt Jaun aus. «Das ist zeitgemäss. Ich esse ja auch nicht nur Fleisch, sondern ernähre mich ausgewogen.»

Bekanntheit erlangt hat Jaun auch, als sie 2013 bei den Schweizer Meisterschaften (heute Swiss Skills) der jungen Fleischfachleute und zwei Jahre später an den Europameisterschaften (heute Euro Skills) in den Niederlanden jeweils die Silbermedaille gewann. Im Team mit einer Kollegin sicherte sie sich gar den Europameistertitel.

Heute gibt Jaun ihre Erfahrung und ihr Wissen weiter und bereitet die Schweizer Delegation auf die Euro Skills vor. Und sie gibt im Ausbildungszentrum Spiez dem Nachwuchs Kurse, wie man eine kalte Platte perfekt zubereitet. Zudem tritt sie als Hobby zusammen mit ihrer Schwester, die in der Stadt Bern ein Restaurant führt, gelegentlich noch als Jodel-Duo auf. Immerhin gewannen die Geschwister 2010 den Kleinen Prix Walo in der Sparte Jodel.

Ihrem Beruf will Claudia Jaun unbedingt treu bleiben. Um die Metzger eventuell dereinst von ihren Eltern übernehmen zu können, lässt sie sich deshalb nebenberuflich zur Fachfrau Unternehmensführung KMU ausbilden.



«Für alle etwas Feines»: Metzgerin Jaun im elterlichen Betrieb in Neueneegg.

Michel Birri, «Mr. Hitparade»

Am meisten geprägt haben den 35-Jährigen die Backstreet Boys, das Schulfach Mathematik würde er sofort abschaffen; am glücklichsten ist er auf dem Snowboard.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Michel Birri: Meine Mutter und all die anderen Mütter.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Birri: Bestimmt nicht am Kopf, wegen der Frisur.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Birri: Dass Fondue mit Cervelatstücken viel leckerer ist anstatt mit Brot.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Birri: Es reicht, dass ich im Winter regelmässig meinem Lieblingshobby Snowboarden nachgehen kann.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie beim anderen Geschlecht am meisten?

Birri: Persönlich finde ich, dass Frauen oftmals das mit der Organisation von Terminen et cetera besser im Griff haben. Da kann ich mir eine grosse Scheibe abschneiden.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Birri: Vor dem Geschirrspüler-Einträumen. Man kann es eigentlich nur falsch machen, oder?

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Birri: Vor Freude, als ich die Zusage für den Job als Moderator bei «Gesichter & Geschichten» gekriegt habe.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Birri: Ich bestimmt nicht.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Birri: Nein.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Birri: Immer die gleiche.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Birri: Das ist schon länger her.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Birri: Zählt das scharfe Messer, um Sushi zu machen, auch? Sonst keine.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Birri: Als Kind konnte ich mich öfters an Träume erinnern. Da gab es den einen Traum, in dem ich allein im Auto sitze. Die Handbremse löst sich, ich donnere rückwärts den Berg runter und zack wach!

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?



«Fondue mit Cervelat-Stücken»: Moderator Birri.

Birri: Die ersten grauen Haare schon mit Mitte zwanzig hätten nicht sein müssen. Jetzt bin ich 35, es sind ein paar mehr dazugekommen, aber ich habe mich daran gewöhnt. Geerbt habe ich sie von meinem Vater.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Person möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Birri: Ich verbringe die Sommerabende lieber mit Freunden oder meiner Familie. Manchmal wird es da schon schwierig, dass wir alle einen gemeinsamen freien Abend finden.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Birri: Nein. Ich bin schon genug hyperaktiv. Nicht auszudenken, wie das in Kombination mit Drogen enden würde.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Birri: Pippi Langstrumpf. Sie macht die Welt, widdewidde wie sie ihr gefällt.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Birri: Im Leben immer nur das zu machen, was mich glücklich macht, und an meine Träume zu glauben.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Birri: Ja.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Birri: Ich liebe Fondue mit Cervelatstücken.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Birri: Michi. Schon als Kind hat mich meine Familie so genannt. Nur, wenn ich mal wieder nicht so tat, wie es mein Mami wollte, nannte sie mich: Michel!!!

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Birri: Das Schulfach Mathematik wird abgeschafft. Da schlägt Klein Michel durch. Ich war wirklich unterirdisch schlecht.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Birri: Ich bin ein schlechter Lügner. Meine Familie sagt immer, man sehe es mir an den Nasenlöchern an. Sobald ich lüge, werden sie grösser.

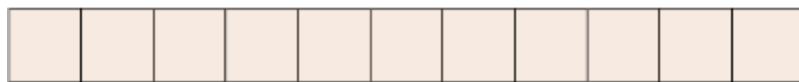
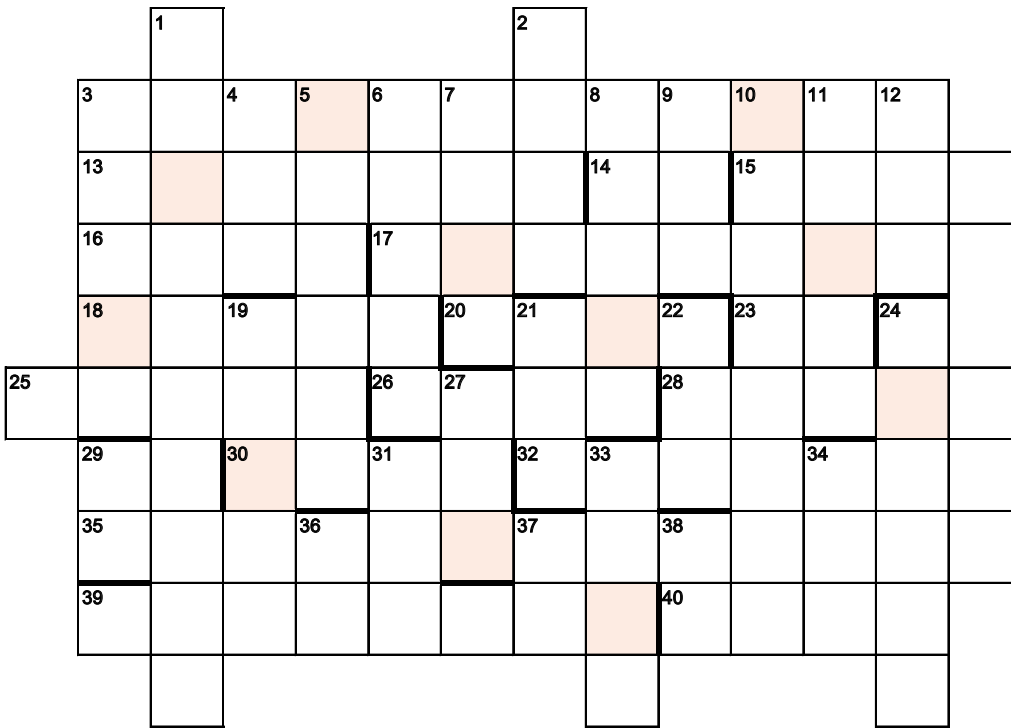
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Birri: Die Backstreet Boys. Eigentlich träumte ich von einer Boyband-Karriere. Leider haperte es am Gesang. Ihre Songs liebe ich noch heute.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Birri: Auf dem Snowboard mit Freunden in den Schweizer Bergen, inklusive Après-Ski.

Michel Birri präsentiert seit 2012 die Hitparade auf SRF3. Ab 1. September wird er «Gesichter & Geschichten»-Moderator beim Schweizer Fernsehen.



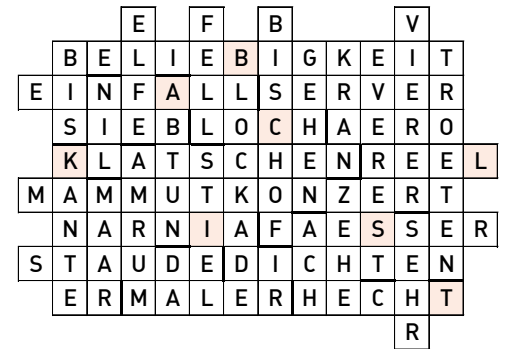
Lösungswort — jemand, der illegal mit Eisenbahnen handelt?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 packende Unterhaltung im Internet? 13 wirkt vermittelnd 14 liegt mitten im Moor 15 passt gut vor R-Werte und Kästchen 16 Höhepunkt, dem wenig zur Datenwolke fehlt 17 schießt wild durcheinander, wird häufig gedeckt 18 Matrosen hoffen, dass sie ... höher ausfällt als letztes Jahr 20 stehen weit oben in der marinen Nahrungskette 23 Teil von Leuk, liegt aber weiter nordwestlich 25 manchmal ist es geboten, jemandem dies zu bieten 26 Raubtier in Hühnerzuchtbetrieben 28 tun angeblich viele ohne allzu viel zu tun, atmen reicht schon dafür 29 Boombranche am Ende der Eiszeit 30 menschliches Durchsetzungsvermögen oder Folge von Hunde-Durchsetzungsversuch 32 was Bildhauer Diet... ..gen vielleicht bearbeiten wird 35 was zwischen kleinstmöglichen Teilchen stimmen muss, damit sie sich verbinden? 39 woran sich Basedow-Fans erfreuten 40 zweisprachig eingeschaltet, insgesamt biblisch

Senkrecht — 1 das Gegenteil von Zufuhr? 2 wiegt 51 Gramm oder 640 Trillionen Tonnen 3 Zeit für Fledermäuse und das U im ABC 4 für Berg, See und Tal reicht's, für eine Fahrt nach Lodz fehlt ein H 5 nur am Vormittag essbar 6 leuchtet buchstäblich in der Finsternis 7 empfinden Briten als stossend 8 kann man entweder mit Stift oder Handy selber machen oder von jemandem nehmen 9 invertiertes geladenes Teilchen, vermittelt südlich von hier Zusammengehörigkeitsgefühle 10 Anti-Bienengeräusch? 11 so mögen Realisten Tatsachen und Nudisten das Wandern 12 Bewegungsaufforderung, die Ölzen fehlt 19 sehr altes Trinklokal? 21 besser ... dran als ... ab 22 needed to h... 24 wird in den Boden gerammt oder aus dem Wasser gezogen 27 schwanzloses Grautier 29 in Boutiquen und in Antiquitätenläden zu finden 31 einst für Tropenreisende da, heute für Berner Oberländer Busreisende 33 4047 m² 23-waagrecht-Boden 34 alter Bestandteil von Ovomaltine 36 Prä-SD 37 kleiner Bruder von Ar und Xe 38 erschallt auf Rentierschlitten und verkauft mit Fladen frische Esswaren

© Daniela Feurer – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 778



Waagrecht — 5 BELIEBIGKEIT 11 EINFALL (ein Fall) 14 SERVER 15 SIEB 16 LOCH 17 AERO 18 KLATSCHEN 21 REEL (engl. f. Haspel) 22 MAMMUTKONZERT 25 NARNIA (Fantasywelt von C. S. Lewis) 26 LUFFAESSER-Menu 29 STAUEnde 31 DICHTEN 33 jeder ERdbeERE 34 MALER 35 HECHT

Senkrecht — 1 ELFE 2 FELL 3 BISCHOF 4 VIERER 5 KürBIS 6 BLOCKADE (Block+ade) 7 zweibeini-GEHEN-nen 8 KRANK 9 Mount EVEREST 10 TROETEN 12 VaNILLEcreme 13 ABTUN (Anagramm v. Butan) 18 KANTE 19 AMRUM (am Rum) 20 STIEL (Anagramm) 23 MAAR 24 ZEH 27 ACHtel 28 FernSEHReportagen 30 DA da da 32 IR (Interregio)

Lösungswort — **BACKLIST**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



**100% GESCHMACK
0.0% ALKOHOL**

**ALLES
ANDERE
WÄRE
FALSCH**



MIGROS

Eichhof 0.0 gibts in Ihrer Migros und online auf migros.ch